5. "In dem Buche werden die zum Feuer verurtheilten Sacramentsschänder noch über die Blutzeugen der ersten Kirche gesezt, und Franciscus I. wird mit schwarzen Farben geschildert."

Das Buch tadelt den K. Franz den ersten so wenig, als es die von ihm der Religion wegen Ermordeten lobet. Wie hätte denn auch Calvinus so etwas mit seinem Namen (zwar latinisirten, aber doch seinem Namen, eigentlich hieß er Cauvin b), zu Paris öffentlich herausgeben und einem Abbè zu Nojon zueignen können?

6. "Das übrige ist ein Haufe abgerissener Gedanken des Philosophen Seneca."

Das ganze Buch ist Erklärung des Seneca de clementia, der ganze Text des Seneca ist darinn abgedruckt. Zu Ende jedes Capitels steht die calvinische Erklärung.

7. "Einer lächerlichen Unwissenheit macht sich Calvinus damit schuldig, daß er nicht zween Seneca's, von Corduba gebürtig, unterscheidet. Der Vater Seneca hatte den Beynamen Rhetoricus, weil Redekunst sein Hauptwerk war; der Sohn ist viel berühmter, als der Vater: er war Philosoph von Profeßion, Instructor des Kaisers Nero. Beyde, Vater und Sohn, wurden sehr alt, wenn gleich der Sohn Gift nehmen mußte. Calvinus konnte sich darein nicht finden, giebt seinem Seneca beyder Jahre, läßt ihn 140 Jahre alt werden."

Warum verjüngt denn vorher Varillas Calvinum um 5 Jahre, und findet es nun so lächerlich, daß Calvinus das Alter nicht recht herauszubringen gewußt hat? Es ist noch dazu nicht einmal wahr, der Seneca beym Calvinus wird nur ohngefähr 115 Jahre alt.

An einem andern Orte c) erklärt sich Varillas viel vernünftiger über dieselbe Schrift: "Calvinus schrieb ei-

b) Maimbourg hist. du Calvinisme, p. 57. Papyre Masson in vita Calvini, p. 412.

c) Varillas Histoire du François I. liv. VII. tom. II. der holländ. Ausgabe, von 1690.

nen Commentarium über die senecasche Schrift de clementia. Seine eigentliche Absicht lag unter der Decke dieser ganz heydnischen Moral versteckt. Er wollte nämlich Franz dem ersten, der solche Schriften gerne las, wegen seines Vorfolgungsgeistes, Gewissenszweifel erregen." Nach dieser Schrif machte sich Calvinus bald den heimlichen Freunden der Reformation bekannt. Eine gewisse Rede von ihm mißfiel der Sorbonne, wie dem Parlamente, und erregte ihm die ersten Verfolgungen. Er sollte im Collegio zu Forteret beym Kopfe genommen werden, und konnte so eben d) noch nach Xaintonge flüchten. Da bat ihn ein guter Freund, christliche Erbauungsschriften aufzusetzen, die in einigen Kirchen vorgelesen werden könnten, damit der grosse Haufe der Wahrheit näher kommen mögte. Beza nennet den Freund nicht. Er verdient es doch wohl. Louis de Tillet hieß er e), einer seiner Brüder war Parlamentsglied und ein andrer Bischof. Er selbst war Domherr zu Angouleme und Pfarrer zu Clair.

Um diese Zeit sprach Calvinus die Königinn von Navarra (Sie hatte den ersten Sturm gestillet, sie war es, die den gelehrten Faber Stapulensis der Inquisition entriß und nach Nerac schickte). Darauf gieng Calvinus 1534 nach Paris zurück. Da war Servet und erschien nicht zu einer zwischen ihm und Calvinus verabredeten Zusammenkunft. Das Jahr war der Reformation sehr hart. Calvinus hatte auch nicht länger Lust in Frankreich zu bleiben, nahm mit einer Schrift f) Abschied, wählte Basel zu

d) Quo forte domi non reperto, Beza. Er ließ sich an seinen Betttüchern zum Fenster herunter, Masson, Varillas, Maimbourg.

e) La defense du Calvin. par Drelincourt, p. 40.

f) Postquam Aureliae insignem illum librum edidisset, quem *Psychopannychian* inscripsit adversus illorum errorem, qui dormire seiunctas a corporibus animas, errore a vetustissimis usque seculis repetito, docebant. Beza in vita Calvini, p. 367.

zu seinem Aufenthalt und lernte da hebraeisch. Grynaeus und Capito hielten sich sehr zu ihm, und so wenig er auch Lust hatte, Lerm zu machen, sahe er sich doch genöthigt, seine *institutionem christianam* herauszugeben, und damit hat er sich ein hohes Ehrendenkmal errichtet. Beza nennet die Jahreszahl der ersten Ausgabe nicht, aber dafür entschädigt er mit der erzählten Gelegenheit und Veranlassung des Buches. Franz der erste wünschte die Protestanten auf seiner Seite zu haben, und weil er wußte, daß sie die Verfolgung ihrer Glaubensbrüder in Frankreich sehr übel genommen hatten, so wollte er sie auf Angeben Wilhelms von Bellai irre machen, damit, daß er nur einige Schwärmer, Anabaptisten, Narren und Rebellen bestraft zu haben vorgab. Calvinus hielt es für seine Pflicht, die Unschuld der in Frankreich zum Feuer verdamnten Protestanten zu retten, und in der Absicht gab er seine Institution mit einer Zueignungsschrift an Franz den ersten heraus, g. zu Basel 1536 am 1sten August. Bey seiner ersten Erscheinung war das Buch nur Entwurf eines grössern Werkes h). Nach und nach erweiterte es sich zu dem vortreflichen Gebäude, das auch selbst Scaliger so oft bewundert. In seinen Schriften ist dieser seltne Weyhrauch hie und da ausgestreuet i).

Die erste kam zu Basel 1535 in 8., die zwote zu Strasburg in Folio 1539 heraus. Damals war Calvinus Professor der Theologie und Prediger in Strasburg. Sie ist schon viel weitläuftiger und gefeilter als die erste. Die dritte

g) Diese und die Vorrede des de Thou und die des Casaubon zum Polybius sind sehr berühmt: auch die Pelissonsche zu Sarassius Werken ist in ihrer Art sehr merkwürdig.

h) Operis longe maximi rudimentum Beza p. 367. Neque enim densum et laboriosum opus, quale nunc extat, sed breve duntaxat enchiridion tunc in lucem prodiit, Calvinus Praefat. in Psalmos

i) Praeter epistolicas post Christi tempora chartas
Huic pepetere libro secula nulla parem.

te noch vollständiger und gefeiltere zu Strasburg 1543. Zu dieser dritten gehören Johann Sturms Worte, die gemeiniglich Calvini Werken in der Folge vorgedruckt zu werden pflegten: Calvinus, homo acutissimo ingenio summaque doctrina et egregia memoria praeditus est et scriptor est varius copiosus, purus cuius rei testimonium est Institutio Chr. quam primo inchoatam, deinde locupletatam, hoc vero anno absolutam edidit. Gesner spricht von einer vierten Ausgabe von 1544 zu Strasburg, mit neuen Verbesserungen, also wäre die Genfer von 1550 die fünfte, ex officina Ioannis Gerardi, nunc ex postrema auctoris recognitione quibusdam locis auctior, infinitis vero castigatior — — additi sunt indices duo locupletissimi; unus rerum insignium, alter vero locorum omnium, quos partim ex sacris Bibliis, partim ex aliis theologiae doctoribus Auct. tanquam ex divite penu in suum usum vel apte transtulit vel docte interpretatus est.

Die lezte unter Calvini Aufsicht herausgekommene sowohl lateinische als französische Ausgabe ist die Genfer von 1558 oder eigentlich 59 bey Robert Stephanus. Darauf wurde das Werk in 4 Bücher getheilet, jedes Buch in Capitel k).

Wie Theodorus Beza bey seinen Zusätzen und Verbesserungen seiner Noten zum N. T., so oft eine neue Auflage kam, eben so hat auch Calvinus seiner Veränderungen wegen bittere Tadel erfahren, besonders vom Bolsec l). — Teissier hat die Hyperbol des Masson millies excusa eigentlich genommen und spricht von 1000 Ausgaben m). Turretin schreibt in einem Briefe: Die älteste Ausgabe auf der Genfer Bibliothek ist in 8. auf 514 Seiten bey Thomas Platter und Balthasar Latius zu Basel 1535 im März gedruckt. Am Ende steht eine Minerva mit

k) 18. 17. 25 20. zusammen 80 Cap.

l) Vie de Calvin, c. XXII. p. 107.

m) Eloges des savans hommes, Tom. I. p. 245.

mit dem Motto: Tu nihil invita facies dicesue Minerva. Vorne fehlt es bis S. 42. Also bleibt es ungewiß, ob vor dieser Ausgabe, wie vor andern lateinischen und französischen von 1545 und 61, ein Degen im Feuer gestanden ist, mit der Umschrift: Non veni pacem mittere, sed gladium n).

Nach der ersten Ausgabe des oft genannten Buches besuchte Calvinus die Herzoginn von Ferrara, eine sehr fromme Dame, und darauf machte er sich fertig, nach Basel oder Strasburg zu gehen. So ordnet Beza die Reise, und er ist gewiß in solchen Fällen sehr glaubwürdig. Auf der Reise hatte Calvinus seinen lezten Bruder Anton zum Begleiter. Sie mußten der Kriegesunruhen wegen durch Savoyen reisen, und so kam Calvinus durch eine besondere göttliche Schickung nach Genf. Er wollte nur durchreisen, und sahe sich bald durch einen gewissermassen göttlichen Ruf genöthigt, dableiben zu müssen. Wilhelm Farell, ein Geistlicher in Genf, ein gewaltiger Zelote, sprach erst lange mit ihm freundschaftlich, bat ihn mit guten Worten, mit am Bau ihres Zions zu arbeiten. Weil Calvinus mit mancherley Ausflüchten sich weigerte, so fuhr Farell auf: At ego tibi, studia tua praetexenti denuntio omnipotentis dei nomine futurum, ut nisi in opus istud domini nobiscum incumbas, tibi, non tam Christum, quam teipsum quaerenti, Dominus maledicat o). So nahm denn endlich Calvinus den Ruf zum Prediger und Professor der Theologie an, auf vieles Dringen des geistlichen und weltlichen Raths, das die ganze damit einige Menge unterstüzte. Anfangs hatte Calvinus keine Lust zum Predigen. Doch fieng er im August 1536 auch damit an. Im folgenden Jahre ließ er die ganze Stadt

n) Von den Ausgaben der Werke Calvini, ihren Schicksalen, Unterscheidungen und dergl. handelt am ausführlichsten Cornelius Schulting Bibliothecae catholicae cet. Tom. I. ab init.

o) Beza in vita Calvini, p. 368.

Stadt das Pabstthum abschwören und ein neues Glaubensbekenntniß beschwören. Die Verbesserung des Glaubens hatte nicht alle sittliche Verdorbenheit der Genfer mit aufgeräumet. Unter den angesehensten Familien war viel Zank und Streit. Calvinus und seine Collegen erklärten, weil ihre Vorstellungen nicht helfen wollten, so würden sie während dieser Unordnungen kein Abendmahl reichen. Auch widersezte sich Calvinus den Schlüssen der Synode zu Bern wegen des gesäuerten Brodtes beym Abendmahl, der aus den Kirchen weggeschaften Tauffsteine und der Abschaffung aller Feste ausser den Sonntagen. Ueber alle diese Puncte verlangte Calvinus von einer Synode zu Zürich gehöret zu werden. Das Volk wurde zusammengerufen, und nach des Volkes Schluß sollten Calvinus, Farell und noch ein Geistlicher in zweymal 24 Stunden die Stadt verlassen, weil sie das Abendmahl vorenthalten wollten. Das geschah im Jahre 1538. Calvinus gieng nach Strasburg, wo ihn Bucerus und Capito mit vieler Achtung und Freundschaft aufnahmen, errichtete dort eine französische Kirche, wurde zuerst Prediger darinn und ausserdem noch Professor der Theologie. Doch war ihm die Genfer Gemeinde noch immer lieb. Davon gab er unter andern diese Probe: Der Cardinal Sadolet, Bischof zu Carpentras, schrieb an den Magistrat und die Bürgerschaft zu Genf einen schönen listigen Brief, und foderte sie auf, sich mit der römischen Kirche, ihrer Mutter, wieder zu versöhnen. Den Brief beantwortete Calvinus von Strasburg aus 1539 am 1sten September. Zwey Jahre darauf gieng er im Namen der strasburgischen Theologen auf den Reichstag, den der Kaiser nach Worms und Regensburg ausgeschrieben hatte, um, wo möglich, die Religionsunruhen beyzulegen. Er gieng mit Bucerus dahin und besprach sich auch mit Melanchthon. Die Genfer wollten ihn gerne wieder haben, und versuchten es auf allerhand Art. Endlich versprach er ihnen seine Dienste wieder, erst auf eine Zeit-

lang,

lang, und denn fiel auch, weil der Rath zu Strasburg nachgab, diese Bedingung weg. Nur mußten sie warten, bis er vom Reichstage zu Regensburg abgehen konnte. Er kam denn endlich in Genf wieder an, 1541 am 13ten September zur grossen Freude des Raths sowohl als der Bürgerschaft. Sein erstes Geschäfte war, ein Glaubensbekenntniß (Symbolum) und die Einsetzung eines geistlichen Gerichts, welches geringere canonische Strafen und auch Excommunication sollte verhängen können. Vielen wollte das nicht gefallen. Denn in dieser Anstalt sahen sie römische Tyranney wieder aufleben. Doch gieng es durch, und wurde bey einer allgemeinen öffentlichen Versammlung am 20sten November 1541, als Gesetz, genehmigt. Geistliche und Layen huldigten dem Gesetze. Calvinus behauptete mit unerbittlicher Strenge bey jeder Gelegenheit die Rechte seines geistlichen Gerichtes, machte sich damit viele Feinde und im Staate viele Verwirrungen. Er ließ sich das alles nicht befrembden. Es ist unglaublich, und doch sind die Beweise dafür so unumstößlich, wie Calvinus im Gedränge so vieler innern Gährungen und Kriege, für so viele auswärtige Kirchen in o) Frankreich, Deutschland, England, Pohlen sorgen, so viele Briefe, so viele Bücher hat schreiben können. Seine Werke sind zu Genf in 12 Folianten abgedruckt und zu Amsterdam in 9 Folianten zusammengedrängt. Und darinn sind doch so viele Abhandlungen, die er nicht so hinschreiben konnte, die ihm viel Zeit und Fleiß gekostet haben. Gewiß stehen die Bibelerklärungen hier oben an p). Mit der Feder war Calvinus freylich am würksamsten. Doch kam er auch bisweilen selbst, z. B. nach Frankfurt 1556, zur Beylegung einiger Streitigkeiten. Um diese Zeit war er am dreytägigen Fieber krank, und das

o) Pasquier. Recherch. de la France, liv. VIII. ch. LV.

p) Richard Simon Hist. Cr. du V. T. liv. III. ch. IIII. p. 434 suiv.

das Gerücht sagte ihn todt. Der römischen Kirche war die Nachricht angenehm, und die Geistlichen zu Nojon hielten eine förmliche Prozession q). Dasmal war die Freude vergebens. Calvinus hielt sich noch eine Zeitlang, ließ sich durch keine Krankheit in seinen Geschäften stören, führte auch im Bette immer die Feder, war immer in Arbeit, trug Sorge für alle Gemeinen bis zu seinem Todestage, dem 27sten May 1564. Er war ein Mann mit grossen Geistesgaben, mit schnellem, scharfem Urtheil. Sein Gedächtniß war so stark, daß er einen nur einmal durfte gesehen haben, um ihn nach Jahren noch wieder zu erkennen. Wenn er dictirte und Stundenlang abgerufen war, so konnte er, ohne zu fragen, wo er geblieben war, den Faden wieder anknüpfen. Er war ein gründlicher, angenehmer, unermüdeter Schriftsteller, mit grosser Gelehrsamkeit nnd Wahrheitsliebe. Joseph Scaliger lobt sonst fast keinen Menschen, aber für Calvinus hat er doch Achtung. Ihn lobt er auch unter andern darum, daß er r) die Offenbarung Johannis nicht erkläret hat: O quam Calvinus bene assequitur mentem Prophetarum! nemo melius — — sapit, quod in Apocalypsin non scripsit. Scaliger mußte also wohl glauben, daß sich über die Apocalypsin nichts gutes, gewisses sagen liesse. Bodin sagt s): "Bey prophetischen Erklärungen ist eher die gerichtliche Formul NON LIQUET zu empfehlen, als die Annahme irgend einer gar nicht einmal verstandenen Hypothese. Calvinus wurde einmal gefraget, warum er nicht über die Offenbarung schriebe? Er gab die treuherzige Antwort: Ich verstehe den Verfasser nicht; es ist auch nicht einmal ausgemacht, wer er ist?" Es steht nicht dabey, ob Calvinus das mündlich oder schriftlich gesagt hat. Ich denke, mündlich. Denn ein Mann, wie Calvinus war, sagt dergleichen Dinge nicht gerne laut.

Garasse

q) Beza in vita Calvini p. 379. ad. a. 1556. (besser 1551)

r) Scaligeriana p. 41.

s) Bodinus Method. Histor. c. VII. p. 416.

Garasse t) macht die lügnerische Anmerkung, Calvinus habe nach Serveti Hinrichtung ein Buch de *non* castigandis haereticis geschrieben und auf die Art seiner That mit der Lehre widersprochen. Das ist falsch! Er gab im Gegentheil ein Buch heraus, das ihm freylich wenig Ehre macht, mit der Aufschrift: Fidelis expositio errorum Michaël. Serveti et brevis eorundem refutatio, ubi docetur, iure gladii coërcendos esse haereticos. Die Catholicken enthalten sich immer mehr und mehr der unverschämten Lästerungen des sittlichen Charakters Calvini. Ihre besten neuern Schriftsteller mildern sie sehr. Doch sind noch in der vortreflichen Schrift u), die vom Cardinal Richelieu oder doch unter seinem Namen geschrieben ist, alle bolseccischen Lästerungen aufgenommen. Das ist nun einer der guten. Der Autorpöbel hat die Verläumdung aufgebracht und wird sie nicht zurücknehmen. Solche Leute lassen solche Neuigkeiten nicht in Vergessenheit kommen, wenn sie ihnen anstehen. Von ihnen hoffe der dümmste Zeitungsschreiber mit seiner noch so erbärmlichen Lüge Unsterblichkeit! Bald nach der ersten Bekanntmachung schreibt das ein Autor aus der Zeitung. Nachher wird die Anecdote von Zeit zu Zeit, so wie sie dieser und jener brauchen kann, wieder aufgewärmet, und so erhält sie sich Jahrhunderte hindurch. Bolsecs Lästerungen werden sich ganz oder zum Theil erhalten, so lange noch Calvinisten und ihre Gegner auf der Erde sind. Billig sollte die Verachtung einiger der würdigsten catholischen Autoren den Dampf niederschlagen. Das beweiset ja den Ungrund. Wäre was daran, würden wohl jene Männer einen solchen Vortheil aus den Händen lassen? x). Die besten Autores schränken sich darauf ein, daß

t) Doctrine curieuse, p. 230.

u) La Methode pour convertir.

x) Ein gewaltig titulirter Herr hat noch 1693 zu Avignon alle die bolseccischen Träume nachgeträumet: Franciscus Porter

daß sie sagen: Wenn Calvinus auch keine grobe äussere Laster gehabt hat, so ist er doch heftig, stolz, verläumderisch u. s. w. gewesen.

Folgendes Mährchen vom Calvino verdient seiner grossen Ungereimtheit wegen erhalten zu werden: Notabile illud fuit, filium Calvini frustra expertum alia quaevis amuleta, missum Geneva Anduinum ab impio et scelerato parente, ut ibi ope sancti Huberti a rabidi canis morsu curaretur. Quemadmodum ille reipsa ibidem, abiurata simul haeresi, ab utraque, h. e. canina et calviniana rabie convaluit. Extant vero de ea re carmina Bartholomaei Honorii, poëtae illius aetatis z). Wenn einer auf die carmina neugierig ist, hier sind sie:

Scis, quid Calvinus Sanctorum fecerit osor
a cane cum rabido filius ictus erat?
Tentavit medicis illum sanare venenis,
quae pedemontanus iussit Alexis emi;
sed deus hunc non est medicina passus abuti,
ne quis ob hoc divos temneret haereticus.
Namque opus invalidum Calvini reddidit, ut se
per cunctos cuivis ferre probaret opem.
Ille itaque incassum sudans, est nocte coactus,
pignus in Ardennam mittere languidulum;
immortalis ubi numen se pandit Huberti,
talia, qui Christi vulnera curat ope.
Venit eo proles scelerati manca parentis
et supplex aras procidit ante sacras:

Quodque

ter Hibernus Medensis, Ordin. Fratr. Minor. Provinc. Hibern. olim in Romano St. Isidori Collegio Sacr. Theolog. Prof. Prim. et nunc Lector bis iubilatus ac Sereniss. Maiest. Brit. Theologus ac Historicus in Systemat. Decret. dogmatic.

z) Silvester a Petra sancta in Notis in Epistol. Molinaei ad Balzacum, C. XVII. p. 171.

Quodque precabatur superos, erat; ut sibi vellent
e membris morbum pellere tabificum,
neve sibi obiicerent male sani dogmata patris
quae modo per mundi climata nota forent!
nam se cum stolido non consentire parente,
velle sed in veteri relligione mori!
Haec ubi fatus erat, sacra cum veste sacerdos
prodiit, illius vulnera dira fovens,
nec multos mansisse dies, narratur, ibidem
quin fuerit dono sanus, Huberte, tuo!
sparserat interea Calvinus in urbe Geneva,
saxonicas natum nuper adisse plagas;
Ille quidem dignus, non qui luat a cane tali
vindictam, sed quem Cerberus ipse voret.

Rivetus und andre haben diese einer ernsthaften aa) Widerlegung unwürdige Erzählung äusserst schlecht widerlegt, damit, daß sie geleugnet haben, daß Calvinus je einen Sohn gezeuget hat. Das Gegentheil ist aus seinen Briefen, aus seinem Werke de scandalis und andern Schriften handgreiflich zu erweisen bb). Sie haben also die gute Sache schlecht vertheidigt. Eigentlich muß so etwas albernes gar nicht widerleget werden. Auch Varillas verdient nicht widersprochen zu werden, wenn er sagt:

"1. Calvinus antwortete einem Domherrn, der ihn bat, zur römischen Kirche wieder zu kommen: „Ich bin nun einmal auf diesen Weg gekommen und muß darauf bleiben: fienge ich von vorne an, so sollte mich nichts von der alten Religion abwendig machen.„"

"2. Ein Verwandter fragte Calvinum, ob man als Catholicke seelig werden könne, und Calvinus bejahete die Frage."

 "3. Einer

aa) Drelincourt Defense de Calvin. p. 198.

bb) Papyre Masson Eloge, p. 418.

"3. Einer bat Calvinum, zu wiederrufen, er gieng mit einem Seufzer weg und sagte dazu — Es ist zu spät cc)!"

Wie sehr der Eifergeist die Kraft zu urtheilen verderbe, davon zeugt die Behauptung: "Calvinus habe versprochen, Todte zu erwecken, habe Betrug von der Art gespielet." Alii etiam illum nescio quem vivum, pro mortuo cadavere excitando, universo etiam teste populo, supposuisse fabulantur, quod non minus putidum mendacium, quam si Romae Papa fuisse diceretur, ausus est rhapsodus ille Sorbonicus, Claudius Spensa maledicentissimo quodam libro inculcare dd). Hätte das irgend ein Missionarius, von Profeßion ein Schuster oder Schneider, zur Belustigung des herbeygelaufenen Volkes an einem Scheidewege hergelehert, so mögt' es hingehen und wäre nicht befrembdend. Aber Spensa war ein gelehrter, würdiger Mann, einer der berühmtesten Geistlichen des 16ten Seculi, und ein solcher Mann schämte sich nicht, solche Sachen als wahre Begebenheiten zu erzählen. Beza hat ihm mit Recht scharfe Lauge aufgegossen. Hätte Calvinus den Vorfall würklich gehabt mit einem Toden, der sich nur todt stellen sollte, und der hernach würklich todt war, wie Bolsec erzählet, so würde Balduin das Kunststück dem Calvino gewiß, als einen schändlichen, strafbaren Betrug, mit aller möglichen verdienten Bitterkeit aufgerücket haben. Des Mannes gänzliches Stillschweigen erniedrigte schon allein das ganze Ding zum Mährchen, wenn es überhaupt nur einen Schatten von Wahrscheinlichkeit hätte. Bolsecs ganzer Beweiß gründet sich auf die Aussage einer von Genf verwiesenen Wittwe. Das, sagt B., war die Wittwe des Mannes, der sich todt stellen und auf Calvini Worte wieder aufleben sollte. Gewiß, eine schlechte Zeuginn! Sie schlägt sich ja mit ihren eignen Worten. Sie gesteht, um die Kirchen-

cc) Varillas histoire de l'heresie, liv. X. p. 336.

dd) Beza l. c. sub finem.

Kirchenallmosen einpacken zu können, habe sie sich dem Calvino zur Unterstützung des abscheulichen Betrugs hergegeben und ihre Rolle so lange gespielt, bis sie der würkliche Verlust ihres Mannes nöthigte, die Maske wegzuziehen. War nicht eine solche Frau sehr aufgelegt, fürs Geld Calvinum zu lästern? Und wer das Mährchen geltend machen will, muß der nicht entweder eben so einfältig, als sie boshaft, oder eben so boshaft seyn, als sie war? Spondanus ee) hat sich mit dem Flecken besudelt. Labbé hat die Jahreszahl des schönen Wunders, auch sogar gleichsam den Tag angegeben. Er sagt bey dem Jahre 1553: "Calvinus ließ den Michael Servet am 27sten October zu Genf verbrennen, und brachte noch einen andern armen Schelm ums Leben, bey dem er den Lebendigmacher hatte spielen wollen ff)." Varillas hat nicht in seiner gedruckten Geschichte Franz des ersten — da geht er gar nicht mit der Sprache heraus — aber in einer Handschrift, die nachher bey der holländischen Ausgabe genutzet ist, so geurtheilet: Calvin kann gar nicht auf Todtenerweckung gedacht haben. Er behauptete ja: "alle wahre Wunder sind nach der schon festen Einrichtung der Kirche überflüßig, ohne Nutzen."

Moreri läßt den Talenten Calvini zwar einige Gerechtigkeit wiederfahren, aber lange nicht genung; auch hat M. sich einiger kleiner, meistens chronologischer Fehler, schuldig gemacht. Verschiedene Catholicken würden Calvinum gewiß sehr geehret haben, wenn sie es nur hätten wagen dürfen. In einigen ihrer wichtigsten Schriften bestärken nicht undeutliche Winke diese Vermuthung; besonders ist das der Fall beym Guy Patin gg). Dieser Mann hat auch Massons Lebensbeschreibung Calvini

 befördert,

ee) Der Continuator des Baronii ad a. 1553. n. 13.

ff) Chronologue françois, Tom. V. p. 766.

gg) Lettre XXIIII. der ersten, und Lettre XXXVIIII. der zwoten Ausgabe.

befördert, so ungerne die Jesuiten das auch sahen, so sehr sie es auch dem Verleger widerriethen. In dem Werke finden die bolseccischen Nachbeter ihren Bescheid. Jeder vernünftige Leser muß nothwendig über die Dummheit solcher Leute spotten, die Calvinum zum Fresser, Säufer, und besonders zum Geizhals machen wollen.

Accumulandis scilicet opibus studuit, cuius bona omnia, *care etiam divendita ipsius bibliotheca, vix trecentos aureos aequarant*, ut non minus scite, quam vere, calumniam istam longe impudentissimam refellens haec verba usurparit (in praefat. ad Commentar. in Psalm.): „Me non esse pecuniosum, si quibusdam vivus non persuadeo, mors tamen ostendet. Testari certe potest senatus quam perexigua essent eius stipendia, tantum abfuisse, ut in iis non acquiesceret, ut ampliora etiam oblata pertinaciter recusarit hh). Ein Mann von solchem Ansehen hatte so schlechte Einkünfte, wollte nicht mehr annehmen, lebte immerfort sehr eingezogen, stille, und hinterließ seinen Erben so wenig. Das ist gewiß sehr edel, und einem jeden Edeldenkendem, nur nicht dem elenden Geizhals, bewundernswürdig. Selten ist einer, auch unter den Geistlichen ist selten einer so tugendhaft groß, daß er allen natürlichen Geldgeiz so vertilgen könnte. Calvinus hat viele Nachfolger hinterlassen in Ansehung seiner Thätigkeit, seines Eifers, des starken Bestrebens für das Beste seiner Parthey. Sie lassen es weder an mündlichen, noch an schriftlichen Arbeiten fehlen, sparen keinen Weg und keine Mühe, wenn das Reich Gottes gewinnen kann. Aber sich selbst vergessen sie nicht dabey. Gemeiniglich sind sie redende Beweise, daß die Kirche eine gute Mutter ist und die Dienste ihrer Kinder nicht unbelohnt läßt. Sie machen die Lehre Pauli in einem ganz eignem Sinne wahr, daß die Gottseeligkeit zu allen Dingen nütze sey, auch Verheissungen für dieses Leben habe. Gott seegnet ihre häuslichen Umstände und ihre

hh) Beza p. 387.

ihre Sorgfalt dafür so, daß sie ansehnliche Einnahmen haben und ihren Erben grosse Güter hinterlassen können. Sie theilen Allmosen aus, üben Werke der Liebe, und können leicht dazu kommen. Denn man überläßt ihnen die Austheilung der von andern zu guten Werken geschenkten Summen, ohne daß sie nöthig haben, Rechnung davon abzulegen. Kurz, ein Testament wie Calvini seines, eine Uneigennützigkeit, wie die seinige, ist eine sehr seltne Erscheinung. Als er aus Strasburg gieng, wurde ihm das Bürgerrecht und eine Praebende gleichsam aufgedrungen, und er nahm das Bürgerrecht, schlug die Praebende aus. Seinen Bruder nahm er mit nach Genf zurück. Ein andrer würde an seiner Stelle den Bruder zu ansehnlichen Aemtern hingedränget haben. Calvinus besorgte nur die wahre Ehre seines Bruders, schafte seine unkeusche Frau von ihm. Uebrigens ließ er ihn das Buchbinderhandwerk lernen, und er mußte sich damit nähren. Die übrigen groben und feinern Beschuldigungen, Calvini Person betreffend, hat Drelincourt sehr vollständig gesammlet und widerlegt ii). Als Calvinus in Basel war, gieng Bucerus mit ihm zum Erasmo. Da soll Erasmus, nachdem er mit Calvino über Religionssachen gesprochen hatte, ohne alle Zurückhaltung gesagt haben: "Die Kirche werde sich an diesem jungen Menschen ein gefährliches Mitglied erziehen." Moreri hat das entweder aus der Quelle beym kk) Florimond de Remond, oder wohl nur aus den Annalen ll) Spondani geschöpfet. Die Sache verdient so wenig Glauben, als die Gewährsmänner. Und noch dazu läßt sich das Urtheil von Protestanten sehr vortheilhaft erklären.

Warum hat denn Calvinus seinen Namen verändert? Er hieß ja Cauvin, warum Calvin? Dem Tadel

ii) Defense de Calvin 1667.
kk) Histoire de la naissance de l'heresie, liv. VII. c. X. p. 889, 890.
ll) Ad a. 1534. n. XI. p. 434.

del hat sich Drelincourt, wie es sich gehöret, mit Gründen und Beyspielen widersetzet. "Eigentlich ist ja die Veränderung eines Buchstaben im Namen sehr unbedeutend. Und wenn Calvinus seinen Namen lateinisch schreiben wollte, so mußte er das Wort chauve, (nach dem Dialect der Piccardie cauve), calvus übersetzen, cauvinus, calvinus." Garasse versichert, er habe sich bald Alcian, bald Calidoenius, bald Carrinus bald Charles de Happeville nennen lassen. Das ist unerwiesenes Vorgeben, ungereimte Beschuldigung, über welche man sich nicht mehr wundern wird, wenn man nur bedenket, daß Calvino sogar die schlechte Aufführung seiner Schwiegerinn, die er doch so rühmlich zu verbessern strebte, dennoch ein Tadel geworden ist mm).

Calvinus beklagt sich in seiner Erklärung Amos VII. 13. über die Schmeichler Heinrich des achten so: Qui initio tantopere extulerunt Henricum, Regem Angliae, certe fuerunt inconsiderati homines, dederunt illi summam rerum omnium potestatem; et hoc me semper graviter vulneravit. Erant enim blasphemi, cum vocarent summum caput ecclesiae, sub Christo. Diese Anmerkung mußte ja den Catholicken sehr angenehm seyn. Sie waren damals mit Heinrich dem achten so ungemein übel zufrieden. Und doch, sagt Ancillon, hat sich Calvinus verschiedene anzügliche Schriften, besonders von einem englischen Priester John Breklev, damit zugezogen nn). Calvinus soll einmal gesagt haben: "Die Päbste und Cardinäle spotteten der Religion Jesu." Man hat das aus einer Stelle oo) in Erasmi Briefen hergeleitet und mit der Stelle belegen wollen. Da sagt Erasmus: "In Deutschland sind auch Gotteslästerer, aber das kostet ihnen, wenn sie verrathen werden, ihr Leben. Sie werden fürchterlich hingerichtet. Ich habe in Rom entsetzliche

mm) Beza p. 387.

nn) Ancillon Melange critique, Tom. II. p. 51. 52.

oo) Ep. XXXIIII. lib. XXVI. p. 1456. ad Elenchum.

che Lästerungen wider Jesum und seine Apostel ausstossen hören, und daraus wurde nichts gemacht. Und das gilt nicht allein von rohen schlechten Leuten. Man hat mir für gewiß erzählet, daß auch vornehme Geistliche während der Messe dergleichen laut genung von sich hören lassen."

Cerinthus, ein Zeitgenosse der Apostel, leugnete die Schöpfung der Welt von Gott, und schrieb sie den Engeln zu a), wollte Jesum nur für Josephs Sohn erkennen und die Beschneidung unter dem Evangelio beybehalten. Er wird gemeiniglich für das Haupt der bekehrten Juden gehalten, deren Unruhen in der Gemeine zu Antiochien ums Jahr 51. Lucas Apostelgesch. XV. erzählet. Diese Leute bestunden vorzüglich darauf, ohne Beschneidung sey keine Seeligkeit zu hoffen. Auch soll er sechszehn Jahre früher mit unter denen gewesen seyn, die den heiligen Petrum tadelten, daß er auch den Heyden sein Evangelium predigte, Apostelgesch. XI. So erzählt es Epiphanius und begeht dennoch diesen handgreiflichen chronologischen Fehler, daß er Cerinth zum Schüler Carpocratis macht, oder ihn doch nach Carpocrates leben läßt. Damit widerspricht er sich selbst, der Geschichte mit dem Bade und der Behauptung, daß Johannes in seinen biblischen Schriften auf manchen cerinthischen Irrthum Rücksicht genommen hat. Carpocrates lebte ja unter Hadriano oder Antonino Pio zu Saturnini Zeiten b).

Cerinthus wird für einen der vornehmsten Lehrer des tausendjährigen Reiches gehalten (einer Zeit, da Jesus nach der Auferstehung der Todten ein sichtbares Reich auf der Erde für seine Kirche voll sinnlicher Freuden und Spiele auf 1000 Jahre errichten wird). So beschreibt es Cajus adversus Proclum beym Eusebius c), und Eusebii

a) Epiphanius adv. Haeresin.

b) Lambert Danaeus de Haeresi, c. VII. VIII.

c) Histor. eccles. lib. III. c XXVIII.

Zeitgenosse, der alexandrinische Bischof Dionysius, beschreibt es eben so grob, und erklärt sich diese Lehre Cerinthi aus seiner Wollust d). Ich habe darüber diese Vermuthung: Cerinthus lehrte wohl nicht ausdrücklich, daß der volle Glanz des irrdischen Reiches Jesu in Befriedigung alles unmäßigen sinnlichen Genusses bestehen würde. Er bediente sich nur verdächtiger Wendungen zur Beschreibung des Glanzes, sagte z. B., das Reich Jesu wird voll festlicher Freuden seyn, wie wir sie bey Opfern und Opfermahlzeiten gewohnt sind. (ἑορτοῖς καὶ θυσίαις καὶ ἱερείων σφαγαῖς) Seine Gegner rissen die Decken weg, nahmen die uneigentlichen Worte, die Bilder eigentlich, und umschrieben seine Lehre so häßlich, als sie konnten. Damit haben sie sich, wenn anders die Vermuthung Grund hat, eines Betruges schuldig gemacht. Wer gab ihnen das Recht, allgemeine Erklärungen so zu zergliedern, aufzulösen und zu erklären?

Zu des genannten Dionysii Zeiten war die hohe Offenbarung Johannis in schlechtem Rufe. Man glaubte sehr allgemein, sie sey nicht werth, eine Offenbarung zu heissen, könne vom Johanne nicht, von keinem Apostel, nicht einmal von einem guten Kirchenlehrer geschrieben seyn, und um Cerintho einen Flecken mehr anzukleben, hieß es, er habe sie geschrieben und dem Johanni untergeschoben, um auf diese Art seine Träume ansehnlich zu machen: Κήρινθον δε — — — ἀξιόπιστον ἐπιφημίσαι θελήσαντα τῷ ἑαυτοῦ πλάσματι ὄνομα e).

Die bekannte Geschichte, nach welcher Johannes nicht mit Cerintho in einem Bade seyn wollte, hat in den ältern und neuern Zeiten viele Veränderungen und Zusäze erlitten. Eusebius erzählt sie so: "Johannes gieng ins Bad, und so bald er Cerinthum sahe, kehrte er wieder um und rieth seinen Begleitern, auch umzukehren, mit den Worten: Φύγωμεν μὴ καὶ τὸ βαλανεῖον συμπέ-

σῃ,

d) Lib. II. de Promissionibus apud Euseb. ibid.

e) Siehe d.

σῃ, ἔνδον ὄντος Κηρίνθου τοῦ τῆς ἀληθείας ἐχθροῦ f)." Epiphanius erzählt die Geschichte ganz anders g): "Johannes war sonst nie ins Bad gegangen. Er fühlte einmal einen innerlichen göttlichen Trieb hinzugehen. Aber so bald er erfuhr, daß der Ketzer Ebion im Bade sas, verstand er auch schon die Absicht des in ihm gewürkten Triebes. Der heilige Geist hatte ihm eine Gelegenheit darbieten wollen, öffentlich zu zeigen, wie hoch man die Wahrheit schätzen und wie man Freunde Gottes und Werkzeuge des Teufels unterscheiden müsse." Baronius wünschte den Epiphanius und Ireneus zu vereinigen, und nahm an, Cerinthus und Ebion könnten wohl zugleich im Bade gewesen seyn h). Aber Tillemont räth ihm: "die Vermuthung nur aufzugeben, Epiphanius irre sich öftrer und gröber, als diesmal i)." Nun gehe man rückwärts dem Faden der Erzählung nach! Ireneus erzählt zuerst das Betragen Johannis in dem Falle, wie er es vom Hörensagen weiß. Die spätern Zeugen finden die Erzählung zu kahl, verbrämen sie nach Belieben. Einer dachte, es schickte sich doch wohl nicht recht für einen Apostel, sich im öffentlichen Bade sehen zu lassen. Geschwinde hieß es: Johannes pflegte das nie zu thun, und als es ihm einmal einfiel, war ihm dazu ein Wink von oben gegeben. Der Wink kann doch nicht ohne Grund gegeben seyn? Antw. damit die Gläubigen sehen sollten, wie hassenswürdig die Feinde der Wahrheit sind, damit sie glauben sollten, die göttliche Gerechtigkeit sey immer zum Verderben der grossen Ketzer nahe. So weit die Alten.

In

f) Eusebius Hist. Eccl. lib. IIII. c. XXVIIII. Er führe den Ireneus an lib. III. contra Haereses ὡς ἐκ παραδόσεως πολυκάρπου, und Eusebius erkläret die παράδοσιν lib. IIII. c. XIIII. selbst auf diese Art: Es hätten noch damals lebende Zeugen, nicht Ireneus selbst, diese zu Ephesus vorgefallene Geschichte vom Polycarp gehöret.

g) Adv. Haeres. n. 30.

h) Ad a. 74. n. 9.

i) Tillemont Memoires de l'Hist. Eccles. Tom. I. p. 1085. Ed. de Bruxelles.

In den neuern Zeiten verfiel man darauf, es wäre doch wohl besser, Johannis Furcht für gegründet und seine heimliche Drohung für erfüllt auszugeben. Und da hat man denn Cerinthum unter den Trümmern des Badehauses zerschlagen werden lassen. Das ist noch mehr, als Epiphanius wußte. Thomas Reinesius k) hat mich das zuerst gelehret, in der Folge ist mir das bey mehrern Autoren, als er anführet, wieder vorgekommen. Er spricht vom Friederich Barbarossa. Gleichzeitige Scribenten sagten nichts davon, daß er sich dem Pabste zu Füssen geworfen habe, aber die spätern kehrten sich an das Stillschweigen nicht, hatten den Umstand erfunden und behaupteten ihn mit grosser Dreistigkeit. (Similis huic historiae interpolatio temeratiove commissa est ab illis, qui sive Ebionem sive Cerinthum (variant enim) Ephesi ruina balnearum, in quibus disputaret, una cum auditoribus suis oppressum esse narrarent. Cum enim legissent apud Irenaeum, Epiphanium, Eusebium e relatu B. Polycarpi St. Johannem Evangelistam et Apostolum, cum in balneis, quos loturus intraverat Cerinthum cum suis esse audivisset; Festinate, dixisse, fratres; Egrediamur, ne domus corruat et pereamus cum Cerintho, qui intus est, inimico veritatis! quod *timere, ne fieret*, dixerat Apostolus, id factum sic esse interpretati sunt. In hac culpa est *ille*, qui notas marginales Epiphanio latino, excuso Basil. a. 1560 intulit; fingit enim *miraculum a Iohanne editum* et *Victorinus Strigelius*, qui Schol. ad Proverb. Salom. c. XXII. tanquam Irenaei ῥῆσιν adfert haec: *Egresso Iohanne domus statim collapsa Cerinthum et turbam reliquam oppressit:* quod veterum et proximorum Apostoli et Cerinthi temporibus nemo dixerat. Plura eiusmodi Oratores tam ecclesiasticos quam politicos peccasse circa historias, sine dubio notasti (sane observantur quotidie) deque iis moneri iuventutem, verae historiae et elegantiorum litterarum interest. Das ist

k) Epist. LVII. ad Rupertum, p. 520.

ist so wahr, öfter wahr, als man glaubt. Wenn nur erst einer etwas fürchtet, gleich läßt ein andrer die Furcht eingetroffen seyn. Nach der Art der Zeitungsschreiber! Kaum erfahren sie, daß Anstalten zu einer Belagerung, zu einer Schlacht getroffen werden, so lassen sie die Belagerung, die Schlacht auch schon würklich geschehen seyn.

Reinesius erinnerte sich nur der beyden Männer; ich kann mehrere anführen. De isto Cherinto dicit Beda super epistolam Joannis: narrat l) enim de illo sc. Joanne auditor eius, sanctissimus vir et martyr fortissimus Polycarpus Smyrneorum artistes, quod tempore quodam, cum apud Ephesum balnea lavandi gratia fuerit ingressus et vidisset ibi Cherintum exire continuo discessit non lotus, dicens: Fugiamus hinc, ne balnea ipsa nos corrumpant, in quibus est Cherintus, inimicus veritatis! Quo egresso, balneum cecidit et haereticum cum suis oppressit m). Prateolus verfälscht den Ireneus eben so, und beregnet bey der Gelegenheit die Haeresiarchen mit moralischen Reflexionen n). Feuardent citirt den Umsturz des Bades aus dem Hieronymo o). Johannes Pontanus p), ein Deutscher, hat einen Ketzercatalogum in Frag und Antwort verfertigt. Er frägt: Quomodo periit (Cerinthus)? Ruina balnei oppressus. Cum enim Joh. Evang. cum discipulis suis Ephesi lavandi causa in balneum venisset ac vidisset intus esse Cerinthum, resiluit inde statim ac dixit: discedamus cito, ne ruina balnei opprimamur, cum intus sit Cerinthus, hostis veritatis. Id quod etiam,

l) Narrasse dicitur. Polycarp hat es ja nicht selbst geschrieben oder gesagt: Ireneus sagt ja nur ἐκ παραδόσεως Πολυκάρπου, vom Hörensagen, von Leuten, die es vom Polycarp wollten gehöret haben.

m) F. Bernardus Lutzenburgus in Catalogo Haereticor. voce Cherintiani.

n) Prateolus in Elencho alphabet. haereticorum.

o) Tillemont Memoires, Tom. I. p. 1085.

p) Joh. Pontanus Ecclesiast. Regiopontanus in Neomarchia et vicinarum Eccl. Inspector in Catalogo Haereticorum, 1615. 12.

etiam, discedente eo, factum est. Ut exprimitur in versibus Strigelii:

Impia Cerinthus sancto convitia Christo
dum facit et stulta garrulitate furit,
concidit et rapido blasphemum contudit ictu
collapsae subito facta ruina domus.

Auch Micraelius citirt zwar q), aber hat nicht nachgeschlagen: Irenaeo teste, lib. III. c. III. e balneo egressus Johannes Cerinthum haeresiarcham vidit aedium ruina obrui. Ittig r) meynet, Prateolus habe zuerst den Einsturz des Badehauses erfunden, aber darinn irret er. Der Zusatz ist schon älter, als Prateolus.

Theodoret sagt einmal von gewissen Verehrern des alten Testamentes, sie drängen auf Anbetung der Engel aus dem Grunde, weil wir das göttliche Wesen nicht sehen, nicht berühren, nicht mit Vorstellungen erreichen könnten, und Gott also durch die Engel an uns erinnern müßten; das hat man auf den Cerinth und seine Freunde deuten wollen s). Auch soll Paulus an ihn gedacht haben, wenn er die Christen für solchen Leuten warnet, die sich aus Schwachheit des Verstandes und durch den Engeldienst Dinge in den Kopf sezten, die ihnen nie vorgekommen waren. Cerinthus soll in Alexandrien mit Juden, Heyden und Magis sich abgegeben und sein aus Juden- und Heydenthum und Magie zusammengestoppeltes Religionssystem vorzüglich in Phrygien und Pisidien empfohlen, auch durch Anrufung der Engel Wunder gewürket haben. Aus der Bibel N. T. behielt Cerinthus nur das Evangelium Matthaei, und auch das nicht einmal ganz, wie Epiphanius versichert t).

q) Syntagm. Hist. Eccl. p. 223.
r) Ittigius de Haeresiarchis I. et II. seculi 1690. p. 58.
s) P. Garnier in Auctario Opp. Theodoreti apud Ittigium l. c. p. 52.
t) Haeres. XXVIII.

Franciscus von Assisis, einer der größten römischen Heiligen, Stifter eines der vier Bettelorden, gebohren zu Assisis in Italien ums Jahr 1181. Er war eines Kaufmanns Sohn, und trieb die Geschäfte seines Vaters bis 1206. Da fiel es ihm ein, die Welt zu verlassen. Einsamkeit und Casteyungen machten seine Aussenseite bald so fürchterlich, daß ihn die Leute in der Gegend für unsinnig hielten a). Sein Vater wollte ihn wieder zurechtbringen, und bediente sich dazu eines sehr harten Mittels, des Gefängnisses. Weil auch das nicht helfen wollte, so mußte der Sohn vor dem Bischofe zu Assisis aller Anwartschaft auf seines Vaters Vermögen entsagen. Dazu war er denn auch so willig, daß er auf der Stelle alles, was er von seinem Vater schon hatte, hergab, alle Kleider, auch das Hembd, ablegte, die Geissel, womit er sich zu casteyen pflegte, in den Kleidern ließ und seinen Vater anredete: Bisher nannte ich dich Vater auf der Erde. Nun kann ich mit mehrerer Zuversicht beten: Vater unser, der du bist im Himmel! Der im Himmel wird mir geben, was ich nöthig habe. Ihm will ich allein vertrauen. Der Bischof, ein frommer, weicher Mann, fand diese glühende Andacht so rührend, daß er aufstund, den jungen Menschen mit Thränen im Auge umfaßte und mit seinem Mantel bedeckte. So erzählt es Ferrond b), und vergleichet dabey diese Entblössung mit der Entblössung Davids, über welche Michal spottete, nicht die Bibel.

Kaum hatte sich Franciscus auf diese Art frey gemacht, als er auch schon auf Werbung ausgieng, viele dahin brachte, sich mit ihm, wie er, der evangelischen Armuth zu wiedmen und diesen Proselyten Reguln ihres Verhaltens, mit päbstlicher Genehmhaltung, vorschrieb. Er selbst warf sich auf Eis, wälzte sich im Schnee, um alles

a) Bonaventura in vita S. Francisci Spondanus ad a. 1208. n. 7.

b) Reponse à l'Apologie pour la Reformation, p. 364 suiv.

alles unkeusche Feuer in sich zu ersticken. Vielleicht war das Nachahmung des heiligen Aldhelmi, eines englischen Bischofs im 7ten Jahrhundert. Der hatte den grossen Heiligkeitsgeruch, besonders seiner Keuschheit zu verdanken, die alle Proben hielt und desto mehr Achtung verdienet, weil sie ihm so sauer wurde. Sein Biograph c) erzählet: "er habe sich in Schnee, ins Wasser gestürzet, die unkeusche Flamme zu ersäufen." Da mußte denn gewiß die Gefahr groß und nahe seyn, nach den gewaltsamen Gegenmitteln zu rechnen. "Doch wußte Aldhelmus sein unruhiges Fleisch so zu bezwingen, daß es zulezt in der wärmsten Nähe eines noch so schönen Mädchens ganz ruhig war, daß er nur betete, nur himmlische Bewegungen fühlte." Wie muß nicht der Teufel, als Zuschauer solcher Heldentugend, geknirschet haben! Das ist auch mehr zum Bewundern, als zum Nachmachen. Die grösten Heiligen beyder Geschlechter haben sich mit ihrer Tugend nicht an diese Klippe gewaget. Auch Franciscus nicht, und er hat sehr vernünftig daran gethan. Wozu ist auch die Vermessenheit gut?

Das sonderbarste d) beym Francisco ist, daß die Mönche seines Ordens vorgeben, Jesus habe seine 5 Wunden auf ihn abgedruckt. Davon erzählen sie entsetzliche Mährchen, auch ist ihnen ein Fest der fünf Wunden, mit allem dahin gehörigem Gottesdienste am 4ten October eines jeden Jahres zugestanden. Die Jacobiten sagen dazu: Der heilige Dominicus sey einmal mit Francisco uneinig geworden, und weil dieser unter ein Bette flüchtete, so habe jener ihm die 5 Wunden, deren Narben so sichtbar waren, mit einem Bratspiesse beygebracht. Das ist unerwiesener Spott e)!

Faber

c) Wilhelmus Malmesburensis in vita Aldhelmi apud Angl. sacr. Part. II. p. 13. Beauwal Hist. des Ouvrages des Savans, 1689. Avril. p. 164.

d) Spondanus ad a. 1223. n. 11.

e) Alcoran des Cordeliers ed. Genev. 1560. 8. lib. I. p. 4.

Faber Stapulensis f) schilt das Fest der fünf Wunden des H. Franciscus sehr freymüthig Aberglauben. Das Fest ist sehr anzüglich. An dem Tage reden die Priester so im hohen, feyerlichen Tone, bringen die Einbildungskraft in hohen Schwung und besäen die Köpfe mit entzückender Begeisterung. Und der Saame wird, mit einigen glücklichen Umständen verbunden, leicht reifen und fruchten.

Die Mönche des Ordens haben überhaupt mit so wenig Klugheit so viele Erzählungen von ihrem Stifter aufgehäufet, daß sie sich nothwendig viel Schimpf und Spott zuziehen mußten. Das Bitterste darunter ist der Koran g). Und doch ist das eigentlich nur ein Auszug aus ihrem wichtigsten Buche h), mit einigen Noten versehen. Die Franciscaner würden sich auch nimmer so viel herausgenommen haben, wenn sie die künftige Würksamkeit Luthers und Calvini hätten vorhersehen können. Bis auf die Zeit hatte der weltliche Arm allen Widerspruch gegen die römische Kirche aufgeräumet. So dachten sie, sollt' es immer gehen. Wie konnten sie auch vermuthen, daß sich noch vor der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts eine neue furchtbare Kirche, mit furchtbarer Gelehrsamkeit und äusserer Gewalt erheben würde? Sie würden sich gewiß so vielen nahen Spöttereyen nicht ausgesezt haben, unter denen freylich, wie das immer zu gehen pflegt, einige übertrieben boshaft sind. Dahin gehöret die Geschichte mit dem Bratspiesse. Sie ist gewiß der Einfall eines lustigen Kopfes, erst als möglich gedacht, dann für würklich

f) R. Simon Hist. Crit. des Commentat. du N. T. Ch. XXXIIII. p. 494. hat die ganze Stelle angeführet.

g) Alcoran des Cordeliers. Genevae 1560. 8. bey Conrad Badius, und 1578. 12. ebendaselbst bey Wilhelm von Laimarie.

h) Conformitéz de la vie de St. François à la vie de Jesus Christ, Milano 1510.

würklich ausgegeben. Auch der Spott des d'Aubigné ist von der Art. Er sagt: "Wenn einmal ein Bischof oder Cardinal in seinen Pagen verliebt wird, so kann er sich mit dem Beyspiel des heiligen Francisci trösten. Er unterhielt ja auch eine heilige Liebe mit dem Bruder Maceus, eine Liebe, die sich am Altare nicht unterdrücken ließ, wenn sie zusammen das Abendmahl reichten i)." Ein billigdenkender, vernünftiger Zuschauer hat an solchen boshaften Sprüngen keinen Gefallen, und ist in Verlegenheit, ob er den Gedanken beweinen oder belachen soll, daß Franciscus, der sonderbare wunderliche Kopf, nach seinem Tode angebetet wird. Er starb 1226 am vierten October. Pabst Gregorius VIIII. ernannte ihn 1230 am 6ten May zum Heiligen, und ordnete sein Fest auf den 4ten October, also auf Francisci Todestag.

Den vorher beschriebenen Koran hat ein Ordensbruder, ein niederländischer Franciscaner, Heinrich Sedulius k), widerlegen wollen. Er berühret vorzüglich folgende Puncte:

1. Den librum conformitatum gab zuerst in Pisa 1389 Bruder Bartholomäus heraus. Dagegen erschien 1513 die deutsche Schrift, Koran der Franciscaner rc. ohne Namen des Autors und Verlegers.

2. Der Koran erschien um die Hälfte vermehrt zu Genf 1578 lateinisch und französisch, und zu Dort in Holland 1589.

3. Der Verfasser nennet sich Erasmus Alberus, Prediger (Ministre) im Brandenburgischen. Weil Luther 1513 noch nichts gegen den Pabst öffentlich unternommen hatte und vor Luthero der Titul minister ecclesiae gar nicht gebräuchlich war, so vermuthet Sedulius, daß die Jahreszahl bey der ersten Ausgabe falsch ist.

4. Es

i) Confession catholique de Sancy.

k) Apologeticus adversus Alcoran. Franciscan. pro libro Conformitatum libri tres, Anvers. 1607. 4.

4. Es war eine Lüge, sagt Sedulius, daß die Franciscaner den librum conformitatum so viel gelten lassen, als die Türken ihren Koran.

5. Conrad Badius versichere, man habe nach der Reformation das Buch, so wenig als möglich, ausgebreitet.

Mit der Ausführung dieser Puncte, so wie mit der ganzen übrigen Widerlegung, hat Sedulius seinen Gegnern mehr Freude als Verdruß gemacht. Denn, anstatt daß er offenbar verwerfliche Dinge hätte verwerfen sollen, will er alles rechtfertigen, oder doch wenigstens entschuldigen. Seine in dieser Rücksicht ganz fruchtlose Arbeit bestärket natürlicherweise die Protestanten in dem Argwohne, daß die Franciscaner, weil sie gar nichts nachlassen wollen, noch immer die gröbsten, in den eigentlichen Zeiten der Unwissenheit entstandenen Thorheiten billigen. Sie müßten sich gar nicht auf die Person und das Ansehen des Bartholomaeus von Pisa einlassen. Wenn sie darauf mit solchem Eifer bestehen, so geben sie ihren Gegnern immer neue Waffen, rechtfertigen allen über sie ausgegossenen Spott. Da muß natürlich jeder, der das höret und lieset, alles, was wider sie getrieben wird, als Angrif einer eingewurzelten Krankheit betrachten, gegen welche die heftigsten Mittel nicht zu heftig sind. Freylich war es auf der andern Seite auch gefährlich, den armen Bartholomaeus im Stiche zu lassen. Auch damit vergaben sie viel. Es gieng ihnen hier beynahe, wie der römischen Armee ad furculas Caudinas 1). Nun sie einmal da war, mußte sie sich entweder mit Schande ergeben, oder capituliren, oder durchschlagen. Gehörig vertheidigen konnte sie sich nicht mehr. So ist es bey gewissen gelehrten Kriegen auch. Es ist immer Verlust und Schande dabey, sie mögen fortgesetzet oder aufgehoben werden. Gerade diese Verlegenheit druckte die Franciscaner des sechszehnten Jahrhunderts, als die Protestanten auf das Buch

1) Florus, lib. I. c. XVI.

des Bartholomaeus von Pisa loßgiengen." Sagten sie: Ja, es sind in dem Buche Gotteslästerungen, böse, närrische, ausschweifende Sätze, so schmälerten sie das Ansehen ihres Ordens, opferten es auf. Das hieß ja offenbar so viel: "Die Protestanten denken und schreiben richtiger, als wir." Machten sie nicht eben damit die Ketzer muthiger zum Spott, als sie je gewesen waren? Untergruben sie nicht so ihren ganzen Orden? War ihnen das nicht Schande, die Welt so lange im dümmsten Betruge des Aberglaubens gefangen gehalten zu haben und es nun zu gestehen? Es war also durchaus nicht angelegt, auf Friedensvorschläge zu denken, es mußte gefochten seyn, so gut es gehen wollte (A fronte praecipitium, a tergo lupi). Weil die Wahl zwischen zwey Uebeln da war und das Gefangengeben in aller Rücksicht das größte Uebel zu seyn schien, so mußte man auf Vertheidigung denken, in der gewissen Hofnung, den Glauben guter, treuherziger, andächtiger Seelen noch aus dem Schiffbruche retten zu können, so siegreich auch immer die Anfälle der Gegner werden könnten. Beym Gefechte war Schande, beym Ausschlagen des Gefechtes mehr Schande, noch unvermeidlich

Turpe quidem contendere erat, sed cedere visum,
turpius. — — — — Ovid.

Wie überhaupt der angreifende Theil gemeiniglich am besten daran ist; so auch hier vorzüglich. Die Gegner konnten mit Sicherheit kämpfen, hatten nichts dabey zu verlieren, mußten vielmehr auf allen Seiten gewinnen, die Franciscaner mogten sich drehen, wohin sie wollten. Schwiegen sie, so hieß es: Unsre Beschuldigungen sind unwiderleglich. Unterdruckten sie das Buch, so war das eben so gut. Auch damit gestunden sie die Gerechtigkeit alles Tadels, mußten sich ihrer Vorfahren schämen und abziehen. Wollten sie sich vertheidigen, auch damit war nicht

fortzukom-

fortzukommen. Ihre Antworten mußten nothwendig elend ausfallen, zeugten nur von ihrer Hartnäckigkeit. Die Protestanten konnten nur desto bittrer spotten, ihnen, als Mitschuldigen, alle Lasten und Verschuldungen ihrer Vorfahren mit aufbürden, denn sie billigten das alles, wollten es durchsetzen. Sedulius, Bartholomaei Vorfechter, macht die Anmerkung: "Einige Protestanten schimpfen auf uns, daß wir uns des libri conformitatum schämen, und andre, daß wir uns desselben nicht schämen." Sie mogten also das Werk loben oder tadeln, annehmen oder verwerfen, verlohren waren sie immer. So ist es mit allen Streitigkeiten von der Art. Der berühmte Bischof von Bellai, Camus, sah gewiß nicht vorher, wohin ihn der mit Drelincourt über die Verehrung der heiligen Jungfrau angefangene Streit führen würde. Drelincourt sammlete aus catholischen Schriften eine Menge sehr ausschweifender Stellen von der Macht der heil. Jungfrau und bat sich des Bischofs Urtheil darüber aus. Camus ließ sich an der Leimstange fangen, bot seinen ganzen Witz auf, entschuldigte sich mit seinem Aufenthalt auf dem Lande, daß er die angeführten Stellen nicht nachschlagen könne, machte dabey allerhand lustige Schwänke, aber von eigentlicher Widerlegung kam nichts zum Vorschein. Niederschlucken wollte er den Bissen nicht, wegwerfen auch nicht. Er kaute also eine Zeitlang daran, und als ihm das nicht mehr schmecken wollte, erniedrigte er sich sogar zu elenden Gegenbeschuldigungen m). Lauter Beweise einer grossen Verlegenheit! Freylich waren diese Gegenbeschuldigungen immer noch erträglicher, als die des Franciscaner Feuardent n). Der hatte bey ähnlicher Gelegenheit den Einfall, den Protestanten aus einigen Stellen

m) Avant-Coureur de la Replique à Mr. le Camus, Eveque de Bellay, par Drelincourt, p. 36. 37.

n) Examen des Confessions, Prieres, Sacremens, & Catechisme des Calvinistes, fol. 95.

der jugendlichen Gedichte des Beza Vorwürfe zu machen, daß sie ihre Buhldirnen Göttinnen heissen, sich ihnen mit Leib und Seele ergeben, empfehlen und doch die Verehrung der heiligen Maria nicht ausstehen können. Das Elende einer solchen Vorstellung (auch nicht einmal davon zu sagen, wie sonderbar Feuardent Prosa, als Verse und Verse, als Prosa, wie er aus unrechten Schriften citiret) ist schon daraus klar, daß Beza noch gar kein Geistlicher war, als er die Lieder dichtete, daß ein entsezlicher Unterschied zwischen den Worten eines scherzhaften Gedichtes und eines ernsthaften Gebetes ist, daß Beza bey seinem öffentlichen Bekenntniß zur protestantischen Religion selbst seine jugendlichen Gedichte gemißbilliget und verworfen hat.

Nicht nur Franciscaner, auch Jesuiten haben sich des Bartholomaeus von Pisa gegen den Widerspruch der Protestanten angenommen. Dü Plessis Mornai hatte hie und da in seinen Schriften die Vergleichungen Francisci von Assisis mit Jesu gerüget o). Der Jesuit Gretser p) antwortete darauf: "in dem Buche wäre nichts, was nicht gute Seelen gut, aber vieles, was böse Menschen übel auslegen könnten. Zu den Zeiten jener christlichen, aufrichtigen Menschen wurde vieles ungekünstelt und geradezu hingesagt, was die spätere Falschheit lästert und schmähet." Der Dominicaner Coeffeteau q) spricht schon nicht so zum Vortheil des Bartholomaeus. Er sagt: "die römische Kirche hat den L. C. nie im ganzen angenommen. Es ist das Werk eines Mannes, dessen Urtheilskraft vom übertriebnen Eifer für die Ehre seines Patriarchen verdorben war. Er wollte zu sehr Lobredner seyn

o) Mystere d'Iniquité, p. 334. Traité de l'Eucharistie, liv. III. ch. XVII.

p) Examen Myster. Iniquit. c. LIII. Rivet Remarques sur la Reponse au Myster. d'Iniquité, Tom. II. p. 351. bemerket, auf diese Art lasse sich auch Mahommeds Koran und jede Gotteslästerung gut auslegen.

q) Reponse au Myst. d'Iniquité.

seyn und sagte darüber allerhand Dinge, die sehr schlimme Deutungen zulassen. Als die Mönche des Ordens das Buch aufnahmen, dachten sie wohl an diese Deutungen nicht. Sie hielten zwar alle Franciscum für den grösten Heiligen des Himmels, aber vielleicht hat nicht einer von ihnen im Ernste daran gedacht, ihn neben Jesu, oder gar über ihn zu setzen. Rivetus sagt zu dem allen: "wenn die römische Kirche nicht die Gotteslästerungen des L. C. genehmiget, warum hat sie dieselben denn schon so lange geduldet? Warum verhalten sich die Büchercensores und die Inquisitores so ruhig dabey? Genehmigen sie nicht durch ihr zweyhundertjähriges Stillschweigen alle Schandreden des Bartholomaeus von Pisa? Haben sie nicht erst vor kurzer Zeit (1590) zu Bologna eine neue Auflage ohne Widerspruch und ohne Berichtigungen erlaubt? Ist das also eines Mannes Sache? eines Mannes unüberlegter Eifer? "Sie stellten sich so schlimme Deutungen nicht vor." Aber, wie konnten sie denn mit gutem Gewissen sagen: Wir haben alles genau untersucht und nichts mehr zu verbessern gefunden. Ist das nicht handgreifliche Dummheit oder Bosheit?

Diese angeführte Stellen und Gedanken zeugen einstimmig von der grossen Verlegenheit, in welcher sich die Franciscaner und ihre Freunde bey den Angriffen der Protestanten befanden. So weit würket eines Mannes Thorheit, so großen Stürmen kann einer so viele aussetzen. Er ist ein Ajax, der die ganze Flotte der Griechen in Gefahr brachte r), oder, weil die Vergleichung zu edel ist, ein räudiges Thier, das die ganze Heerde ansticht s):

 Auch

r) Unius ob noxam et furias Aiacis Oilei. Aeneid. lib. I. v. 45.

s) — — — sicut grex totus in agris
Vnius scabie cadit et porrigine porci,
uvaque conspecta livorem ducit ab uva.
Juvenal Satyr. II. 79 seq.

Auch Layen haben sich der Franciscaner angenommen. Der reformirte Prediger dü Moulin hatte irrländische Franciscaner, die sich 1641 in Sedan niederlassen wollten, gleich mit drey sehr beissenden Reden empfangen. Ein P. Joseph beantwortete die Reden, und Moulin schrieb noch in demselben Jahre eine sehr empfindliche Schrift unter dem Titul: Der Capuziner. Gegen diesen Mann wollte ein gewisser Advocat, Wilhelm Cacherat, die Franciscaner vertheidigen. Er hat sich so viele Mühe gegeben, als ob er selbst zum Orden gehörte. Aber geleistet hat er sehr wenig. Z. E. Moulin sagte: "Die Capuziner bekennen sich zwar ganz zur Ordensregul Francisci, aber sie halten sich nicht ganz darnach. Die Regul befiehlt den Minoritenbrüdern Handarbeit. Daran kehren sie sich nicht." Daraus will nun Cacherat mit Gewalt eine Verläumdung machen, (der Zahl nach die neunte) und das bringt er so herum: "Die Ordensgenerale müssen, wegen des Betragens aller ihrer Untergebenen, einem Cardinal, ihrem Patron, redestehen: der Cardinal dem Pabste. Ihnen ist daher mehr, als jemand, daran gelegen, daß alles nach der Regul genau gehalten wird. Diese sorgfältige Wächter klagen nicht über die Abweichung. Moulin war nicht im Stande, sich davon zu unterrichten, war nie in den Klöstern gewesen, daß er hätte sehen können, ob es nach der Regul hergeht oder nicht, er ist also ein Verläumder, der nicht weiß, was Franciscus mit der Handarbeit meynte. Die Obern des Ordens müssen das wohl besser verstehen und zu erklären wissen, als Moulin." Das ist nicht Erweiß oder Widerlegung einer Verläumdung, das ist vielmehr selbst Verläumdung! Alles kommt zulezt auf den Satz hinaus: Die Kirche spricht die Franciscaner von der Verbindlichkeit los, dem Buchstaben der Regul getreu seyn zu müssen. Eben damit ist ja die Abweichung, mithin Moulins Klage richtig erwiesen. Hätte Moulin gesagt: Die Franciscaner übertreten ihres Stifters

ters Gebote, ohne dazu durch Dispensationen oder allegorische Erklärungen berechtigt zu seyn; so wäre das Verläumdung. Er sagt aber nichts weiter, als: sie übertreten. Alle auf päbstliche Dispensation und Erklärungen der Obern gegründete Rechtfertigung kann ihn nicht verlegen machen. Er findet darinn neue Waffen. Ist es nicht grosser Mißbrauch, sich erst zu einer strengen Regul bekennen und hernach Erlaubniß suchen oder ungesucht erhalten, die Regul verlassen zu dürfen? So machten einige Franciscaner es auch mit dem Gelübde der Armuth. Sie liessen sich vom Pabste die Erlaubniß geben, Geld zu führen. (In England war einmal darüber viel Lerm, den besonders ein gewisser Standicius, eine Stütze der englischen Franciscaner, erregte. Den Mann verdroß es so sehr, daß die Augustinermönche so einträgliche Handlung trieben. Dadurch entgieng seinem Orden zu viel t). Es liessen sich wohl einige berühmte Männer aus dem Bettelorden namentlich angeben, die von ihren Obern Erlaubniß haben, mit den Buchhändlern über den Verlag ihrer Werke zu handeln. Sie lassen sich ihr Manuscript mit baarem Gelde und mit Exemplaren bezahlen. Die Exemplare verkaufen sie für baares Geld. Das ist doch gewiß dem Gelübde nicht gemäß. "Er hatte dazu Erlaubniß vom höhern Orte." Nun so übertrat er doch würklich die Regul. Die Erlaubniß sezt allemal schon Uebertretung zum voraus oder führt sie doch mit sich.

Bey allen diesen Verwirrungen haben sich die Franciscaner doch nicht abschrecken lassen, allerhand närrische Sachen von ihrem Stifter zu erzählen. Man erfährt das nicht immer so, und die wenigsten Praelaten sind so wachsam und standhaft, wie der Erzbischof von Reims, der 1694 einen Benedictiner, Franciscaner und Capuziner alle Thorheiten wiederrufen ließ, die sie am Tage des heiligen Francisci gepredigt hatten. Eben solche, oder doch

 sehr

t) Erasmi Adagia, Chil. II. Cent. V. n. 98.

sehr ähnliche Thorheiten, als damals in Reims gepredigt wurden, werden noch immer in Spanien, Italien, Frankreich, Deutschland, überall, wo Franciscaner sind, alle Jahre hergeleyert. Die meisten Praelaten achten entweder nicht darauf, oder finden auch nichts anstößiges daran. Daher gehen solche Sachen ohne Widerspruch ruhig durch. Weit davon erfährt sie niemand, ob sie vorgetragen sind oder nicht. Hätte der Erzbischof nicht die Sache aufgenommen, nicht die drey Praedicanten zum öffentlichen Wiederrufe genöthiget, wer von uns wüßte, was sie 1694 zu Reims geschwatzet haben. Daraus kann man sich denken, wie es zugeht, daß alle Mönchsgrillen von Heiligen und Ablaß und dergl. noch so sehr im Gange sind, wenn gleich die ersten finstern, unwissenden Zeiten aufgehöret haben. Der Benedictiner macht den Ablaß der Portiuncula und die Person Francisci grösser und wichtiger, als der Franciscaner und Capuziner. So dienet einer dem andern. Der Franciscaner denkt, in dem Munde eines andern Ordensgeistlichen klingen die Lobsprüche weniger verdächtig. Da bittet er einen Benedictiner, einen Carmeliter, in seiner Kirche zu predigen. Der Praedicant kann auf eine gute Mahlzeit viel Schmeicheley und Dank rechnen, auch auf Erwiederung in ähnlichen Fällen. Die Carmeliter haben wieder einmal einen für sie eigenthümlich wichtigen Festtag. Dann muß ein Franciscaner auftreten. Ein Benedictiner, der nachher zu den Protestanten übergegangen ist, sollte einmal bey den Franciscanern am Portiunculafeste predigen. Sie sagten ihm, worauf er sich vorzüglich einzulassen hätte. Er richtete sich auch zum Theil darnach, aber doch gab er der Sache eine dem Orden unangenehme Wendung. Nach der Predigt verwiesen sie ihm das mit aller Höflichkeit. Er vertheidigte sich auf das beste und fragte sie dann im Vertrauen, ob es denn auch recht sey, den Leuten von der Kanzel so viel Unwahrheiten zu sagen. Wie sollen wirs denn machen, fragten sie wieder? Verhungern?

In der römischen Kirche dauren alle die ungereimten Dinge immer mit fort, so lange sie selbst dauret, wenn die Zeiten auch noch so aufgeklärt werden, wenn auch ein Jahrhundert immer das vorige an Klarheit übertrift. Die Dinge gehen immer mit vorwärts. Freylich sind sie in den unwissenden Zeiten entstanden. Aber Unwissenheit war nicht der einzige, nicht einmal der vornehmste Grund ihrer Entstehung.

Gute Nahrung, bequeme Wohnung für eine ganze Gesellschaft. Der Vortheil des Aufputzens der Kirchen, der Altäre, der Abfall davon. Sollte das alles erworben und zum Capital, das gute Zinsen abwirft, geschlagen werden, so mußten nothwendig die Vorzüge eines gewissen Heiligen, einer gewissen Kapelle, eines gewissen Festes recht sinnlich, entzückend beschrieben werden. Jene Bedürfnisse sind dem Wechsel des Lichtes und der Finsterniß nicht unterworfen, sie finden immer Statt und sind in aufgeklärten Zeiten grösser, als in unwissenden. Der Philosoph ist dabey verlegen, ob er das, als lange Nachsicht oder langen Zorn des Himmels bewundern soll.

Der Franciscanerorden war in kurzer Zeit zu einer ansehnlichen Höhe gestiegen, wurde bald der römischen Kirche sehr wichtig und nützlich. Ihm verdankte sie bald einige Päbste, verschiedene Cardinäle, viele Praelaten und berühmte Gelehrte. Mit der Zeit hat sich der Orden in kleinere Gesellschaften zertheilet, deren eine strengere Regul hat, als die andere. Alle haben den schon frühe mit den Dominicanern entstandenen Wetteifer geerbet. Sie stritten sich nicht nur über Religionssachen, wie über die unbefleckte Empfängniß der heiligen Maria, sondern auch über unzähliche philosophische Fragen. Scotisten, (Franciscaner) und Thomisten (Dominicaner) waren sich immer so entgegen, wie ehedem Platoniker und Peripatetiker. Lange führten die Franciscaner auch innerliche Kriege, die, so wenig sie auch im Grunde bedeuteten — denn es kam auf Form der Kappen und solche

Kleinigkeiten an — doch den Obern des Ordens und den Päbsten selbst viel zu schaffen machten. Gentillet hat das sehr lustig erzählt u).

Jansenius (Cornelius), Bischof in Ypern, einer der gelehrtesten Theologen des 17ten Seculi. Von seinem Geburtsorte, Namen und Familie sagt Leydecker a):

In

u) Discours d'Etat contre Nicolas Machiavel, Liv. II. Preface.

a) Leydeckeri Historia Jansenismi. Libri VI quibus de Cornelii Jansenii vita et morte, nec non de ipsius et sequacium dogmatibus disseritur. Ultraiecti 1665 8. Falluntur operis posthumi editores quando referunt, *eum natum esse Leerdami modico Bataviae oppidulo, sed tanti viri natalibus iam magno.* Etenim sciant eius asseclae, eum in comitatu quidem Leerdamensi natum; non tamen in oppido Leerdamo (Lingerdamo alias, quod ad Lingam fluvium sit situm) sed in quodam pago, quod urbeculae subest et Accoy appellatur: sic nepotes et consanguinei qui ibi adhuc degunt, testantur, superstite humili domuncula, in qua primum lucem adspexit. Wenn sich also Jansenius selbst Leerdamensis nennet, so ist das auf die erklärte Art zu verstehen.

Parentes habuit honestos, pontificiae religioni addictos, licet evangelica lux Belgio affunderetur, quibusque modicae opes. Ut male Hazartus Jesuita in historiis (Triomphe des Papes de Rome Anvers. 1618.) eum patre Calviniano natum retulerit, illum falsi postulantibus, qui id non ferrent, nepotibus. Pater appellatus fuit, vernaculo nomine, *Ian Ottile*, fabrili opere victum quaeritans, mater autem *Lyntie Gisberts*, ceu referunt superstites, unde hic filius *Cornelius Janse* antiquo vulgi in Belgio more, at latina vel erudita terminatione *Cornelius Jansenius.*

In seinem 17ten Jahre 1602 gieng Jansenius nach Löwen auf die Academie, und studirte bis zum Krankwerden b). Man rieth ihm, eine andere Luft zu suchen. Er gieng nach Paris und fand dort einen alten sehr vertrauten Freund, den er schon in Löwen sehr gut gekannt hatte, am Johann Verger de Hauranne. Dieser Freund empfahl ihn einem guten Hause zum Lehrer, und er selbst machte sich mit seinen Fähigkeiten und Kenntnissen bald bey den wichtigsten Personen sehr bekannt. Bald darauf gieng er nach Bajonne seinem Freunde nach. Dort studirten sie beyde mit solchem Fleisse, daß sich der Bischof bald ihrer vorzüglich annahm, dem Verger ein Canonicat am Dom schenkte und Jansenium bey der Schule ansezte. Der Bischof wurde zum Erzbischof in Tours erhoben, Verger gieng nach Paris. Jansenius ohne seinem Freund, ungewiß, ob der neue Praelat auch sein Freund seyn werde, gieng von Bajonna nach Löwen. Man gab ihm auch bald eine Stelle, aber eine, die nicht nach seinem Geschmack war, bey welcher er nicht gehörig studiren konnte. Bald darauf machten sie ihn, weil er mit der Philosophie sich nicht einlassen wollte, zum Doctor der Theologie mit grossem Gepränge, auch zum ordentlichen Professor, und er wußte sich in ein solches Ansehen zu setzen, daß ihn die Academie in wichtigen Geschäften zweymal nach Spanien schickten c). Da war also gar an keine Flucht vor der Inquisition gedacht, wie Hazart dem Moses von Burg nachgeschrieben hat d).

Der

b) Valer. Andreas Dessélius Biblioth. Belgica p. 154.

c) Val. And. Bessélius l. c. p. 154. Brevi quoque tempore eam de se opinionem apud Academicos omnes excitavit, ut prae Jansenio alius magis idoneus non fuerit iudicatus, qui nomine eiusdem academiae bis legatus in Hispanias mitteretur. Ubi qua prudentia ac dexteritate sese gesserit, tum apud regem catholicum tum in academiis Salmanticensi ac Vallisoletana, felicissimus utriusque legationis eventus docuit.

d) Factum pour les Parens de Jansenius p. 450.

Der König bestätigte ihn 1630 auf der Academie zu Löwen zum theologischen Professor, und 5 Jahre nachher erhob er ihn zum Bischof zu Ipern. Diese Erhebung hatte Jansenius besonders einer wider Frankreich gerichteten Schrift zu verdanken. Sie ist betitult: Alexandri Patricii Armacani, Theologi, Mars Gallicus seu de Justitia armorum et foederum regis Galliae libri duo. In dem Buche werden die Franzosen ausserordentlich hart und gehässig mitgenommen, daß sie die holländischen und deutschen Protestanten zum Nachtheil der römischen Kirche so sehr unterstüzten. Die Holländer sind Rebellen, die sich republicanische Freyheiten auf eine schlechte Art genommen haben. Man hat diese Schrift oft beantwortet und widerlegt, und Leydecker hat das am besten und vollständigsten gethan e). Er sagt: Es gieng ein Gerücht, als habe Jansenius dem Herzoge von Arschot und dem Erzbischofe von Matinas gerathen, das spanische Joch abzuschütteln und sich nach Art der Schweizer in Cantons abzutheilen. Es wurde allgemein gesagt, daß dieser Rath vom Jansenius käme. Und er war sehr verlegen. Opportune suam operam asserebat P. Rosaeus, vir eruditissimus, sanctioris consilii praeses, cuius ante meminimus, suppeditato voluminis argumento, quo vel poenitentiam ageret vel famam falsi accusaret. Istud autem erat *Mars Gallicus* stylo quidem Jansenii ornandus, cuius tamen materia ipsius opus, eruditionem et ingenium excedebat — — Et ne mentiri viderentur, litteras produxere Fabii Gighii Nuncii Apostolici, (qui deinde Alexander VII. fuit). ad F. Barberinum, Cardinalem, datas Coloniae 25 Martii 1641. ubi haec scripta: *Cardinalis Richelius, admodum stomachatur in Ianfenium, quod cum Rosaeo Martem Gallicum conscripserit.* Nimirum hae litterae adhuc in Collegio St. Officii Romae asservantur. Die Jesuiten liessen es sich sehr angelegen seyn, den französi-

e) De vita Jans. p. 92.

französischen Hof gegen die Jansenisten aufzubringen, aus dem Grunde: Jansenius habe die ganze Nation und ihre Regenten vom ersten bis zum lezten heruntergerissen. Eine lange, beym Leydecker citirte Stelle aus einem Buche (Jansenius suspectus 1650, deren Verfasser P. Aunat, oder wahrscheinlicher Vavassor war), wovon wir nur das, was Jansenii Undankbarkeit gegen Frankreich angeht, hersetzen wollen. Ante omnia Jansenio exprobrat ingratum in Galliam animum, quae ipsi valetudinem quam recipere non posset in patria, concreto et pingui coelo restituerat puro et salubri; quae victum, cum egeret, praebuerat, tum domestico praeceptori Lutetiae Parisiorum, tum ludi publici magistro Baionae, quae notitia virorum illustrium atque doctorum animum fecerat ad maiora, aditumque et viam muniverat. Quin in Galliis, quod beneficii loco sine dubio numeravit, magnam librorum Calvinianorum copiam, quorum de fontibus hausit Augustini interpretationem et invenerat homines a Calvini disciplina non alienos, quibuscum liberiores de gratia sermones contulerit.

Wie das doch sonderbar ist. Jansenius wurde Bischof dafür, daß er Frankreichs Verbindung mit den Protestanten scharf gerüget hatte, und jezt (1695) würde dem löwenschen Professor eine gute Praelatur nicht entstehen, der die spanischen Verbindungen eben so stark rechtfertigen würde. So wahr ist es, daß man auf sehr entgegengesezten Wegen zu einem Ziele kommen kann, und daß etwas jezt gut, vortheilhaft, und auf ein andermal böse, gefährlich ist. Jezt konnte die Widerlegung des Buchs gerade den Gewinn davon tragen, welchen einst das Buch erhielt. Jansenius nuzte die errungene Müze nicht lange. Er starb schon den 6ten Maji 1638.

Nach seinem Tode erschien seine Erklärung des Augustinischen Lehrbegrifs von der Gnade. Er hatte über 20 Jahre an dem Werke gearbeitet. Es machte gleich bey seiner ersten Erscheinung in der römischen Kirche grosses

ses Aufsehen und veranlaßte eine Menge Schriften, die zum Theil alles in sich fassen, was nur immer feine, scharfe, gelehrte Köpfe für und wider von der Materie sagen können. Aber mit dem allen sind die Grenzen unsrer Kenntnisse weder weiter, noch heller geworden. Und so wird es mit allen künftigen Kriegen von der Art ausfallen. Je mehr darüber gehandelt und gesprochen wird, desto grösser wird auch das Gewirre, und der Leser muß am Ende klagen:

Fecistis probe, incertior sum multo, quam dudum. Terent.

Die Materie von der Gnade ist ein Meer ohne Boden und Ufer, ist Scylla und Charybdis. Alles kommt zulezt auf die Frage an: Hat Adam mit Freyheit gesündiget? Sagst du ja, so folgert man, also hat Gott seinen Fall nicht vorhergesehen: antwortest du nein, so sagt man, also ist er nicht strafbar geworden, hatte keine Moralität. Schreibe nun hundert Bücher wider eine von beyden Folgerungen. Du mußt zulezt doch gestehen: Untrügliche Vorhersehung zufälliger Begebenheiten ist ein unbegreifliches Geheimniß, oder, es ist unbegreiflich, wie ein Geschöpf ohne Freyheit doch sündigen kann. Mehr braucht es nicht. Wenn du nun zulezt eine dieser beyden Unbegreiflichkeiten eingestehen mußt, warum schriebst du denn erst so viel? Man sieht leicht, daß es bey der Materie von der Freyheit endlich darauf hinauslauft, daß ich entweder sagen muß: Alle von der Seele verschiedene mitwürkende Ursachen lassen sie im Besitze ihrer Kraft handeln und nicht handeln zu können, oder: Jene Ursachen bestimmen sie zu einer gewissen Handlungsart mit überwiegender Kraft. Das erste wählen die Molinisten, das zweyte die Thomisten, Jansenisten und Genfer Protestanten. Und doch wollen die Thomisten mit aller Gewalt nicht Jansenisten, und diese wider nicht Calvinisten heissen, nicht mit den Calvinisten einerley Gedanken über die Gnade haben, und doch ist es so. Es ist nicht leicht eine Finte, eine

schlechte

schlechte Distinction denkbar, die nicht bey dieser Gelegen-
heit mit ins Spiel gekommen wäre. Alles in der Absicht,
den gefährlichen Folgen auszuweichen, die sehr nahe zu
seyn schienen, so bald die Thomisten einige Aehnlichkeit
mit Jansenii oder Calvini Anhängern eingestehen wollten.
Auf der andern Seite haben die Molinisten wieder alle
mögliche Sophisterenen aufgetrieben, zu erweisen, Au-
gustinus habe nicht Jansenii Lehre. Dem grossen Heili-
gen wollten sie ungerne widersprechen. So haben beyde
Partheyen zu entgegengesetzten Zwecken ihre ganze Kunst
und Kraft per fas et nefas aufgeboten. Jansenius hat
sich auch mit den reformirten Protestanten abgegeben. Die
Generalstaaten liessen 1629 ein Edict ausgehen, kraft
welches sie alle öffentliche catholische Religionsübung in
Boileduc verboten, alle Einkünfte der dasigen Geistlichkeit
einzogen, und die reformirte Lehre von 4 Predigern lehren
liessen. Diese Prediger erfuhren die unter der Hand ver-
breiteten abscheulichen Lästerungen ihrer Lehre und bezeug-
ten deswegen in einer eignen Schrift öffentlich, wie sie
nur das reine Evangelium predigten, ihre Feinde möchten
nur alles laut heraussagen, was sie auf dem Herzen hät-
ten. Dieser Ausfoderung folgte eine Schrift vom Janse-
nius f). Einer der vier genannten Prediger, Giebert Voe-
tius, machte darüber Anmerkungen g), und diese Anmer-
kungen beantwortete Jansenius aufs neue h). Voetius
antwortete wieder mit einem grossen Buche i). Darauf
erwiederte Jansenius nicht selbst, sondern einer seiner Freun-
de k). Das Buch widerlegte wieder Martin Schoock l)
und

f) Alexipharmacum 1630.
g) Philonius Romanus correctus.
h) Notarum Spongia 1631.
i) Desperata causa Papatus 1635.
k) Libertus Fromondus Causae desperatae Gisb. Voëtii ad-
versus Spongiam — — Cornelii Jansenii Crisis ostensa.
Anvers. 1636.
l) Professor der Geschichte und Eloquenz zu Deventer: despe-
ratissima causa Papatus 1638.

und damit war der Streit zu Ende, wie Leydecker meynt m). Ich finde aber unter Fromonds Schriften noch eine von 1640 Sycophanta: Epistola ad Gisbertum Voëtium.

Jansenius hatte noch einen kleinen protestantischen Krieg. Ein gewisser hollsteinischer Catholick, Theodor Simonis, war in seinem Glauben irre geworden, suchte Jansenium zu Löwen auf, um ihn über einige schwere Puncte befragen zu können (Untrüglichkeit des Pabstes, Anbetung der geweyhten Hostie). Jansenius wurde über alle Einwendungen des Mannes verdrüßlich und sagte ihm einmal, er sey nicht mehr Willens, mit ihm mündlich zu streiten. Er wollte lieber schriftlich seine Sachen mit ihm ausmachen. Er sehe doch wohl ein, daß er mit einem Catholicken zu thun habe, der bald nach Holland zu gehen und sich da grosser Siege über ihn zu rühmen entschlossen sey. Simonis wollte sich anfangs nicht zum Federkriege hergeben, doch entschloß er sich zulezt. Es wurden einige schriftliche Schlachten geliefert, mit einemmale sahe sich Simonis in seinem Hause mit eigentlichen Kriegern umgeben, die ihn einpackten und zur Ketzerstrafe verwahrten. Anfangs hieß es, es wäre Holz genung da, einen Ketzer zu verbrennen, aber hernach gab es sich, und weil der Mann, dem der Erzbischof das Verhör aufgetragen hatte, den Simonis als einen guten, ächten, standhaften Catholicken gefunden zu haben versicherte, so wurde er in Freyheit gesetzet und Jansenius mußte die Kosten bezahlen rc. Simonis wurde zwey Jahre darauf Protestante und gab noch eine Streitschrift wider Jansenius heraus n).

Dieser Simonis, ein guter Grieche, — er hat die Januam linguarum vom Comenius ins Griechische übersezt — soll erst lutherisch, dann catholisch, dann wieder lutherisch

m) l. c. p. 64.

n) De statu et religione propria Papatus adversus Jansenium, Lugduni Batav. 1638.

lutherisch und endlich Socinianer geworden seyn, auch zu Kisselin in Litthauen ein socinianisches Amt bekleidet haben o).

Jansenius hat noch mehr Bücher hinterlassen. Eine Rede: De interioris hominis reformatione. Tetrateuchus sive commentarius in IIII. Evangelia. Pentateuchus s. Commentarius in V libros Mosis. Auch ist das Responsum der löwenschen Theologen de vi obligandi conscientias, quam habent edicta regia super re monetaria, und das Responsum der löwenschen Theologen und Juristen, de Juramento, quod publica auctoritate magistratui designato imponi solet, vom Jansenius.

Die Grabschrift Jansenii rühmte "seine grossen Verdienste. Das Buch, Augustinus, zeuge von seiner himmlischen Fähigkeit, unverdroßnem Fleiß und Muthe. Die Kirche habe Nutzen davon auf der Erde und er den Lohn im Himmel." Weil nun eine solche Erklärung den Bullen P. Urban des achten und Innocentii des zehenden geradezu widersprach, so brachte es P. Alexander VII. mit grossem Widerstande dahin, daß der Nachfolger Jansenii, Franciscus von Robes (Johannes Roblesius v. Leydekker) den Stein bey Nacht in aller Stille wegnehmen lassen mußte p).

Ignatius von Loyola, gebohren in der spanischen Provinz Guipuscoa 1491.

Am Hofe Ferdinands und Isabellä erzogen, suchte er schon frühe, so bald ihn nur sein Alter zu Kriegsdiensten geschickt machte, sich rühmlich auszuzeichnen. Bey der Belagerung von Pampelonna 1521 und der darauf folgenden Eroberung hielt er sich sehr tapfer. Eine Kanonenkugel traf ihm das rechte Bein. Während der Heilung

o) Möller Isagoge ad histor. cimbricam Part. III. p. 108.

p) St. Romuald. Journal chronologiq. et historique Tom. II. p. 612.

lung dieser Wunde entschloß er sich, der eitlen Welt zu entsagen, nach Jerusalem zu reisen und sich in der Folge eine ungewöhnliche Lebensart zu wählen. Kaum war er wieder geheilet, als er auch schon nach U. L. Frauen in Monserrat gieng, eine Tagreise von Barcelona, seine Waffen dort über dem Altare der heil. Jungfrau aufhängen und sich 1522 in der Nacht auf den 22sten März zum Dienste der heil. Jungfrau einweyhen ließ. Nun fieng er an, sich aus aller Kraft, als geistlichen Ritter, nach den alten weltlichen Rittergesetzen zu bilden, gieng einmal des Morgens frühe nach Monreso ins Hospital, als Pilgrim gekleidet, und blieb da ohngefähr ein Jahr, casteyte sich entsezlich a). Da schrieb er auch sein Buch von geistlichen Uebungen in spanischer Sprache. Andreas Frusius übersezte das Buch ins Lateinische und gab es hernach mit Pauli III Bewilligung in Rom 1548 heraus. Natürlich wundert man sich, wie Ignatius, der vorher kaum lesen konnte, das Buch mit solcher Belesenheit in den alten und neuern Kirchenlehrern hat schreiben können. Die Verwunderung verliert sich bey der Nachricht des Louis de Pont: "Es sey aus einer Erzählung des Erzengels Gabriels bekannt, daß Maria dem Ignatius treu geholfen habe b)." Vor ohngefähr hundert Jahren wollte ein Benedictiner den Ignatius dieses Buches wegen öffentlich für einen Dieb erklären c). Das war nun eine Beleidigung Pauli III und der Congregationis Rituum. Denn der Pabst versichert in seinem Privilegio das Gegentheil und der Cardinal Franciscus Maria del Monte, in seinem Berichte an Gregorius XV. von dem ganzen Verfahren der heiligen Congregation, spricht

a) Stillingfleet Fanatisme de l'Eglise Romaine, französischer Uebersetzung von 1673 S. 288.

b) In vita Balthasaris Alvarez, c XXXXIII.

c) Alegambe und Sotuel Bibliothec. Societ. Jesu.

spricht von dem Buche, wie von einer dem Ignatius eigenthümlichen Schrift. Die Benedictiner der Congregation del Monte Cassini haben auch in einer zu Ravenna 1644 gehaltenen allgemeinen Versammlung das Buch verworfen, in welchem Ignatius des Plagii beschuldigt ist. Innocentius X. ließ es unter Ignatii Namen in das Breviarium Romanum setzen. Alexander VII. bestätigte die Aechtheit des Buches in einem eignen Breve vom 12ten October 1657 und versprach dabey jedem, der diese Uebungen eine Woche hindurch bey den Jesuiten anstellen würde, völligen Ablaß. Der eigentliche Ankläger war Constantinus Caëtanius (die beyden genannten Bibliothekare haben seinen Namen nicht) Er sagte: Ein gewisser Garcias Cisneros sey der wahre Verfasser der geistlichen Uebungen. Drey Mönche del Monte Cassini hätten dem Ignatius, als er bey ihnen durchreißte und sich schon mit den Gedanken eines neu zu errichtenden Ordens trug, das Constitutionsbuch gegeben. Caëtanius beruft sich auf eine unrecht verstandne Stelle. Die Stelle sagt nur, der Stifter der Benedictiner unterstüzte mit seinen göttlichen Kenntnissen den heiligen Ignatius bey der Einrichtung seines neuen Ordens. Folgt daraus, daß sich Ignatius von drey Benedictinermönchen die Constitution hat in die Feder sagen lassen?

Man pflegt dem Ignatio noch mehrere Schriften beyzulegen: Einen Brief de religiosa obedientia ad Lusitaniae socios ac filios, Rom 1553 am 26sten März: Einen Brief de religiosa perfectione ad Hispaniae socios 1547 am 4ten März: Einen Brief an den damaligen König in Aethiopien, eine Abhandlung über die Dreyeinigkeit. Sein wichtigstes Werk ist doch: Constitutiones societatis Jesu decem in partes distributae.

Von Barcelona machte sich Ignatius auf den Weg nach Jerusalem, und in fünf Tagen war er bis Cajet gekommen. Weiter wollt' er nicht ohne dem päbstlichen Seegen,

 gieng

gieng deswegen erst nach Rom und nach der Audienz bey Hadrian VI., von Rom nach Venedig, von Venedig — d. 14ten Julius 1523 — nach Joppe — am lezten August — von Joppe nach Jerusalem am 4ten September. In Jerusalem befriedigte er erst seine andächtige Neubegierde, gieng darauf nach Venedig zurück. Von da nach Genua, nach Barcelona, wo er blieb, in der Absicht, sich im Lateinischen weiter zu bringen. Dieser Reise werden viele Erscheinungen und Offenbarungen zugeschrieben. Ignatius fieng also 1524 mit der Grammatik an. Er war schon ziemlich weiter gekommen, als er einmal Erasmi Buch, Enchiridion militis christiani las: Anstatt, daß er darinn den schönen Stil hätte bewundern, nachahmen, und die schönen christlichen Maximen beherzigen sollen, warf er das Buch weg und war von der Zeit an so böse, nicht nur auf diese, sondern zugleich auf alle übrige Erasmischen Schriften, daß er sie weder selbst lesen noch seinen Freunden zu lesen erlauben wollte. Thomas von Kempis war sein Mann. Den las er fleissiger. Nach zwey Jahren hielt er sich schon geschickt, philosophische Vorlesungen zu hören, gieng also 1526 nach Complut. Sein Bettelstaat, seine ganze Aussenseite, die 4 Gesellschafter um ihn her, seine Reden an das zusammengelaufene Volk brachten ihn vor die Inquisition d). Da sollte seine Lehre, sein Leben untersucht werden. Die Untersuchung fiel gelinde aus. Ein Verweiß und Befehl dabey, er und seine Gesellschafter sollten sich künftig gesitteter kleiden, besonders nach untenzu. Bald darauf trat eine Wittwe nackend, zu Fusse mit ihrer Tochter eine Wallfahrt an. Es gieng das Gerücht, daß Ignatius sie dazu dazu vermogt hätte. Er wurde beym Kopf genommen. Und schon war der

Anhang

d) Ribadeneira in vita Ignatii, Lib. I. passim. Er ist unter — wenigstens 20 — Biographen Ignatii einer der vollständigsten und besten, so gut er es seyn konnte und durfte.

Anhang des Mannes groß, besonders zeigte sich viel Weibergunst. Man versammlete sich häufig um sein Gefängniß, ihn reden zu hören. Leute vom Stande, beyderley Geschlechts, erboten ihm ihre Dienste. Noch verbat er sich alles. Er wurde darauf gerichtlich befraget, ob er die Wittwe zu der Wallfahrt bewogen hätte? und er antwortete, er habe ihr vielmehr davon abgerathen, besonders wegen der Gefahr, der sie sich mit ihrer schönen jungen Tochter aussetzen könnte. Nach dieser Antwort mußte Ignatius noch 42 Tage gefangen sitzen. Darauf kam er frey, mit der Bedingung, sich in 4 Jahren nicht wieder hören zu lassen. Weil sich das nun gar nicht zu seinem Plane schickte, so gieng er nach Salamanka und hielt dort Erbauungsreden, wurde, wie zu Complut, festgenommen und mit eben der Bedingung frey gelassen. Nun fiel es ihm ein, nach Paris zu gehen. Da kam er an im Februar 1528 und war Willens, recht eifrig zu studiren, Seine schlechten oeconomischen Umstände nöthigten ihn, Haus bey Haus zu betteln und ins Hospital St. Jacob zu gehen. Da war denn also sein Plan wieder sehr verschoben. Er bemühte sich zwar, allen Anstössen auszuweichen, alle Berge zu ersteigen, aber alles war wider ihn. Man hatte schon bemerkt, wie seine heftigen Auffoderungen zur Geistigkeit aus den jungen Leuten Sonderlinge machte und nahm ihm das sehr übel. Bey dem allen fuhr er eifrig fort, Theologie und Philosophie zu lernen und einige wenigstens mit sich zum Gelübde seiner neuen Lebensart zu verbinden. Sie verbanden sich in der Kirche zu Montmartre in einem Tage, mit denselben Feyerlichkeiten, zweymal. Ihrer waren anfangs 7, bald hernach 10, Ignatius mitgerechnet. Unter ihnen wurde ausgemacht, Ignatius sollte nach Spanien gehen, gewisse Angelegenheiten daselbst berichtigen und nach Venedig gehen. Sie wollten 1537 am 25sten Januar von Paris abgehen und sich in Venedig wiedertreffen. Ignatius gieng also 1535 nach Spanien, predigte da Busse, besonders rügte

er die Unkeuschheit der Clerisey, würkte sogar Gesetze dagegen aus und erwarb sich einen ungeheuren Zulauf. Als er mit seinen Geschäften fertig war, gieng er zu Wasser über Genua nach Venedig, wo die andern 1537 am 8ten Januar eintrafen; sie waren schon am 5ten November aus Paris gegangen. Ignatius war unterdessen, daß er auf seine Jünger wartete, nicht müßig, gewann Seelen, und machte sich vorzüglich bekannt mit Johann Peter Caraffa, dem nachmaligen Pabste, Paulo IIII., der sich damals mit der Stiftung des Theatinerordens beschäftigte. Bald nach ihrer Ankunft verbanden sich die Freunde Ignatii aufs neue mit ihm zu einer Reise nach Palaestina, machten auch Anstalten dazu, doch wollten sie die Reise nicht ohne des Pabstes Erlaubniß und Seegen antreten, giengen also erst nach Rom und erreichten ihre Absicht. Darauf kehrten sie nach Venedig zurück und wollten sich da einschiffen, aber es war keine Gelegenheit. Ein Krieg mit der Pforte hatte alle Ueberfahrt der Pilgrimme gehemmet. Um also doch nicht ganz unthätig zu seyn, vertheilten sie sich in die venetianischen Städte, predigten auf den Gassen, suchten sich Anhang unter den jungen Studirenden zu machen, und kehrten nach Rom zurück. Nun erst fieng Ignatius an in Rom, seinen Entwurf zu einer neuen Ordensgesellschaft zu machen. Pabst Paulus III. bewilligte den Entwurf 1540 mit einigen und 1543 ohne alle Einschränkungen. Ignatius wurde schon 1541 General des neuen Ordens. Seine Gesandten giengen in die weite Welt, er selbst blieb in Rom und beschäftigte sich auf verschiedene Art. Besonders arbeitete er an Judenbekehrungen, unterhielt einige getaufte Juden, und brachte durch anhaltende Bemühungen eine Versorgungsanstalt für alle künftige Proselyten aus dem Judenthum zu Stande. Auf sein Anliegen gab P. Paulus III. den Befehl: Wenn ein Jude zur christlichen Religion, auch wider Willen seiner Aeltern und Vorgesezten übergienge, so sollten sie ihm dennoch seine Güter nicht vorenthal-

vorenthalten können, auch sollten alle mit Unrecht erworbene Güter, als solche, die eigentlich niemand zugehörten, den bekehrten Juden zufliessen. Julius III. und Paulus IIII. machten noch den Zusatz, daß sie allen Synagogen in ganz Italien eine gewisse jährliche Steuer zur Unterhaltung der Neubekehrten aus dem Judenthume auflegten.

Zu der Zeit war in Rom eine ungeheure Menge feiler Mädgen, welche von ihnen das schändliche Gewerbe verlassen wollten, die wurden im Magdalenenkloster zur ewigen Einsperrung und allen Gelübden des Klosters aufgenommen. Die eingeschränkten und harten Bedingungen schwächten den Nutzen, den man sich von der Einrichtung dieses Klosters versprochen hatte. Es waren nämlich davon alle verheyrathete, ungetreue Weiber, alle unkeusche Wittwen überhaupt und auch alle Mädchen ausgeschlossen, die zwar gerne von ihren Verirrungen wiederkehren, aber sich ungerne zu einer so langen und harten Busse hergeben wollten. Auch war ein sicherer Ort des Aufenthalts für alle Weiber nöthig, die der Wuth ihrer Männer entflohen waren, wo sie bis zur Aussöhnung bleiben konnten. Auch für solche, welche zwar dem groben Laster, aber nicht auch gleich allen feinern Vergnügungen entsagen wollten, war ein Ort nöthig, der nicht eben Kloster war, und wo sie doch anständig konnten unterhalten werden. Ignatius sorgte für alle diese Bedürfnisse, so gut und stark er konnte, gab selbst eine ansehnliche Geldsumme dazu her und ermunterte viele durch sein Beyspiel und Zureden, an dem wohlthätigen Institute thätigen Antheil zu nehmen. Unter diesen Wohlthätigen zeichnete sich besonders Leonora Osoria (Gemahlinn Johann Vega, Gesandten K. Carls V.) rühmlich aus. Sonderbar genung muß es freylich geschienen haben, wenn der Jesuitergeneral vor so vielen liederlichen Weibern aufzog und sie entweder in die Kirche führte, oder zu Damen vom Stande, die sich mit ihrer Unterweisung und Bildung

zum Vergnügen beschäftigten. Wenn einer zum Ignatius sagte: Alle deine auf die Bekehrung dieser Sünderinnen angewandte Mühe ist verlohren. Sie sind schon zu sehr in ihren Sünden verstricket, verhärtet, sie werden sich doch bald wieder darinn versenken und umherwälzen. Auf dergleichen Erinnerungen pflegte Ignatius zu antworten e): "Ich glaube meine ganze Lebensmühe gut angewandt zu haben, wenn ich diese verlohrne Töchter auch nur eine Nacht über von ihren gewohnten Versündigungen abhalte. Auch, wenn ich gewiß vorhersähe, sie werden sich am nächsten Morgen wieder zu ihrem schändlichen Gewerbe hergeben, dennoch würd' ich aus aller meiner Kraft arbeiten, wenigstens diesen kleinen Zeitraum ihrer Rechenschaft zu retten." Auch für die zukünftigen Gefahren der Keuschheit sorgte Ignatius. Er wußte nämlich, wie leicht die Ehre guter Mädchen durch Armuth in Gefahr kömmt, wie die armen Töchter besorgen müssen, von ihren Müttern und Aufsehern verwahrloset oder gar verkuppelt zu werden. Auch für Mädchen, die in einer solchen gefährlichen Lage waren und sich herauswünschten, errichtete Ignatius eine Stiftung. Auch für Waisen war er eifrig besorgt. Und bey allen diesen guten Bemühungen waren dennoch seine verschuldeten und unverschuldeten Feinde äusserst emsig, ihn der Unkeuschheit, des Stolzes, der Falschheit und aller schwarzen Laster wenigstens verdächtig zu machen. Er ließ sich dadurch nicht auf: und nicht abhalten, seinen gewählten Weg fortzusetzen, mit aller möglichen Anstrengung, Ruhm und Befestigung seines Ordens zu bearbeiten. Es wollten sich auch Weiber zu seiner Ordensregul hergeben. Isabelle Rosella, seine alte Wohlthäterinn, kam in der Absicht von Spanien nach Rom, und erhielt vom Pabste die Erlaubniß, mit zwo andern Weibern zugleich in deu Orden zu treten. Aber schon

e) P. de la Mainferme in Clypeo nascent. Fontebrald. Ordinis Diss. IIII. p. 219. führt das zur Vertheidigung des Robert von Arbrissel als Beyspiel an.

schon diese wenigen Weiber machten ihm so viel Verdruß, daß er sich die Erlaubniß für seinen Orden verbat; auch wurde seine Bitte gewähret f). Ignatius durfte diese vorsichtigen Verfügungen nicht aus Sorge für seine Keuschheit treffen. Denn seine Freunde versichern, ihm habe die heilige Maria, seitdem er sich ihr auf sein ganzes Leben gewiedmet hatte, solch ein Maas der Enthaltsamkeit verliehen, daß er nie die kleinste wollüstige Reizung mehr fühlte. Seckendorf stellt in diesem Puncte Luthern und Ignatium gegen einander über, und entscheidet zu Luthers Vortheile, der ohne solche Himmelsgaben bis in sein 42stes Jahr unbeweibet, keusch lebte, auch hernach in seiner Ehe fromm und schaamhaft blieb, dahingegen Lojola's Keuschheit nicht besonders lobwürdig ist, denn eine Tugend ohne Sieg über Leidenschaft ist leerer Name g).

Pabst

f) Mirum est, trium mulierculárum gubernatio, quantum illi molestiae et occupationis paucis diebus attulerit. Ergo Pontificem maximum docet, quanto ea res impedimento societati sit futura: orat obsecratque Pontificem, ut se praesenti molestia, societatem metu perpetuo liberet: neque permittat, nostros homines, aliis in rebus magnis, utilibus, necessariis occupatos, hac mulierum cura minus necessaria implicari. Quod utique Pontifex, rationes Ignatii probans, societati dedit litterasque apostolicas scribi iussit, quibus nostri in perpetuum ab onere Monialium eximuntur et quarumcunque mulierum cura sub obedientia nostrorum in communi vel alias vivere volentium anno 1547. 13. Calend. Junii. Quo non contentus Ignatius, ut locum hunc maxime periculosum communiret omnesque aditus obstrueret, illud etiam a. 1549 ab eodem Paulo III. impetravit, ne curam Monialium, seu religiosarum quarumlibet personarum recipere teneamur, per litteras apostolicas impetratas vel *in posterum impetrandas, nisi de indulto illo et ordine nostro expressam facientes mentionem*. Ribadeneira in vita Ignatii, p. 231.

g) Hac quidem assertione castitatis laus destruitur, quae non est virtus, quando cupiditatibus non exercetur, quas vincat. Seckendorf. in Hist. Lutheranismi, Lib. III. p. 315. Maffei Vita Ignatii.

Pabst Julius III. bestätigte Ignatio seinen Orden 1550, und da wollte er nicht mehr General seyn. Aber seine Brüder wollten ihm die Würde nicht abnehmen. Er mußte sie also bis an sein Ende behalten, bis 1556 am lezten Julius.

Ribadeneira, einer der wichtigsten Biographen Ignatii, aus welchem wir die meisten Nachrichten entlehnet haben, gesteht offenherzig, daß sein Heiliger kein Wundermacher war, und verwahrt sich gegen alle von dieser Seite zu befürchtenden Einwendungen und Angriffe. Mit der Zeit merkte er vielleicht selbst, oder es wurde ihm auch gesagt, er habe zu viel gewagt, eine solche Aussage vor dem Publico sey nicht sehr klug angebracht. Genung, er wiederrief und erzählte vom Ignatio, ich weiß nicht, wie viele Wunder! Um das deutlicher zu machen, setzen wir das Wichtigste seiner so sehr verschiedenen Aussagen hieher. In der ersten Lebensbeschreibung machte er sich den Einwurf h): "Wenn alles vorige wahr ist, warum hat Gott denn nicht die Heiligkeit Ignatii, wie die Heiligkeit so vieler andern, mit Wundern versiegelt? Antw. Wer hat des Herrn Sinn erkannt, oder wer ist sein Rathgeber gewesen? Gott allein würket Wunder, ihm allein kömmt die Macht zu; er allein weiß, wo, wann und auf wessen Gebet Wunder geschehen sollen. Alle Heilige haben die Wundergabe nicht gehabt. Und die Heiligen, von welchen die größten und meisten Wunder bekannt sind, sind darum nicht heiliger, als die übrigen. Von der Heiligkeit müssen wir nicht nach ihren Wundern, sondern nach ihren guten Werken urtheilen. In der Bibel werden Wunder auch falschen Propheten zugeschrieben." Das alles belegt Ribad. mit Zeugnissen alter Kirchenlehrer, biblischen Beyspielen, und sammlet also in der Kürze die stärksten Vertheidigungen für die Protestanten, wenn ihnen Vorwürfe darüber gemacht werden, daß Luther und Calvin keine Wunderthäter gewesen sind. "Ich sage das nicht,

h) Lib. V. c. 13.

nicht, fährt er fort, die Wunderkraft zu verachten, herunterzusetzen, sondern nur dem denkenden Leser zur Erinnerung, wie man sich bey allen Fällen von der Art den Fügungen der Vorsehung überlassen müsse. Sie vertheilet ihre Gaben mit der höchsten Freyheit." Nachher sammlet Ribad. noch einige Gründe, aus welchen erhellen soll, "Gott habe für die Jesuiten am besten damit gesorget, daß er ihrem Stifter die Wunderkraft vorenthalten hat, daß wir uns nicht derselben überhöben, daß wir, weil unser Stifter weniger groß ist, uns lieber nach Jesu, als nach ihm nenneten und durch den heiligen Namen immer an den Weltheiland, an das vollkommenste Muster der Nachahmung erinnert würden. Auch sind zu unsern Zeiten keine Wunder mehr nöthig. Und ist nicht die Stiftung, die Ausbreitung unsrer Gesellschaft, sind nicht die Wunder einzelner Brüder des Ordens Beweise genung, daß es Werk von Gott ist, verbreitet das alles nicht auch wundervollen Glanz über unsern Stifter?"

Diese Bemerkung ist sehr alt. Schon die ersten Kirchenlehrer sagten: Die schnelle Ausbreitung des Evangelii durch so unansehnliche Werkzeuge, bey so grossen Hindernissen, beweiset die Göttlichkeit der Lehre Jesu hinlänglich. So ein ausnehmendes Wunder ist sie! Das brauchen die Protestanten auch, wenn sie um Luthers und Calvini Wunder befragt werden.

Ribadeneira fährt fort: "Ist es nicht wunderbar genung, daß ein Soldat, an Krieg und Kriegsgeschrey gewöhnet, mit Gott und göttlichen Dingen unbekannt, sich so verändert, daß er nicht nur zur Fahne Christi schwöret, sondern auch sogar selbst Anführer der heiligen Streiter wird? Ist es nicht wunderbar, daß so viele reiche, kluge, geehrte Leute, zum Theil von hoher Geburt, sich von diesen Leuten ohne Güter und Ehre, von diesen Ungelehrten, Unberedten, Niedrigen bereden lassen, ihre Lebensart zu verlassen, grosse Aussichten aufzugeben, sich in Armuth, Schimpf und Schande, in Schmerz und

Mühe

Mühe zu begraben.“ Hier ist noch ein Umstand vergessen, der das Wunderbare an der Sache ungemein erhöhet. Ignatius hat von seiner Reise nach Monserrat an bis zu seinem beständigen Aufenthalt in Rom, so viele Spuren eines verbrannten, schwärmenden Gehirnes sichtbar werden lassen, daß es unbegreiflich ist, wie sich Gelehrte, wie Lainez und Salmeron waren, mit ihm haben verbinden können, wie sein Orden so bald der erste unter den übrigen geworden ist. Freylich läßt sich das auch umkehren, so daß das Wunder kleiner wird. Denn mit ganz unnatürlichen Ausschweifungen und Thorheiten werden die Leute am leichtesten gefangen.

Hier ist ein berühmter Jesuite, ein Zeitgenosse Ignatii, Zeuge, daß Ignatius keiner Wunder fähig gewesen ist. Und eben dieser Zeuge spricht an einem andern i) Orte ganz anders. “Im lezten Abschnitte des V. Buches ließ ich mich so wenig auf Wunder ein, daß es scheinet, als ob ich ihm alle Wunder absprechen, oder sie zur Bestätigung seiner Heiligkeit für überflüßig erklären wollte. Jezt will ich das besser entwickeln. Ich wußte schon 1572, als ich zuerst sein Leben lateinisch beschrieb, verschiedene von seinen Wundern, ich kannte sie nur nicht gewiß und genau genung, um sie öffentlich für wahre ausgeben zu können. Nach der Zeit sind sie, bey Gelegenheit der Heiligsprechung und der dabey vorhergehenden öffentlichen Untersuchungen, durch sichre Zeugen über alle Zweifel erhoben. Gott läßt zur Ehre seiner Knechte noch immer Wunder geschehen. Ich kann nun aus den öffentlichen Nachrichten einige derselben auszeichnen.“

Mit einer absichtsvollen Heimlichkeit verschweiget Ribadeneira seine zwote, sehr vermehrte Ausgabe von 1587, nennet nur die erste lateinische von 1572. In der zwoten machte er viele Zusätze aus Nachrichten sehr glaubwürdiger Zeugen, vertrauter Freunde Ignatii, auch brachte

i) Abregé de la vie de St. Ignace, ed. Iprensis 1612. Das schrieb er um die Zeit, da Ignatius schon canonisirt war.

brachte er Resultate seiner eignen Untersuchungen, nach welchen ihm, ehemals zweifelhafte Sachen, entschieden gewiß geworden waren. Diese Sachen haben ihm also seine und Ignatii Freunde erst funfzehn Jahre nach der ersten Ausgabe erzählt, oder er selbst hat nicht eher darüber sich bestimmen können. Er wußte schon 1572 einige Wunder von Ignatio, war nur nicht umständlich, nicht gewiß genung davon unterrichtet, um sie öffentlich bekannt zu machen. Wenn er nun 1587 noch Ignatio alle Wunder absprach, folgt denn nicht daraus, daß seine Ungewißheit noch dieselbe war, daß ihn seine 15 Jahre hindurch fortgesezte Untersuchungen nicht gewiß machen konnten? Hätten sie ihn, oder hätten ihn frembde glaubwürdige Zeugnisse gewiß gemacht, so würde er diesen grossen Punct sehr nachdrücklich hinzugesetzet haben, wie er die andern vormaligen, nun berichtigten Ungewisheiten hinzusezte. Mußte überhaupt ein Jesuite, der schon 1572 Wunder seines Stifters (zwar unvollständig, ungewiß) kennet, mußte der sie ihm noch 1587 geradezu absprechen? sich ganz bestimmt darüber erklären, sogar auf Einwendungen gegen diese bestimmten Erklärungen vorher antworten, oder mußte nicht er vielmehr sein Urtheil bis zur weitern Untersuchung ganz zurückhalten? Hier ist also keine Unwahrheit. In 15 Jahren konnte doch wohl etwas entschieden werden. Solche auffallende Begebenheiten lassen sich am besten ausmachen, je jünger sie sind. Und die vertrauten Freunde, die beständigen Gefährten Ignatii sagten dem Ribadeneira 1587 so vieles, was er 1572 nicht wußte, und hatten es ihm nicht gesagt? Damit sind alle vor 1587 bekannte Wunder wenigstens sehr verdächtig. Und die nachher bekannt gewordenen widerleget größtentheils schon innere Unwahrscheinlichkeit. So sagen z. B. Ignatii Freunde, es hätten die Worte Virgils: Speluncam Dido dux et Troianus eandem, cet. in seinem Munde die Kraft gehabt, Teufel von einer Frau in Rom auszutreiben, daß sie um Gnade bitten mußten, und

mit

mit der Bedingung, keinen Menschen wieder zu plagen, ungestraft ausfahren durften k).

Paulus V. beatificirte den Ignatius 1609, Gregorius XV. nahm ihn unter die Heiligen auf 1622. Eundem officio ecclesiastico ubique terrarum coli iussit Innocentius X. P. M. sub ritu semiduplici die 29. Octobris 1644. Auxit cultum Clemens VIIII. et ad ritum duplicem erexit d. 11. Octobris 1667 l). Und alle diese dem neuen Heiligen zugedachte Ehre ist auch in ihrem vollen Glanze über ihn ausgebreitet. Mit unglaublicher Schnelligkeit hat sich sein Orden in der ganzen bekannten Welt, aller noch so starken Hindernisse ohngeachtet, dennoch festgesetzet. Vielleicht hat nie eine Gesellschaft so viele innere und äussere Feinde gehabt, als die Jesuiten immer hatten und noch haben, und doch ist ihr Ansehen so groß geworden, und doch scheinen sie von Tage zu Tage mehr zu steigen als zu sinken. Es liesse sich allein von Schriften wider die Jesuiten eine grosse Bibliothek sammlen. Freylich läuft viel Ungerechtigkeit mit unter. Mit zu grosser, gehäßiger Leichtglaubigkeit haben die Protestanten und die Feinde der Jesuiten unter den Catholicken alle je dem Orden nachtheilige Erzählungen aufgegriffen, um sie bey Gelegenheit wieder anbringen zu können. Gegen verschiedene dieser Beschuldigungen haben sich die Jesuiten so vertheidigt, daß ein billiger Feind nothwendig die ganze Klage aufgeben muß. Wir wollen das mit einem einzelnen Falle belegen. In einer äusserst m) heftigen Schrift wurde behauptet, der Abbe dü Bois hätte gesagt und würde dem P. Coton es beweisen, wenn es nöthig seyn sollte: "es sey über ihn zu Avignon ein Urtheil wegen Schwängerung einer Nonne gesprochen."

Coton

k) Joh. Christ. Frommann, de Fascinatione, lib. III. Part. VIIII. Cap. IIII. n. 15.

l) Sotuel Biblioth. Soc. Jesu 1675. p. 2.

m) Anticoton, Avignon 1610.

Coton antwortete n) darauf, und ließ eine Originalschrift vom Abbe d. B. in seine Antwort einrücken, in welcher der Abt das Gerücht schändliche Verläumdung schilt, den Coton für einen frommen, ehrwürdigen Mann erkläret, welcher solcher Verbrechen nicht schuldig, nicht einmal verdächtig sey." Ausserdem brachte Coton noch so viele andre Zeugnisse und erbot sich zu so vielen, daß man glauben sollte, alle Welt würde nun den Verfasser des Anticoton für einen schändlichen Ehrendieb und den Coton für einen frommen, keuschen Mann halten. Und doch haben sich viele Leute die Schwängerung der Nonne und die Verurtheilung Cotons nicht ausreden lassen. So ist es den Jesuiten oft gegangen, sowohl einzelnen Brüdern, als auch dem ganzen Orden. Man hat sie, wie einst den Catilinam, aller Verbrechen auch ohne alle Beweise beschuldigt, oft so geschlossen, wie man bey jenem schloß: Catilina hat a gethan, also wahrscheinlich auch b und c, und vermuthlich alles übrige, was nicht recht ist. Sallustius bemerkt schon den Trugschluß sehr genau o). Er ist nicht so sehr der Schule, als dem gemeinen Leben eigen. Ein neuerer Autor p) macht folgende Gedanken mit Gründen und Beyspielen deutlich und fast gewiß: "Man schreibe nur alles dreist wider Jesuiten, und sey dabey überzeugt, daß es viele glauben werden. So sehr ist alles einmal wider sie eingenommen. Die Jesuiten wissen das jezt auf einer andern Seite zu nutzen.

n) Reponse apologetique à l'Anticoton, p. 199.

o) Scio fuisse nonnullos qui ita existimarent, iuventutem, quae domum Catilinae frequentabat, parum honeste pudicitiam habuisse: sed ex aliis rebus magis, quam quod cuiquam id compertum foret, haec fama valebat, Salluft. in bello Catilin.

p) Religion des Jesuites à la Haye 1689 p. 77. Bernegg. Tuba Pacis, p. 122. Fortunius Galindus Cantaber de caussis publici erga Jesuitas odii, Genevae 1630.

nutzen. Vor Zeiten pflegten sie alle wider sie ganz oder zum Theil gerichteten Schriften zu beantworten. Jezt sind sie des Antwortens müde geworden. Frägt man sie, wie es zugeht, daß sie sich so leidend verhalten, so antworten sie: "Wir haben ja nicht mehr Ursachen, die kleinen Schriften wider uns zu beantworten, als der König von Frankreich Ursachen hat, Amsterdammer Zeitungen zu widerlegen. Auch würden unsre Antworten wenig oder gar nichts fruchten. Der größte, wichtigste Theil des Publici ist einmal auf den Ton gestimmt, jede wider uns aufgährende Satyre für wahr zu halten." So wird ihnen Vergiftung der Fürsten, Gespenstergeschichte beym Churfürsten von der Pfalz, Widerspenstigkeit gegen den päbstlichen Stuhl und dergleichen, wider alle noch starke Vertheidigungsbeweise, aufgebürdet. Sie wissen diesem, ihren Feinden günstigem, Vorurtheile oft eine solche Wendung zu geben, daß es ihnen noch nüzlich werden muß. (Fruuntur iratis Diis) Hätten ihre Feinde mehr Vorsicht gebraucht, nicht immer gegründete und ungegründete Beschuldigungen durcheinandergeworfen, gewiß sie wären ihnen viel gefährlicher geworden. So wie es jezt ist, begünstigen sie selbst die Verklagten, machen, daß sie alles für ungegründeten Verdacht ausgeben und unbeantwortet hinlegen können. Vielen wider die Jesuiten geschriebenen Büchern q), konnte man es gleich ansehen, daß sie dem Orden neue Stärke geben würden. Bey dem allen bleibt es wahr, daß der Orden aus vielen andern unläugbaren Ursachen mit Recht verhaßt ist. Ohne sehr fein verarbeitete Staatskünste wäre seine Macht und seine Dauer nie so groß geworden. Aber ist das nicht eine Summe moralischer Verdorbenheiten? Die Jesuiten haben Folgerungen aus gewissen, schon vor ihnen angenommenen, Lehrsätzen mit vielem Eifer weiter ausgedehnet,

q) So z. B. dem Buche: Les Jesuites de la Maison professe de Paris en belle humeur 1695.

net, als je vorher geschehen war. Mit diesen Folgerungen ist die Lage der Fürsten unsichrer geworden, als sie es mit den Lehrsätzen allein war. "Das Volk gilt mehr als der Regent. In gewissen Fällen kann das Volk seinen Fürsten strafen." Dergleichen ist lange und fast in allen christlichen Staaten ausdrücklich gelehret und geübet. Die Geschichte stellet uns viele, auf Angeben oder doch mit Vorwissen der Landesclerisey abgesezte Fürsten dar. "Gott hat der Obrigkeit das Schwerdt zur Rache über die Ketzer gegeben." Das ist noch allgemeiner, als das vorige von Constantino an, bis auf diesen Tag, unter allen christlichen Gesellschaften üblich gewesen. Man wagt es kaum, in Holland dawider zu sprechen. An der Erfindung dieser Grundsätze sind also die Jesuiten sehr unschuldig. Nur haben sie verhaßte, der allgemeinen Ruhe nachtheilige Anwendungen davon, Folgerungen daraus gemacht. Ihr Schluß aus diesen beyden mit einander verbundenen Grundsätzen hat ein sehr logicalisches Ansehen und kömmt am Ende darauf hinaus, daß ketzerische Fürsten abgesezt und alle Ketzerey, wenn es nicht anders gehen will, mit Feuer und Schwerdt ausgerottet werden müsse. "Hat Gott der Obrigkeit das Schwerdt zur Strafe für die Ketzer gegeben; so muß das Volk, — die eigentliche Obrigkeit ihrer Monarchen — dem ersten Grundsatze zufolge, den Fürsten strafen, so bald er ein Ketzer wird. Die gelindeste Strafe für einen Ketzer ist doch wohl Gefängniß, Landesverweisung, Einziehung seiner Güter. Einen ketzerischen König muß das Volk also wenigstens vom Throne heruntergehen heissen. Denn der König, der Fürst ist nur ein Commissarius, dem das Volk, der committirende Theil, weil er selbst nicht herrschen kann, die Herrschersgeschäfte und Rechte überträgt, so daß es sich immer ihr, gar keiner Veräusserung fähiges, Recht vorbehält, den Commissarium wieder abzusetzen, so bald er seinem Auftrage nicht gehörig nachkömmt. Der Fall ist denn vorzüglich da, wenn der Commissarius die

Strafe verdient, mit welcher er auf Gottes Befehl die Ketzer belegen muß. Aber die meiste Zeit ist es nicht so leicht möglich, dem gekrönten Verbrecher das zu nehmen, was er von Rechtswegen und nach den göttlichen Gesetzen wider die Ketzer sollte verlohren haben. Sie sind gemeiniglich so stark, sich im Besitze erhalten zu können, so unrechtmäßig auch der Besitz von dem Augenblicke an geworden ist, da sie anfiengen, Ketzer zu seyn. Sind sie würklich so stark, daß Gewalt nichts über sie vermag, so vermöge List über sie! Sie müssen auf alle Art zur verdienten Strafe gezogen werden. Verschwörungen auf ihr Leben müssen das Schwerdt aus der Scheide ziehen, auf sie zucken. Warum hätte Gott sonst dem Volke, dem höchsten Monarchen, das Schwerdt zur Strafe für die Ketzer in die Hände gegeben? Gewiß, nicht umsonst!"

Führen die Fürsten ein Rachschwerdt für Verbrecher der beyden Tafeln des Gesetzes, so müssen sie eifriger auf Strafe für den Ketzer bedacht seyn, denn er verbricht wider die erste Tafel; als für Mörder und Diebe, Verbrecher wider die zwote Tafel. Denn die Verbrechen der ersten Tafel sind Verbrechen der beleidigten höchsten Gottesmajestät, gehen Gott unmittelbar, die andern nur mittelbar an. Die Geistlichen müssen den Fürsten zur Rache über die Ketzer aufrufen, und wenn der Fürst nicht höret und nicht hören will, so müssen sie das dem Volke klagen, lauter klagen, als wenn er Mörder und Diebe ungestraft durchschleichen läßt. Auch müssen die Geistlichen den Fürsten sagen: Wenn unvermeidliche Gefahr dem Staate drohet, die nur durch Duldung der Ketzer und darüber ausgefertigte Edikte abgewendet werden kann, so seyd ihr darum nicht an euer königliches Wort gebunden, oder höchstens, so lange die Gefahr fortdauret. Greifet, so bald die Gefahr vorüber ist, nach den vorigen Waffen, rottet die Ketzer aus, wie ihr Diebe und Mörder ausrottet, so bald die Gefahr, die euch zwang, mit ihnen Waffenstillstand zu schliessen, vorüber ist. Gott gab dem Fürsten

Fürsten das Schwerdt wider die Ketzer. Läßt er sie nicht das Schwerdt empfinden, so macht er sich vor Gott eben so strafbar, als wenn er Dieberey, Ehebruch, Mord ungestraft begehen läßt. Nur das allein kann er zu seiner Entschuldigung sagen: Es drohte meinem Staate, meiner Kirche noch ein grösseres Uebel, ein unvermeidlicher Umsturz, ich mußte wohl versprechen, mit Strafen einzuhalten. Eben daraus folgt, daß der Fürst, wenn dieses grössere Uebel, dieser Untergang nicht mehr zu besorgen ist, wieder zu den alten Waffen greifen muß. Denn ein Eid, mit welchem er sich zur Sünde verbunden hatte, war kein Eid, war an sich selbst ungültig, verpflichtete nicht.

Auf einem solchen Grunde stehet das verhaßte System der Jesuiten. Manche Sätze einzelner Lehrer unter ihnen sind würklich abscheulich. Den Grund fanden sie gelegt. Sie häuften Folgerungen auf Folgerungen, und erschracken nicht über die gefährlichen Resultate. Denn auf der einen Seite glaubten sie damit der Kirche nüzlich zu werden, und auf der andern Seite richtig zu schliessen. Ob sie logikalisch richtig geschlossen haben, darauf wollen wir uns nicht einlassen. Die Arbeit ist zu unangenehm. Frankreich verlohr zween Könige nach einander, unter dem bösen Vorwande, daß sie die Ketzer begünstigten. Da wußte man diesen furchtbaren Berg von Folgerungen nicht besser zu sprengen, als durch Wegräumung des untersten Grundsteins. Und so wurde denn 1615 die Lehre, daß die Monarchen nicht allein von Gott abhiengen, als ein gefährlicher Irrthum öffentlich verworfen.

Wenn diese Lehrsätze der Jesuiten den Monarchen Empörung, den Unterthanen blutige Verfolgung drohten, so waren wieder andre sehr geschickt, die christliche Sittenlehre auf eine traurige Art herabzustimmen. Eigentlich haben die Jesuiten, wie ihnen das gemeiniglich Schuld gegeben wird, weder die reservationes mentales (das lügnerische im Sinne Behalten) noch sonst etwas von der

Art erfunden. Auch die philosophische Sünde folgt aus dem in der römischen Kirche sehr allgemein angenommenen Begriffe der Freyheit, nach welcher sich der Handelnde, ohne alle Nothwendigkeit, bestimmen kann, wozu er will. Sie haben das alles schon in Büchern, entweder ausdrücklich, oder doch als nahe Folge irgend eines Lehrsatzes, gefunden. Es wird ihnen nur namentlich beygeleget, weil sich mehrere von ihrer, als von irgend einer andern Gesellschaft, laut dazu bekannt, oder durch die auffallenden Anwendungen davon verdächtig und verhaßt gemacht haben. Und so mußte es kommen. Die damalige Mode zu studiren hatte an allen diesen Unordnungen wenigstens eben so vielen Theil, als die Verdorbenheit ihres Herzens. So lange die christliche Sittenlehre noch nicht besonders gelehret wurde, pflegte man einige philosophische Vorlesungen zu hören und sich darinn — denn darauf war es fürnämlich abgesehen — eine Fertigkeit zu erwerben, über alle noch so grosse Kleinigkeiten, über Geschöpfe der Einbildungskraft viel schwatzen zu können. Man gewöhnte sich bey der Gelegenheit, immer mit Gründen für und wider eine Sache gleich fertig zu seyn, immer mit Einwendungen und Distinctionen aufziehen zu können, und so mußte denn nothwendig, wenn es zu moralischen Untersuchungen kam, das gröſste Gewirre entstehen. Gegen eine Menge von Distinctionen, argumentis ad hominem hatte sich jeder Streiter zu vertheidigen. Darüber vergab er heute hier und morgen dort mehr, als er billig hätte vergeben sollen, mehr, als er ohne grossem Nachtheil der zu untersuchenden Materie vergeben konnte. Hätten sie doch über Logik und Metaphysik, mit welchen Waffen, so viel sie wollten und konnten, gestritten, und bey der christlichen Sittenlehre gesunden Menschenverstand und Licht der Offenbarung allein gelten lassen! Die scholastische Cabale treibt auch den geübtesten Streiter in ein Labyrinth, aus welchem er sich nicht wieder zu finden

weiß

weiß r). Die Casuisten chicaniren Gott mehr, als der abgefeilteste Sachwalter den menschlichen Richter. Sie verwandeln den Richterstuhl des Gewissens in ein Laboratorium der Moral und verarbeiten die festesten Wahrheiten, bis sie als Rauch, flüchtiges Salz und Dunst verfliegen. Dabey fangen sie sich in ihren eignen Netzen, verstricken sich so darinn, daß sie auf allen Seiten feste sind, sich gar nicht rühren können, also überall nachlassen müssen, wo nur ein Schlupfwinkel denkbar ist. Und bey dem allen ist es doch nur leicht, sie zu tadeln, leicht, das Schlimme ihrer Lehren zu fühlen, aber sie zu widerlegen, das kostet mehr.

Das Haus, in welchem Ignatius gebohren ist, schenkte die verwittwete Königinn von Spanien, Mariana, dem Orden. Sie haben es Sancta Casa genannt. Die Umstände dieser Schenkung sind in einer eignen Schrift erörtert s). Der Verfasser hat nur deswegen eine Untersuchung der cantabrischen Alterthümer angestellt, weil Ignatius da gebohren ist. Jezt gehören zu der Provinz Gnipuscoa, Biscaja und Alava. In Biscaja und Alava lebten

r) Dialectici ad extremum ipsi se compungunt suis acuminibus et multa quaerendo reperiunt; non modo ea, quae iam non possunt dissolvere, sed etiam, quibus ante exorsa et potius detexta prope retexantur. Cicero de Oratore, Lib. II. c. 38.

s) Averiguaciones de las Antiguedades de Cantabria. Der Verfasser dieses zu Salamanca 1689 gedruckten Buches war daselbst an dem königlichen Jesuitercollegio Lehrer der Theologie. Gabriel de Henao hieß er. Ebendieser gab 1652 einen Folianten heraus mit der Aufschrift: Empyreologia s. Philosophia christiana de Empyreo coelo. Darinn beschreibt er die himmlischen Freuden so genau, daß er auch Musik, und zwar mit Instrumenten, wie die unsrigen sind, mit hineinbringt. Noch sinnlicher sein Mitbruder Louis Henriques. Der spricht sogar vom Baden, Salben, Frisiren und einem besonders starken Haarwuchs, von Balleten, Masqueraden und dergleichen schönen Sachen. S. dessen Occupations des Saints dans le Ciel.

lebten Ignatii Vorfahren. In Alava auf einem Schlosse im Azpeytischen Gebiete ist Ignatius gebohren. Noch immer ist der Taufstein zu Azpeytia in der St. Sebastianskirche seinetwegen heilig. Schwangere Weiber versammlen sich da häufig, wollen ihre Kinder da taufen und Ignatius oder Ignatia nennen lassen. Das Schloß selbst vermachten die Aeltern Ignatii, als die lezten Eigenthümer, 1681 der Mariani von Oesterreich. Die Königinn gab es ein Jahr nachher den Jesuiten, dort ein Collegium ihres Ordens anzulegen. Für sich selbst auf Lebenszeit, nach ihrem Tode für ihren Sohn den König und seine Nachfolger bedung sie sich das Patronat. Uebrigens vergab sie es mit derselben Bedingung, wie es ihr gegeben war, mit der ausdrücklichen Bedingung, daß keine Mauer des Schlosses je umgerissen, sondern immer nur angebauet werden sollte t).

Die Sorbonne hat drey über Ignatii Heiligsprechung in den Jahren 1610 u. 11. gehaltene Reden scharf durchgezogen, besonders dieser Puncte wegen u): "Moses hatte den unaussprechlichen Namen Gottes zu seinem Gebrauch. Die Apostel bedienten sich auch desselben, und wohin sie mit diesem Siegel des obersten Regenten kamen, da war ihnen die ganze Natur gehorsam. Ignatii Name würket mehr Wunder als Moses verrichtet hat, eben so viel, als die Apostel. Alles unterwirft sich dem Namen. Vom Ignatio ist der Anfang des Briefes Pauli an die Hebraeer zu erklären. Gott der Vater und der Sohn, der heilige Petrus und Maria haben nur die Erlaubniß Ignatium zu sehen. Der Pabst ist rechtmäßiger Nachfolger Jesu Christi und sein Statthalter." Diese und

t) Ne scilicet ullum pro futuri collegii fabrica parietem demoliri fas esset, sed antiquis huiusce domus muris ob vetustatis venerationem illibatis contigua modo aedificia adiungere et excitare liceret.

u) Hospiniani Hist. Jesuitica, Lib. I. p. II. ed. 1681.

und ähnliche Puncte jener Reden, hat die Sorbonne, als Gotteslästerung, Ketzerey und Irrthum verdammet.

Die Jesuiten halfen sich mit dem Unterschiede zwischen philosophischen Abhandlungen und Reden an das Volk. Hospinian glaubte, die Jesuiten hätten die drey Reden selbst gemacht, gehalten und drucken lassen, und bey dem nachherigen Widerspruch den Dominicanern zugeschoben. Er sagt das ohne Beweiß, und ohne dem läßt sich von so verschlagenen, auf ihren Vortheil so bedachten, für ihres Ordens Ehre so besorgten Leuten eine so dumme Lüge nicht denken, die sich nothwendig gleich von selbst durch Namen, Zeit, Ort und die übrigen Umstände zerschlagen und die Jesuiten, als schändliche Verläumder darstellen mußte.

Stephanus Pasquier hatte sich der Heiligsprechung z) Ignatii widersetzet, hatte sie für unmöglich gehalten und doch wurde sie würklich. Das Beyspiel warne jeden übereilten Tadler oder Herold irgend eines Catholiken! Man kann nicht wissen, was noch aus einem solchen Manne wird. Wenn die Dorfpfarrer wahr daran sagen, daß die Heiligen Pest, Hungersnoth und solche Sachen zuschicken können, so bin ich schlimm daran, wenn ich vorher eines solchen Heiligen spottete. Auch ist mir das ein Schimpf. Ohngefähr so; als wenn einer ein Mädgen geschwängert hat, und es hernach zur Frau nehmen muß.

In Frankreich erhuben sich auch Streitigkeiten über den Festtag des heiligen Ignatii, nach der heiligsprechenden Bulle Urbans VIII. Heidegger erzählt das so aa): "Der Festtag des h. Ignatii fiel auf den 31sten Julius. Dieser Tag war schon dem h. Germanus gewidmet. Die Jesuiten strichen im Kirchencalender St. Germain aus, und sezten St. Ignace dafür. In Frankreich ist der heilige Germanus sehr geachtet. Man nahm ihnen also das

z) Catechisme des Jesuites 1602. liv. I. ch. XI.

aa) Historia Papatus, p. 357.

Ausstreichen sehr übel. Der Prinz von Conde gab eine Erscheinung Ignatii an dem Tage vor, aus Freundschaft für die Jesuiten. Die Sache kam nach Rom und wurde so entschieden: Die Feste St. Germains und St. Ignatii sollten an einem Tage gehalten werden. Wenn sich die beyden Heiligen nicht darüber vergleichen könnten, so sollte Ignatius, der jüngste, auf das Schaltjahr warten und den im Schaltjahre übrigen einen Tag allein haben." Diese lustige Entscheidung ist nicht genung erwiesen. Die angeführten Stellen sagen das nicht deutlich, nicht überzeugend genung.

Grotius hat eine Stelle bb) in seiner Geschichte, von Lojola und dessen Orden, die zwar schön im Ausdrucke, mahlerisch und ohne Anzüglichkeit, aber aufs gelindeste davon zu reden, wenigstens sehr ungewiß ist. Er sagt nämlich: Die Ordensregul der Jesuiten verbiete die Ehe nicht absolut, schliesse sie nicht aus, einer könne sich dazu bekennen und doch mit einer eignen Frau leben, wo und wie er wolle. So hatte Pasquier schon lange vorher gelehret cc), und öffentlich im Parlamente darauf angeklaget. Ihn hatte der Jesuit Richeome dd) gründlich widerleget. Vielleicht verließ sich Grotius auf Pasquier, und der verwarf einige Jahre nachher selbst seine Unterscheidung verheyratheter und unverheyratheter, heimlicher und öffentlicher Jesuiten ee), oder verließ sie doch stillschweigend. Grotius kannte diese stille Widerrufung nicht,

bb) Grotius Histor. Lib. III. p. 274. Transgressi in morem non una habitant omnes. Angustis videbatur Societatis incrementa parietibus includere: DANT NOMINA ET CONIUGES.

cc) Pasquier Recherches de la France, liv. III. ch. 43. p. 323. 24.

dd) Er nannte sich René de la Joe und sein Buch Reponse pour les Religieux de la Compagn. de Jesus, ch. 42. p. 202, ed. 1599.

ee) Catechisme des Jesuites.

nicht, und vermuthete wohl nicht, daß ein Advocat dem Parlamente dergleichen mit grossem Lerm ohne Beweise sagen könnte. So hat er sich irre führen lassen. Ein Jansenisten ff) sagte: "es gebe heimliche Jesuiten, denen man es bey ihrer Kleidung nicht ansehen könnte, und die doch in Geschäften des Ordens arbeiteten, auch würklich mit dazu gehörten." Da sagt er doch kein Wort von erlaubter Verheyrathung. Eines Ungenanten gg) Schrift sagt nicht nur die Behauptung Pasquiers nach, sondern macht auch sogar den Kaiser zu einem heimlichen Jesuiten. Dafür sind aber keine Beweise; das sind leere, vorzüglich von den Jasenisten ausgebrütete Lästerungen, welchen die Geschichte jener und der folgenden Zeiten laut genung widerspricht. Nicht immer, aber bey solchen Gelegenheiten konnte der Jesuite mit Cicero sagen: Rumoribus mecum pugnas, ego autem a te rationes requiro.

Luther (Martin). Ich beschäftige mich hier am meisten mit einigen, von den unabsehlich vielen, wider ihn ausgesprengten Unwahrheiten, bey welchen nicht die geringste Wahrscheinlichkeit, auch nicht einmal die vornehmsten Reguln der Verläumdungskunst beobachtet sind. Alles mit der dreisten Zuversicht hingeworfen, das Publikum werde den grösten Theil dieser ungereimten, grundfalschen Behauptungen blindlings annehmen.

Schon mit seiner Geburt fängt das an. Seine Mutter hat sich mit einem bösen Geiste vermischt. Davon ist er gebohren. Maimburg a) ist doch so bescheiden, das als

ff) Apologie Hist. des deux Censures de Louvain & de Douai sur la matiere de la Grace, p. 155. Question curieuse, si Mr. Arnauld est Heretique? p. 92.

gg) L'Empereur & l'Empire trahis & par qui & comment. 1682.

a) Histoire du Lutheranisme, Liv. I. p. 23. Spondani Annales ad a. 1517. n. 13.

als Mährchen zu verwerfen. Ein italienischer Theatiner macht die Furie Megaera, um das dichterisch einzuklei-den, zu Lutheri Mutter, und läßt ihn geradesweges aus der Hölle nach Deutschland kommen.

Auch seinen Geburtstag haben sie verfälschet, um ihm eine schlimme Nativität stellen zu können. Eigentlich ist Luther am zehnten November, in der Nacht zwischen 11 und 12 Uhr, zu Eisleben gebohren. Seine Mutter Margaretha Lüdermann, war dahin zu Markte gegangen und vermuthete noch ihre Niederkunft nicht. Sein Vater Johann Lutter (Lüder) ein unbedeutender Bergmann b), wohnte damals noch nicht in Eisleben, sondern auf einem Dorfe in der Gegend, mit Namen Meza. Melanchthon sprach einmal Luthers Mutter und fragte sie um das Ge-burtsjahr ihres Sohnes. Sie wußte nur den Tag und die Stunde, nicht das Jahr anzugeben. Florimond c) de Raemond hat boshafter Weise den 22sten October an-genommen, weil auf diesem Tag gerade eine schlimme Junctinische Nativitätsstellung fällt. So meynt es we-nigstens Seckendorf: Nihilominus Raemundus diem 22. Octobris praefert, ut malitiosae Astrologi cuiusdam *Junctini* calumniae fidem conciliaret, qui ex horosco-pio illius diei, ingenium Lutheri miris modis infamare voluit. Hunc Isaacus Malleolus, Prof. Math. Argento-rat. dissertatione astrologica *de genitura Lutheri* edita 1617 refutavit d). Aber Florimond hat sich wahrschein-lich mehr nach dem Cardanus, als Junctinus gerichtet e).

In

b) Caietanus Vieich Thienidos lib I.

c) Hist. de l'heresie, Liv. I. ch. V. p. 25.

d) Seckendorf Histor. Lutheranismi, Lib. I. p. 20. Conf. Johannis Frid. von der Straasf Memoria Thaumastandri Lutheri renovata.

e) Lucas Galricus in tractatu astrologico de praeteritis multorum hominum accidentibus per genituras examinatis, Ed.

In Garasse's f) Werkstäte ist auch die Lüge geschmiedet, Luther habe oft gestanden, er sey zehn Jahre lang, wie die Griechen vor Troja — vor seinem Gewissen gelegen, habe es nach dieser langen Belagerung eingenommen. Da sey es denn wegraisonnirt gewesen, eingeschlafen und er ein Atheist geworden. Zum Beweise einer solchen Beschuldigung hätten doch wohl billig eigne Worte Luthers angeführet werden sollen. Aber die aus den Tischreden angeführte (nam post revelatum evangelium meum virtus est occisa, iustitia oppressa, temperantia ligata, veritas lacerata, fides clausa, nequitia quotidiana, devotio pulsa, haeresis relicta) sagen ganz was anders, sind offenbar boshaft verdrehet, so daß jeder edeldenkende Mensch, von welcher Religion er auch immer seyn mag, nothwendig die Vertheidigung in der Klage selbst sehen und den Verläumder entweder verabscheuen oder bedauren muß.

Von der Art ist auch die Lüge g): Luther habe für ein fröhliches Jahrhundert auf der Erde gerne dem Himmel entsagen wollen, habe Seelenunsterblichkeit geläugnet.

Ed. 1552. fol. 69. Haec mira satisque horrenda 5 Planetarum coïtio sub scorpii asterismo in nona coeli statione, quam Arabes religioni deputabant, effecit ipsum sacrilegum haereticum, christianae religionis hostem acerrimum atque prophanum. Ex horoscopii directione ad Martis coïtum irreligiosissimus obiit. Eius anima scelestissima ad inferos navigavit, ab Alecto Tisiphone et Megaera flagellis igneis cruciata perenniter.

Petit Diss. sur les Cometes, p. 104. 105 bemerket dabey, daß, ohngeachtet Gauric Luthern 1484 am 22sten Oktober, um 1 Uhr, 10 Minuten nachmittags gebohren werden läßt, dahingegen die andern Astrologen größtentheils 1483 am 10ten November zwischen 11 und 12 Uhr in der Nacht annehmen, sie dennoch auf beyden Seiten das ganze Leben aus der Geburtsstunde richtig herauszubringen wissen.

f) Garasse Doctrine curieuse, p. 214.

g) Id. ibid. p. 877. 878. 889. 890.

net. Das will Garasse mit folgenden eignen Worten Luthers erweisen h): Quos Leo P. definivit, articuli fidei de immortalitate animae, portenta sunt i). Nihil est quod dicitur: anima rationalis creando infunditur et infundendo creatur. Melius hac in re ratio decernit et Poëta dicens: Patrem sequitur sua proles.

Die erste Stelle ist so verstümmelt, daß sich nichts mit Gewißheit daraus bestimmen läßt. Ueberdem kann ein jeder Christ, seiner Rechtgläubigkeit unbeschadet, die Lehrsätze eines andern, der nicht von seiner Parthey ist, von Seelenunsterblichkeit schelten, ohne deswegen die Lehre selbst zu verwerfen. Er tadelt in dem Falle nur die schlechten Beweise, die thörichten Folgerungen daraus.

Was die zwote Stelle anbetrift, so frage ich: Wie kann einer, der die Seelen für sterblich hält, so entsezlich verkehrt seyn, daß er eine Seele gleichsam von der andern geschaffen werden läßt? Kann man nicht mit verschiedenen alten Kirchenlehrern Seelenimmaterialität, auch Unsterblichkeit glauben und sie doch per traducem auseinander entwickelt werden lassen? Es wäre beynahe eben so unvernünftig, Luthers Glauben an Unsterblichkeit zu beweisen, als es unvernünftig war, das Gegentheil den Leuten überreden zu wollen.

Wenigstens soll Luther sehr niedrige, sinnliche Vorstellungen vom Himmel sich gemacht haben. Katzen und Hunde mit goldnen Fellen und diamantnen Haaren, Schlangen, Frösche, Kröten vom feinsten Golde, allerhand stinkende Thiere von kostbaren Steinen mit Ambrageruch. So kann Garasse träumen und rasen.

Luthers Versoffenheit, Sauflieder arbeit, Lästerungen Mosis und der Bibel, Besorgung einer neuen französischen Uebersetzung des Amadis, damit die Bibel weniger gelesen würde, Geständniß, er sey nicht überzeugt von dem, was er lehre und glaube, das mit vielen Lehrern gemein

h) Opp. ed. Vitemb. 1551. artic. 27.

i) Opp. ed. Vit. 1552. artic. 31. 41.

gemein zu haben! Lauter Verdrehungen gewisser Stellen aus den Tischreden. Die blinden Verehrer Luthers, und unter ihnen namentlich Hier. Peter Rebenstock, Pfarrer zu Eischersheim, Herausgeber (1571.) und Sammler der Tischreden, hätten dergleichen Sachen nicht so zusammenstoppeln oder wenigstens nicht so durch den Druck allgemein bekannt werden lassen sollen. Grosse Leute haben gemeiniglich das Unglück, einfältige Freunde zu finden, die an ihnen alles, bis auf die kleinsten unbedeutendsten Umstände, ehrwürdig, für ihre Zeitgenossen, auch für die Nachwelt merkwürdig finden und damit Spott oder Galle nicht so glühender Freunde, noch mehr Spott und Galle der Feinde ihrer Götzen erregen. Sie berechnen nach sich die glühende Theilnehmung aller übrigen Erdenkinder, raffen alles auf, wollen nichts verlieren, wie die Reliquienkrämer sich mit Haaren, Nägeln, Knochen, Lumpen der Heiligen bepacken. Sie kaufen die Lampe Epictets für 3000 Drachmen, bezahlen die Schreibtafel Aeschyli mit vielen Talenten, bestechen die delphischen Priester, daß sie die Leyer Apollo's herauskriegen, und sie verstehen sie weder zu stimmen noch zu spielen k).

Luther hat sich unleugbar, nach seiner natürlichen Heftigkeit, allerhand entfahren lassen, das sich nicht gut entschuldigen läßt. So hat er in einer seiner Vorreden vor 1526 — denn nach der Zeit ist es nicht mehr zu finden — gesagt, der Brief Jacobi sey, verglichen mit den Briefen Pauli, strohern, zänkisch, hochtrabend, eines Apostels unwürdig. Eusebius, Origenes, Hieronymus, zweifelten schon oder erzählten wenigstens schon Zweifel der Kirche über diesen Brief. Vermuthlich hat grosse Achtung für diese würdigen Männer Luthern irre geführet, und er hat nachher die Sache besser eingesehen. Da mußte er aber nicht so geschwinde zufahren. Ein canonisches

k) Seckendorf Hist. Lutheranism. l. c. Iohann Muller Lutherus defensus.

sches Buch muß so gut seyn, als das andere. Da ist kein solcher Unterschied der Würde denkbar, daß eines golden und das andre strohern könnte genannt werden.

Die Einwilligung zu der doppelten Ehe des Landgrafen von Hessen und einige Casuistereyen für Gefangene, für Männer häßlicher Weiber sind Luthern sehr zur Last geleget. De Meaux 1) hat die Nachrichten sehr zu nutzen gewußt, in welchen der Landgraf an Martin Bucerus seine Umstände meldet, und die Einwilligung der Theologen zu noch einer Frau wünschet:

"Ich habe meine Gemahlinn nie geliebt. Sie hat für mich so viel Unangenehmes. Sie liebt den Trunk so sehr. So lange ich nur mit ihr verheyrathet bin, muß und will ich durchaus mehrern Weibern beywohnen. Und doch wünschte ich das ohne Furcht der Strafe geniessen zu können, mit welchen die Bibel Hurer und Ehebrecher bedrohet. Die Aerzte kennen mein Temperament. Auch muß ich so oft auf den Reichstag. Da wird stark gegessen und getrunken. Den ganzen Hofstaat meiner Gemahlinn kann ich unmöglich immer mitnehmen, mithin sie selbst nicht." Das wird noch mit einigen für jene Casuisten sehr bedenklichen Versprechungen und Drohungen versiegelt. Hätte das, sagt de Meaux, ein schlechter Edelmann gefodert, sie würden ihm es nicht zugestanden haben. Vernünftigerweise daraus zu schliessen, war also ihr Glaube nicht der stärkste. Sie hatten zu Jesu Verheissungen nicht das stärkste Vertrauen, fürchteten ohne dem Beystand der deutschen Fürsten völligen Umsturz der erst angefangenen Reformation. Aeltere Erfahrungen hatten sie schüchtern und vorsichtiger gemacht. Die Waffen der catholischen Fürsten hatten schon manche erst aufkeimende Religionsverbesserung niedergeschlagen. So etwas fürchteten sie auch hier, wenn nicht Gewalt mit Gewalt könnte zurückgehalten werden. Und dazu war Philipp von Hessen der Mann! Luther hat in seinen Werken

1) Hist. des Variations, liv. VI. n. I.

ken hie und da Winke gegeben, die im Ganzen Vielweiberey zu begünstigen scheinen; wenigstens hat sie Lyser m) dafür gehalten und zu seiner Absicht gesammlet. Auf diesen ganzen Tadel müßte billig jeder Lutheraner, mit Basnage n), zweyerley antworten:

1. Luther that Unrecht, daß er dem Landgrafen bey Lebzeiten der ersten, eine zwote Frau zugestanden.

2. Die Päbste haben viel grössere Aergernisse gegeben, und wenn solche Fehler machen, daß einer nicht ein göttliches Werkzeug zur Verkündigung der Wahrheit und Verbesserung der Kirche seyn kann, so gelten auch die Päbste und ihre Sprüche ex cathedra nichts.

Man hat wohl eher die Sache geleugnet und auf die Art Luthern entschuldigen wollen. Aber damit ist nicht fortzukommen. Die Archive sind zu sehr darwider. Die catholischgewordene und protestantischgebliebene Fürsten haben das Factum zu gewiß bestätiget, jene durch die glaubwürdigsten Documente, diese durch stillschweigendes Bekenntniß der unbezweifelten Aechtheit jener Documente. Hier helfen keine Ausflüchte. Umsonst beruft sich einer auf Landessitte. Gleich sagen die Catholicken o): Alle zum Behuf dieses Vorfalls herbeygezogene Beyspiele passen nicht auf die Ehe mit zwey Weibern zugleich und wenn sie paßten, so sind die protestantischen Landesgesetze oder Gewohnheiten hier zu nachgebend. Ein gewissenhafter Casuist muß sich nicht nach Einführungen richten, die der Fürst so hingehen läßt.

Claude urtheilet sehr vernünftig von Luthern p): "Ich wünsche, daß Luther mit mehr Mässigung geschrieben

m) Polygamia triumphatrix.

n) Histoire de la Religion des Eglises reformées, Tom. I. p. 443.

o) Lettres Provinciales 1688. 12.

p) Defense de la Reformation, Part. II. Chap. V, p. 331. holländischer Ausgabe in 12.

ben hätte, daß er seinen grossen unerschütterten Muth, seinen brennenden Eifer für Wahrheit, seine überall durchscheinende Standhaftigkeit mit mehr Zurückhaltung hätte würken lassen. Freylich sind das nur Fehler des Temperaments, aber sie schwächen doch die schuldige Achtung für solche Leute, wenn übrigens an ihnen noch so viel Frömmigkeit und Tugend, wie an Luthern, glänzet. Zur Zeit der Reformation war eine starke Stimme nöthig, die Leute aus dem langen Schlummer zu ermuntern. Aber die Entschuldigungen mit den Verhältnissen der Zeit, des Ortes, der Umstände zu den Eigenschaften eines Mannes, ihrer Nothwendigkeit und Nuzbarkeit sind täuschende Entschuldigungen. Die göttliche Vorsehung wählet zu ihren Zwecken immer die schicklichsten Mittel, und wenn einmal schlimme Eigenschaften irgend einer Person zur Vollbringung des göttlichen Willens geschickter sind, als gute, so müssen darum die erstern, z. B. Heftigkeit, Gewaltthätigkeit, nicht gelobt werden, weil die verdorbene Welt solche Begegnungen nöthig hatte. Die göttliche Weisheit verherrlicht sich durch die Wahl solcher Werkzeuge. Die Werkzeuge selbst bleiben in ihrem Werthe. Waren sie vor dieser Anwendung schlecht, so haben sie durch den Gebrauch nicht aufgehöret schlecht zu seyn."

Luthers Streit mit dem Teufel über Privatmesse, so wie seine Teufeleyen überhaupt, sind ihm von den vornehmsten Gegnern bitter aufgerücket. Einige Vorwürfe überlassen die angesehenen Streiter den geringern, mit einigen beschäftigen sie sich alle ohne Unterschied. Von der lezten Art ist dieser: Claude hält das für Allegorie, was Luther hie und da von Teufeln sagt. Die Allegorie kömmt wenigstens sehr hart heraus, so wie auch die Klagen über Luthers Unzucht, Freude daran, Beförderung der Unzucht andrer, in einem andern Verstande hart, zum Theil übertrieben, theils ganz falsch sind.

Auch im Tode ist Luther nicht verschont geblieben. Da hat man ihn erst zum Selbstmörder gemacht, dann noch

noch hinzugesezt, er sey eben so, wie Arius, ohne alle gute Aeusserung hingestürzt, der Teufel q) habe seinen todten, unerträglich stinkenden Leib geholet. Dergleichen Sachen sagen nicht etwan schlechte, verächtliche Leute allein, sondern auch sogar grosse, würdige Autores, Bellarminus, Cornelius a Lapide und ihres gleichen. Maimburg verliert sich nicht bis zu diesen Lügen, aber dafür nimmt er ein prächtiges Monument in Wittenberg an r), welches der Churfürst Luthero habe setzen lassen mit 12 Aposteln, Luther der dreyzehnte. Daraus macht Simon Fontaine s) den Lutheranern gleich bittere Vorwürfe. Da sähe man, wie sie gegen ihre Grundsätze zu handeln gewohnt wären.

Man wartete mit allen diesen und ähnlichen Lügen nicht einmal, bis Luther todt war. Schon vorher gieng in Neapel und so weiter fort eine Schrift herum, des Inhalts: "Luther sey gefährlich krank geworden, habe das Abendmahl verlangt, genommen und sey bald darauf gestorben. Auf seinem Sterbebette verlangte er, nach seinem Tode auf einen Altar gesetzet und angebetet zu werden. Aber man begrub ihn unter die Erde. Daraus wurde denn also nichts. Bey seiner Beerdigung kam ein Gewitter auf, als ob der jüngste Tag einbrechen wollte. Alles war erschrocken. Man sah gen Himmel — und die Hostie, die Luther genommen hatte, hieng in der Luft. Man nahm sie mit vieler Andacht, verwahrte sie am heiligen Orte, und das Ungewitter legte sich, kam aber in der Nacht, mit allen seinen Schrecken bewafnet, zurück. Den Tag darauf öfnete man Luthers Grab. Es war leer. Ein unausstehlicher Schwefeldampf zog heraus. Wer dem Grabe nahe gekommen war, wurde krank. Einige Ketzer besserten sich, giengen zur römischen Mutterkirche

q) Ioh. Adam. Osiander Tractat. theolog. de Magia p. 271.

r) Hist. du Lutheranisme, Tom. I. Liv. III.

s) Hist. Catholique, liv. XVII. fol. 232.

wieder zurück. Das war ein Wunder zur Ehre Christi, zum Schrecken der Bösen und zum Troste der Frommen."

Luther las diese schöne Schrift 1545, am 21sten März, und ließ sie mit einer Nachschrift wieder abdrukken. Die Entdeckung war einigen Catholicken so empfindlich, daß sie durch einen andern Betrug die Schande abzuwälzen suchten. Sie gaben nämlich vor, Luther selbst oder seine Freunde hätten die Schrift gemacht und den Catholicken untergeschoben t), ihrer spotten zu können.

Wie hat denn so ein verfolgter, einzelner Mönch die grossen Dinge thun können? Wie ist er vermögend gewesen, so viele Städte, Provinzen, Länder und Völker in kurzer Zeit dem römischen Stuhle zu entreissen u)? Wiklef, Johann Huß, Hieronymus von Prag und andre hatten dasselbe versucht und konnten nichts ausrichten. Ja, sagt man, das Zusammenstossen vieler günstigen Umstände ist ihnen nicht so zu Statten gekommen. Sie waren vielleicht eben so eifrig und geschickt, als Luther. Aber sie wollten eine Krankheit vor der Crisis heilen. Luther kam, als sich die Krankheit eben brechen wollte. Sie war aufs höchste gekommen. Also mußte sie entweder völlig

t) Fuerunt ex adversa parte, quos protervi figmenti puduit et ideo inventorem eius ipsum Lutherum substituere voluerunt vel aliquem ex suis. Impudenter utique et vane. Extant enim litterae Landgravii ad Elect. Sax. d. 12. Martii, authenticae, in quibus ei relationem istam italicam misit; significans se eam ab Augustano quodam, cuius litteras etiam adiunxit, accepisse, ex quibus percipitur typis excusam schedam illam Neapoli et multis aliis locis fuisse. — Seckendorf l. c. lib. III. p. 580.

u) Costar schreibt in einem Briefe: Als der König zulezt in Chalons war, fand er in einem Zimmer eine sehr reiche Tapete. Sie war von der hochseeligen Königinn von Navarra gekommen. Auf der Tapete waren Luther und Calvinus beschäftigt, dem Pabste Clystiere zu setzen. Sie würkten so gut, daß der Pabst nach oben und unten zu Luft kriegte, die ganzen Königreiche Schweden, Dännemark, kleinere Fürstenthümer, Städte u. s. w. von sich gab.

völlig aufhören oder doch gelinder werden. Auf der höchsten Stufe menschlicher Vollkommenheit oder Unvollkommenheit ist kein Bleiben x). Der Mond war ganz voll, also im Begrif abzunehmen. Luthers Bemühungen hatten eben das Glück, was die zulezt gebrauchten Arzeneymittel haben, wenn einer genesen ist. Ihnen schreibt man alle Genesung zu. Franz I. und Carls V. Eifersucht haben Luthern gewiß viel geholfen. Und die eignen Fehler des römischen Stuhls, die Erasmus, der sogenannte Vorläufer Luthers (Simon Fontaine glaubt sogar, Erasmus habe der römischen Kirche mehr geschadet, als Luther. Luther habe die Thüre nur weiter aufgemacht. Erasmus, der gelehrte, sanfte Spötter, hatte schon das Schloß erbrochen und die Thüre halb geöfnet), in seinen Schriften hie und da bitter rügte, daß man anstößige Streitigkeiten öffentlich zu führen erlaubte, Luthern elende Bettelmönche entgegensezte, die das Kind mit dem Bade verschütteten, daß man nicht allgemeines Stillschweigen befahl, nicht gelehrten, vernünftigen Männern die Belehrung, Beruhigung und Zurückführung des Volkes auf die evangelischen Wege des Friedens, der Liebe empfahl, daß man auf Angeben einiger Bettelmönche die Lutheraner so hart verfolgte, daß die teutschen Bischöfe, größtentheils Officiere, ihre Pflicht nicht besser wahrnahmen, daß man nicht eifrig darauf bedacht war, den Zorn des Himmels mit öffentlichen Gebeten, mit herzlicher Busse und Bekehrung zu versöhnen. Das alles half. Und der aufrichtige Protestant muß gestehen, daß sich seine Parthey so festgesezet und erhalten hat:

1. weil ihre Sache gut ist:
2. weil sich die Gegenparthey schlecht genommen hat.

Auch die Protestanten haben wieder viele den Catholicken vortheilhafte Fehler gemacht. So geht es immer bey

x) Invida fatorum series summisque negotiis
stare diu nimioque graves sub pondere lapsus.
Nec se Roma ferens diu. Lucanus.

bey grossen Religionskriegen. Eine Parthey stärket, unterhält die andre. Jede hat ihr Gewicht, und daran hält sich gewissermaßen die andre Parthey auch. Wenn das auch alles ist, wenn auch die damals immer weiter fortschreitende Summe und Klarheit der Kenntnisse unter den Layen, und die Beharrung so vieler Geistlichen bey ihrer viehischen Unwissenheit, Verfolgung aller Gelehrsamkeit, ausgelassenen Unkeuschheit, günstige Umstände waren, so gehörte doch ein grosser Mann dazu, der alle diese Materialien zusammen zu tragen, zu ordnen, Kenntnisse, Muth genung hatte. Ein solcher grosser Mann war Luther. Nur noch ein solcher Luther, und der römische Stuhl stünde vielleicht nicht mehr! Waren nicht die meisten Gelegenheiten auch schon vor Luthern da? Waren nicht die Päbste vor Leo X. geiziger, grausamer, als er, zum Theil aus noch viel elendern Gründen? Wie oft entwischt nicht eine schöne Gelegenheit, weil keiner da ist, der sie bemerket hat, oder der sie nutzen kann? Die göttliche Vorsehung würket gewiß allemal in solchen Geschäften. Sie allein weiß und bestimmt, wann, wo und durch wen jede grosse Veränderung soll hervorgebracht werden.

Paul Jovius z) erklärt sich die gewaltsame Religionsveränderung in der bekannten ganzen Welt aus einer schlimmen Constellation. Florimond de Raemond scheint das auch zu glauben. Man hat auch sogar vom J. Lipsius gesagt, daß er sich mit in diese Höle der Unwissenheit verkrochen habe. Aber der leztere redet nur in bildlichen Ausdrücken und ironisch aa). Die beyden erstern erklären

z) Histor. l. XIII. p. 239.

aa) *Fatalis* ista est ingeniorum scabies, quod omnes disputare malint, quam vivere. Ita loquor, quia *velut a coelo* et, *ut dixerim*, *astro aliquo* est haec pestis. Atque ut corporum quidam morbi certis temporibus interveniunt, sic nunc iste animorum. Viri, foeminae, senes, pueri quaestiunculis ludunt et lasciviunt eoque ventum ut pro parum sano sit, qui non sic insanit: Mysterium theologia erat, facta est populare oblectamentum. Lips. Opp. Tom. IIII. p. 310.

ren sich sehr bestimmt, daß die Sterne böse geworden sind und ihren Zorn nicht besser auszulassen gewußt haben.

Sollten Luthers Bemühungen die Religion überhaupt seltner, verächtlicher gemacht haben? Coëffeteau behauptet das bb). Hätte er behauptet: "Luther hat gemacht, daß sich viele Leute durch das Bekenntniß seiner Irrlehre vom Himmel ausgeschlossen haben," das wäre doch noch seinen Vorurtheilen angemessen gewesen. Aber, wenn er nach vielen Schimpf- und Spottreden endlich damit auftritt: Luther hat mehrere Menschen als vorher überhaupt von der christlichen Religion ganz abgeführet, so ist das gar nichts gesagt. Mit grösserer Sicherheit läßt es sich behaupten, daß nach den Unruhen Luthers der lauen, gleichgültigen, gedankenlosen Christen weniger geworden sind. Alles nahm Parthey mit warmem Eifer. Ein Theil blieb der römischen Kirche getreu und war ihr nun mehr, als jemals, zugethan. Die neuen Protestanten fochten mit allen Kräften für ihre neue Religionsverbindung, wie sie, ohne diese Veränderung, für die alte nicht würden gefochten haben. Hätte Coëffeteau gesagt: Die Trennungen der Christen, ihr Betragen gegen einander, als Folge dieser Trennungen — das zusammengenommen, ist sehr geschickt, unglaubige, widrige Gesinnungen gegen das Christenthum zu erregen. Das wäre im Allgemeinen wahr! Aber dabey hätte er etwas annehmen, voraussezzen müssen, was doch nur selten würklich unter Menschen ist. Nur wenige prüfen nämlich alles nach äussern und innern Gründen ohne Vorurtheil. Die meisten sind durch lange Gewohnheit in dem Gedanken verhärtet, jede Art der Begegnung, welche sie gegen andre annehmen, für sehr gerecht zu halten, und wenn ihnen dasselbe wiederfährt, über himmelschreyende Ungerechtigkeit zu klagen. Bey dieser herrschenden Gesinnung kann die Mehrheit feindlicher Se-

 cten

bb) Reponse au Mystere d'Iniquité, p. 1273.

eten nicht viele Zweifler machen. Die meisten nehmen Parthey. Da ist ein Gleichgewicht streitender Kräfte. Eine nicht bemerkte, nicht angefochtene Parthey wird nach und nach immer kälter und matter; lauret auf sie, greifet sie an und sie wird neue Munterkeit und Stärke gewinnen cc). Coeffeteau nahm also etwas als würklich an, was nur dann und wann geschehen würde, wann der grosse Hause auf einen gewissen seltnen, raisonnirenden Ton gestimmt wäre. Also nur entfernte, blosse Möglichkeit.

Cardinal Perron sagt ausdrücklich dd): "Luther leugnete, daß unsre Seelen unsterblich sind, lehrte, sie stürben mit dem Leibe. Gott werde Leib und Seele nach einander wieder lebendig machen. Weder Leib noch Seele könnten gleich das Anschauen Gottes geniessen. Daher nimmt er einen Grund gegen Anrufung der Heiligen. Wir Catholicken lehren, die Heiligen und Seeligen sehen Gott, sobald sie gestorben sind. Das rechnet Luther mit unter die schlimmen Lehren der römischen Kirche." Hätte Garasse oder irgend ein andrer elender boshafter Lügner aus irgend einem Stande das gesagt, so könnt' es mich nicht befremden. Von solchen Bäumen müssen verfaulte Früchte kommen. Aber wie der grosse Cardinal Perron sollte dazu gekommen seyn, frembde Lügen nachzubeten, darüber kann ich nicht mit mir einig werden. Freylich spricht er nicht von völliger Verleugnung der Unsterblichkeit, aller künftigen Belohnumgen und Strafen. Nur Aufschub bis zur völligen Auferstehung! Gelinder ist das wohl, aber ohne Grund gesagt, ist es immer noch sehr hart. Bey jeder Unwahrheit pflegt doch etwas Wahrheit zum Grunde

cc) Acrius Hermionem ideo dilexit Orestes,
Esse quod alterius coeperit illa viri.
Quid, Menelae, doles? ibas sine aeringe Creten
Et poteras nupta laetus abesse tua:
Ut Panis hanc rapuit, tum demum uxore carere
Non potes, alterius crevit amore tuus.

dd) Perroniana — Art. Luther, p. 202. der Ausgabe v. 1669.

de zu liegen. Und so hat er denn auch in diesem Falle vermuthlich einige Stellen aus Luthers Schriften, aus dem Zusammenhange gerissen, unrecht verstanden. Diese Vermuthung ist mir nach mühsamen Untersuchungen wahrscheinlicher geworden. Luther hat nie ausdrücklich gesagt: die Seele stirbt mit dem Leibe; wie der Leib. Vielmehr hat er das Gegentheil oft und stark gelehret. Am stärksten bey der Erklärung des ersten Brudermordes, 1. B. Mos. IIII. 8. An der Beschuldigung ist also nichts wahr, oder sie ist aus einem 1522 an Amsdorf geschriebenem Briefe Luthers genommen. In dem Briefe scheint er geneigt zu seyn, zu glauben, daß die Seelen der Gerechten bis zum Tage des Gerichts in einer gewissen Unbesinnlichkeit, Betäubung fortdauren werden. Er sagt nicht: sie sind diese Zeit über gestorben, todt; sondern nur: sie sind unthätig, sie schlummern. So hat nicht Luther allein oder zuerst, so haben Origenes, Chrysostomus, Theodoret unter den Griechen, Tertullian und Lactantius unter den Lateinern lange vor ihm gelehret. Vermuthlich hat ihn das Ansehen dieser Männer irre geführet. Mit der Zeit bildete er sich den Gedanken besser, und ob er gleich noch in seinen lezten Schriften den Seelen der Gerechten Ruhe zudenket, so ist ihm doch das nicht mehr tiefer Schlaf, der sie aller Verbindungen mit Gott und Engeln unfähig machte. Davon zeuget besonders seine Auslegung 1. B. Mos. XXIIII. Da ist er über den Seelenzustand nach dem Tode sehr ausführlich.

Wie unvorsichtig Luthers Feinde in ihren Angriffen gewesen sind, davon giebt unter andern ein gewisser Canonicus ee) einen redenden Beweiß. Er wirft Luthern grosses äusseres Gepränge, grossen Staat vor. Und damit hat er ja nicht blos gelogen, sondern ist auch seiner

ee) Bouclier de la foi en forme de dialogue extrait de la S. Ecrit. & des S. Peres & plus anciens Docteurs de l'Eglise, Avignon. 1549. p. 784.

Kirche sehr schädlich geworden, hat auf die ungeheure Ungleichheit der Päbste, Cardinäle, Praelaten mit den Aposteln die Protestanten desto aufmerksamer gemacht.

Ueber alle falsche Anführungen aus Luthers Schriften kann man sich am besten in der herzoglich braunschweigischen Bibliothek Rudolph Augusts Raths erholen. Das war überhaupt ein grosser Fürst. Er hatte viel Geschmack an wissenschaftlichen Sachen. Die prächtige Büchersammlung in Wolffenbüttel war ihm nicht genung. Er sammlete noch eine für sich, in welcher viele seltne, schöne Werke sind. Auch ist da alles, was Luther nach 1517 geschrieben hat, und zwar in solchen gedruckten Ausgaben, die Luther selbst veranstaltet, wieder durchgesehen hat. Diese Ausgaben sind zuverlässiger, als die ersten Handschriften. Sie sind voll Verbesserungen und Bestimmungen in der Eile entwischter fehlerhafter Stellen. Man kann sich also daraus Luthers eigentliche Meynung viel besser bekannt machen, als aus den folgenden Sammlungen seiner Werke. Die Sammler haben sich nichts übel genommen, vieles nach ihrem Gutdünken ausgelassen, eingeschoben, verändert, vernachlässiget ff). Daher kommt es, daß einige angefochtene Sätze Luthers in den grossen Folianten so schwer oder gar nicht zu finden sind. Ueber diese vollständige Ausgaben aller seiner Werke sind kleinere Schriften von ihm, besondere Ausgaben derselben vergessen und verlohren. Von der genannten Sammlung in Braunschweig hat H. v. d. Hardt auf herzoglichem Befehl einen Vorschmack gegeben gg).

Junker

ff) Libeli a Luthero ipso editi, diligentius, quam factum est, asservari debuissent, non tantum, quod commodius legi poterant, quam in magnis, in quae postmodum redacti sunt, voluminibus, sed quia genuini et ab interpolatione aut incuria, quae compilatoribus tomorum dudum imputata est, securi erant. Acta Erud. Lips. 1690. p. 627.

gg) Autographa Lutheri aliorumque celebrium virorum ab a. 1517-46 reformationis aetatem et historiam egregie illustrantia. Tom. I. 1690. Tom. II. 1691.

Junker hh) hat viele besondere merkwürdige Umstände, auch viele Stellen aus Autoren gesammlet, die sich über Luthern erkläret haben. In einem Vorberichte seines Werkes sind die vornehmsten Lobredner und Lebensbeschreiber genannt. Auch ist darinn Widerlegung einer Schrift, die zu ihrer Zeit viel Aufsehens machte ii). Auch ist darinn von einer auf der vaticanischen Bibliothek bewahrten teutschen Bibelübersetzung die Rede, die Luther mit eigner Hand soll geschrieben haben. Wahrscheinlich hat er sie nicht geschrieben.

Ein Soldat von der Armee Carls V. durchstach 1547 in der Wittenberger Schloßkirche Luthers Bild zweymal. Um diese Zeit bewieß sich K. Carl selbst sehr edel gegen Luthers Asche. Spanier wollten das Grab aufreissen, die Gebeine ausscharren und sie verbrennen, wie einst Huß lebendig verbrannt war. Der Kaiser gab ihnen zur Antwort: "Ich habe nichts mehr mit Luthern auszumachen. Er steht vor einem andern Richter; in dessen Rechte ich keinen Eingrif wagen mag. Ich streite nicht mit Todten, mit Lebendigen, wider mich Gewafneten muß ich streiten." Eine Antwort, die der Kaiser, weil er von dem Grolle einiger vornehmen Spanier Mißdeutung fürchtete, zum Gesetze heiligte, das bey Lebensstrafe nicht sollte übertreten werden kk).

Luther hatte sich sehr auf scholastische Philosophie gelegt, war ein starker Nominalist und die Nominalisten waren die feinsten Grübler. Er widersezte sich der damals herrschenden philosophischen Lehrart, am meisten dem Aristoteles, schimpfte auf ihn, noch ehe er mit der römischen Kirche Händel hatte.

Der

hh) Vita Lutheri nummis illustrata 1699.

ii) Lucien en belle humeur 1694. Dieses dialogische Schriftchen ist wohl nicht vom Fontenelle, wie man glaubte.

kk) Junker l. c. p. 218. 19.

Der Jesuite Gretser ll) schimpft entsezlich auf Luthers philosophische Einsichten, so sehr Luther sich auch selbst und so sehr ihm auch Melanchthon philosophische Kenntnisse zugetraut hätte. Das will er nicht mit Schimpfen allein, auch mit Beweisen will er das glaublich machen. Sein erster Beweis ist davon hergenommen, daß Luther gesagt hatte: der Saz, das **Wort ward Fleisch**, sey dem Theologen Wahrheit, dem Philosophen Unmöglichkeit, Widerspruch. Dazu kommt nun Gretser mit einer Menge sehr bekannter Distinctionen aufgezogen, die beweisen sollen, das Geheimniß der Dreyeinigkeit, die Menschwerdung des Logus könne gar wohl mit den philosophischen Zweifeln Lutheri bestehen. Der zweete Beweis ist davon hergenommen, daß Luther gesagt hat: die Schlüsse gegen die Geheimnisse der Dreyeinigkeit und Menschwerdung wären in der Form richtig und nur deswegen falsch, weil sich die erhabene Materie in die engen Grenzen des menschlichen Nachdenkens und eines daraus gewordenen Vernunftschlusses nicht wollte einschränken lassen. Der dritte Beweis: Luther sagte: die Philosophie verstößt zwar häufiger und gröber gegen die Theologie, aber die Theologie doch auch bisweilen gegen philosophische ausgemachte Grundsäze. Der vierte Beweis: Luther tadelte die Sorbonne und das Concilium Lateranense unter Leo X, daß sie behauptet und festgesezzet hatten: Was in der Theologie wahr sey, müsse zugleich philosophischrichtig seyn, und umgekehrt. Darüber schilt Gretser gewaltig, daß Luther das nicht einmal einsehen könnte. Weiß sey doch überall weiß, Wasser überall Wasser, Wahrheit überall Wahrheit: Gretsers Aeusserungen über die Geheimnisse selbst scheinen mir ziemlich richtig zu seyn, aber seine Klagen über die Einfalt Luthers dieses Punctes wegen sind gewiß übertrieben. Der Streit ist nachher in Helmstädt von Daniel Hofmann und

ll) In seinen Inaugurationsreden über die Frage: Utrum Lutherus fuerit scholasticus Theologus? Ingolstadt 1606 am 10ten Junius gehalten.

und andern wieder rege gemacht und viele kluge, gelehrte Köpfe dachten, wie Luther. Luther gieng so weit, daß er sagte: Es kann etwas in einem Theile einer philosophischen Wissenschaft wahr und in einem andern falsch seyn. Z. B. In der Natur liegt der Grund aller Bewegung und Ruhe. Das ist in der Moral und Metaphysik falsch, in der Naturlehre selbst Wahrheit. Jeder *humor* feuchtet, wenn vom Wasser die Rede ist, so ist das wahr, aber beym Feuer kann es nicht gelten. Gretser sagt, etwan, weil die (humores) zu Eis werden. Denn wenn sie nicht gefrieren, so sollte Luther wohl naß geworden seyn, wenn ihm einer ein Gefäß voll Wasser über seinem Kopfe verschüttet hätte. Das ist matter Spott und physikalische Unwissenheit! Hätte Gretser doch gesagt: Luther hat sich unbestimmt erklärt, kannte das nur halb, was die neuern Philosophen ganz aufs Reine gebracht haben. Sie beweisen, humiditas, humor, eine der vier elementarischen Qualitäten der Peripatetiker, müsse eigentlich liquiditas, liquidum heissen. Mit dieser nähern Bestimmung hat Luther schon Recht. Das Liquidum des Wassers feuchtet und das Liquidum des Feuers feuchtet nicht. Freylich ist das noch nicht genung zur völligen Rechtfertigung Luthers über diesen Punct. Aber es ist doch hinreichend zur Bildung eines unpartheyischen Urtheils über die Gretserische Klage. Die strengsten eifrigsten Vertheidiger Luthers haben ihn in dem Puncte das Idem in Theologia verum, in Philosophia falsum, in Physica verum, in Ethica falsum cet. verlassen und sogar den weltlichen Arm zur Ausrottung der Lehre aufgerufen, Wortklauberey hat den Streit verwirret. Wenn der angefochtene Satz so ausgedrücket wird: **Eine Lehre, die mir, so lange ich sie ohne Offenbarung beurtheile, falsch, unmöglich scheinet, kann mir mit und durch Offenbarung wahr und gewiß werden;** wer kann mit Grund was daran aussetzen? Aber sobald einer saget: **Wenn mir gleich die Offenbarung etwas**

als

als Wahrheit festsezet, so kann es doch philosophisch falsch bleiben: Also ist das Irrthum. Lieber will ich gestehen: meine vernünftige Einsichten, so entscheidend gewiß sie mir auch vorkamen, haben mich getäuschet, ich muß sie mit diesen neuen geoffenbarten Einsichten berichtigen. Der Logiker versichre mir nach seinen Vorstellungen von Gegensätzen, der Mensch ist kein Stein, nur müsse er nicht, wie Aristoteles in dem Falle würde gethan haben, behaupten wollen: der Mensch kann auch nie ein Stein werden. Aristoteles würde, wenn ihm die Frage vorgekommen wäre, geleugnet haben, daß ein Gott auch Mensch zugleich seyn könne. Und doch hat es sich gewiesen, daß der Gegensatz der Begriffe Gott und Mensch — nicht im Stande gewesen ist, die innigste Verbindung beyder Wesen zu hindern. So könnten auch die Begriffe Mensch und Stein in einem wahren Satze, eines Subject, das andre Praedicat seyn.

Luther schalt ungemein auf die damaligen Academien und spottete der academischen Lehrer auf eine niedrigcomische Art. Freylich würden gründliche, ernsthafte Beschreibungen jene Academien und ihre Lehrer weniger verächtlich dargestellet haben. Aber schickten sich solche lustige Schwänke auch für Luthern und Melanchthon? Waren sie ihrer grossen, würdigen Geschäfte nicht in diesem Falle zu wenig eingedenk? Hätten sie Zeit zu Possen übrig? Sie wußten, wie mißlich es hie und da um ihre Sachen aussah. Das hätten sie tief empfinden, auf das ernsthafteste besorgen und sich nicht so zur Lustigkeit herabwürdigen sollen!

Mahomet, Stifter einer neuen, weit ausgebreiteten Religion, gebohren zu Mecca in Arabien im sechsten Jahrhunderte.

Sein eigentliches Geburtsjahr ist ungewiß. Man pflegt die Jahre 560, 77, 80, 93, auch wohl 600 anzunehmen. Am wahrscheinlichsten ist er 571 oder 72 gebohren.

bohren. Freylich hat die Untersuchung keinen sichtbar grossen Nutzen, aber es ist doch eine wahre Schande, das Geburtsjahr einer so wichtigen Person nicht einmal angeben zu können. Auch die Familie Mahom. ist sehr wenig bekannt. Abdalla und Emina, er ein Heyde von guten Aeltern, aber arm, sie eine Jüdinn, werden als Vater und Mutter genannt. Abdalla starb zween Monate nach Mahom. Geburt, Emina sechs Jahre darauf, und zwey Jahr nach ihr sein Grosvater väterlicher Seite, Abdolmutleb. Die Erziehung des Kindes übernahm ein gewisser Abutaleb mit seiner Frau. Sie waren auch mit dem Betragen des jungen Menschen sehr zufrieden, aber hatten nicht Vermögen genung, ihn künftig zu versorgen, und hielten es daher sehr gut, ihn bey einer Kaufsfrau, die nach Syrien handelte, in Dienst zu geben. Seine neue Gebieterinn Cadighe machte ihn erst zu ihrem Cameeltreiber und in der Folge zu ihrem Manne. Dazu brauchten keine Zaubermittel aufgetrieben zu werden, wie das Mahom. Schuld gegeben ist. Ein junger rascher Kerl von 25 Jahren, mit ungewöhnlich festen Nerven, ist für sich Zauber genung. Mit der Frau zeugte Mahom. 3 Söhne, die nicht lange lebten, und 4 Töchter, die in der Folge gut verheyrathet wurden. Er hatte schon lange bisweilen epileptische Zufälle, die er vor seiner Frau zu verheimlichen suchte. Weil sie es aber doch erfuhr, so gab er vor: der Engel Gabriel käme bisweilen mit Religionsnachrichten von Gott zu ihm und da erschüttere die Engelerscheinung ihn bis zur Verzuckung. Seine Frau glaubte das, oder stellte sich wenigstens so, und brachte die Nachricht von der Prophetenschaft ihres Mannes überall herum, und bemühte sich, ihrem Manne Anhang zu verschaffen. Auch sein Bedienter und einige andre von ihm zugelehrte Personen arbeiteten daran mit solchem Erfolge, daß die Obrigkeit in Mecca Aufstand besorgte. Um allen Unordnungen vorzubeugen, welche mit der Entstehung einer neuen Secte fast unzertrennlich verbunden sind, wurde

wurde beschlossen, Mahomet sollte aus dem Wege geschaffet werden. Das erfuhr er noch zu rechter Zeit und flüchtete. Von der Flucht a) an rechnen die Mahomedaner ihre Jahreszahl. Sie geschah am 16ten Julius 622 nach unsrer Zeitrechnung. Mahom. gieng mit einer kleinen Begleitung nach Medina, wo sich bald mehrere zu ihm schlugen. Nicht lange nachher lies er sich es merken, daß er wohl Lust hätte, seine Religion mit den Waffen durchzusetzen. Die erste, einem gewissen Haniza, seinem Oncle, aufgetragene Unternehmung mit dreyßig Mann war vergebens. Die zwote gelang besser. Denn er hob mit 319 von seinen Leuten eine Caravane von fast 1000 Koreischiten auf und packte sie mit einer reichen Beute ein. Dabey kamen 14 von seinen Leuten um und sie geniessen dafür die Ehre, in den mahomedanischen Martyrologien obenan zu stehen. Freylich waren sie nur Räuber, Diebe, aber das hinderte nicht. Es sollte nun einmal Sache des Himmels seyn, für welche sie gestorben waren. Nach verschiedenen noch wichtigern Unternehmungen bemächtigte sich Mahom. im achten Jahre der Hegira, seiner Vaterstadt Mecca. Drey Jahre nachher starb er zu Medina, wie man glaubt, ohngefähr in den Sechszigen. Seine besondern kleinern Lebensumstände lassen sich nicht gut angeben, und zwar aus der wichtigen Ursache, weil Mahomets Freunde aus unüberlegtem Eifer für ihn und seine Feinde aus einem ähnlichen Eifer wider ihn so viel zusammengelogen haben.

Mahomet hat sich selbst nie für einen Wundermacher ausgegeben. Grotius b) hat einige von Mahomets Freunden

a) Hegira heißt eigentlich nur Flucht. Doch hat es im Orient Nebenbedeutungen seit Mah. erhalten, so daß Mahom. Freunde nach dem Begrif des ehrenvollen Austrits aus dem Vaterlande um der Religion willen, dahingegen die Koreischiten, Entgehen der Rebellenstrafe, damit verbinden.

b) Jesus visum coecis, claudis gressum, aegrotis sanitatem dedit, imo fatente Mahumete, etiam vitam mortuis. Mahu-

Freunden und Feinden erzählte Wunder genannt und so geordnet, daß sie entweder als leichte Kunststücke, oder als nicht genung erwiesene Begebenheiten, oder als offenbare Possen zu beurtheilen wären. Zu der lezten Classe gehören auch noch folgende: Mahomet zapfte einmal aus seinem Finger so viel Wasser, daß sein ganzes durstiges Heer davon trinken konnte. Ein Zweig eines Palmbaums, bey welchem er gebetet hatte, schrie ihm nach, bis er noch einmal zurück kam. Bäume, Steine, Thiere riefen ihm immer nach: Du bist ein wahrhaftiger Gesandte Gottes! Wo er in den Mond wies, da theilte sich der Mond. Er gieng in einer Nacht von Mecca nach Jerusalem, stieg in den Himmel, sahe Paradies und Hölle, sprach mit Gott, verließ den Himmel, war noch vor Tagsanbruch wieder in Mecca. Eine Jüdinn wollte ihn einmal mit einem vergiftetem Lamme beschenken c). Das gebratene Lamm warnete ihn, nicht zu essen. Das lezte Wunder erzählen andre so: Mahomet aß ein Stück von dem Lamme, schmekte Gift, spie es weg und sagte: Das Lamm meldet mir, daß es vergiftet ist. Kann das nicht eben so viel heissen, als ob er gesagt hätte: Ich schmecke Gift an dem Lamme. Ueberhaupt war Mahomet so einfältig nicht, dergleichen Wunder von sich zu erzählen. Sie sind aus den genannten Quellen entsprungen. So machen es die Protestanten und Catholicken auch miteinander. In einigen

Mahumetes se missum ait, non cum miraculis, sed cum armis. Secuti tamen sunt, qui ei et miracula attribuerent, at qualia? Nempe quae aut arte humana facile possunt effecta reddi, ut de columba ad aurem advolante: aut quorum nulli sunt testes, ut de camelo noctu ei locuto: aut quae sui absurditate refelluntur, ut de magna lunae parte in manicam ipsius delapsa et ab ipso remissa ad reddendam sideri rotunditatem, Grotius de verit Relig. Christ. lib. VI. p. 202.

c) August. Pfeiffer. Theologiae — — Muhammedicae principia sublesta et fructus pestilentes.

nigen Legenden stehen viele Wunder, über welche sich würdige catholische Schriftsteller lustig machen, von welchen sie nichts wissen wollen. Ist es nicht Verläumdung oder wenigstens unüberlegter Eifer, der ganzen römischen Kirche die Ungereimtheit solcher Wunder aufbürden zu wollen. Eben so haben die Christen, welche dem Mahomet so viele närrische Wunder aufbürden, dergleichen vielleicht in arabischen Büchern gelesen, deren Verfasser eben so für Mahomets Ehre sorgten, wie die Legendenschreiber für die Ehre ihrer Heiligen. Wenn sie es auch da gelesen hatten, so mußten sie doch, nach Gesetzen der Billigkeit, die sie bösen und guten Menschen schuldig waren, sich nicht so übereilen. Was Mahomet nicht gethan und nicht gesagt hat, das muß ihm auch nicht zur Last geleget werden. Was kann er für seine dummen, lügnerischen Freunde? Auch bleibt er ohne diese Lügen noch immer böse genung, steht in seiner eignen Gestalt schwarz genung da, auch ohne alle Flecken, mit welchen ihn Freunde, Feinde und unpartheyische Zuschauer von seiner Geburt an beschimpfet haben d).

Die Frage: War Mahomet Schwärmer oder Betrüger? ist schwer zu beantworten. Zum Schwärmer, der davon, was er sagte und that, wie von Wahrheit und Recht überzeugt zu seyn glaubte, haben ihn einsichtsvolle Männer mit dieser Gedankenfolge machen wollen: "Alle Christen nehmen an, daß die Religion Mahom. des Teufels Werk ist, daß der Teufel Mahomet zu seinem Werkzeuge brauchte. Dieses sein Geschäfte auf der Erde durchzusetzen, dazu war Mahomet dem Teufel von der Vorsehung gleichsam zugestanden. Er hatte mehr Gewalt über Mah. wie einst über Hiob. Denn Hiobs Seele blieb doch rein und frey und Mahom. Seele wurde vergiftet. Sollte der Teufel bey einer solchen Macht über Mah. ihm nicht haben ein-

d) Hoornbeeck Summa Controv. Chevreau hist. du monde liv. V. tom. III. Hottinger Hist. Orient. Joh. Andrea Confus. Sect. Muhammed.

einschwatzen können, er sey ein göttlicher Prophet? Der Teufel war ja im Stande, ihm den Plan zu einer neuen Religion, ihm Lust, die Welt mit vieler Mühe zu betrügen, einzugeben, und sollte nicht mächtig genung gewesen seyn, ihn selbst zu betrügen? Das eine muß wenigstens eben so möglich und so leicht seyn, als das andre. Wer jemandes wollende Kraft zu irgend einem grossen Entwurfe hinlenken kann, troz allen Einwendungen der denkenden Kraft, sollte der nicht auch dem Verstande falsche Vorspiegelungen machen, den Willen bey einer falschen, wie bey einer wahren Offenbarung, beruhigen können? Und konnte das der Teufel, so hat er es wahrscheinlich gethan. Mah. wurde ja viel geschikter zur Ausführung des teuflischen Entwurfes mit innerer Ueberzeugung. Denn im Ganzen ist es doch immer gewiß, daß bey der Ueberzeugung von Wahrheit und Recht immer die eifrigste Thätigkeit ist. Der Teufel ist ja sonst immer so geschickt in seinen Ausführungen. Er mußte also auch in dieser Maschine nicht ein Rad vergessen, das, wenn es auch nicht unentbehrlich war, doch wenigstens die Bewegung der ganzen Maschine sehr verstärken mußte. Er mußte Mahomet verführen, konnte das, hat es gethan. Auch ist der Koran ein Erguß von Schwärmerey. Ueberall Verwirrung, durch einander schäumende Wellen. Eigentliche Betrüger wissen sich mehr Ordnung und Verbindung zu suchen. Man sage nicht: Der Teufel hat ihm nicht gerathen, den Götzendienst abzuschaffen, oder Liebe zu einem wahren Gott so stark zu empfehlen! Ist das wahr, so beweißt es zu viel und Mahom. höret auf, ein wahrer Teufelsprophet zu seyn. Es war schon genung zur Einrichtung der neuen Religion, wenn sie der christlichen entgegen gieng, der heydnischen Untergang drohte, und niemand wird seine göttliche Sendung ohne einige gute moralische Grundsätze je annehmlich machen können. Voetius und mit ihm viele andre halten Mahom. aus den angeführten Gründen und wegen seines Verkriechens, Fastens, wegen seiner Schlaf-

losigkeit und Epilepsie für einen würklichen Schwärmer. Ihre Gründe können mich nicht überzeugen. Ich halte es lieber mit denen, die ihn einen vorsezlichen Betrüger schelten. Wenn es wahr ist, daß er einmal einen seiner Leute bey Nacht in einen tiefen Brunnen steckte, mit der Verabredung: er sollte ihm am folgenden Tage, wenn er vorüber gienge, rühmlich nachschreyen, und daß Mahom. hernach den Brunnen zuwerfen, den armen Schelm auf diese Art ersticken und ein Bethaus auf der Stelle errichten ließ, wenn das wahr ist, so war er gewiß zu der Zeit kein Schwärmer. Und sollten auch diese und ähnliche Geschichten falsch seyn, so sind doch seine besondern unleugbar angewandten Kunstgriffe, sich allgemein geliebt oder gefürchtet zu machen, seine mannichfaltigen Gestalten, je nachdem eine bequemer und nüzlicher war, als die andre — redende Beweise, daß Mahom. wußte, was und warum er alles that. Ein wahrer Schwärmer versteht sich nicht so auf feine Künste, weiß die Leute nicht so zu unterscheiden, nicht so einzunehmen, auf ihrer empfindlichen Stelle zu treffen. Einer, der auch würklich sich himmlische Erscheinungen eingebildet hatte, mußte doch wohl einmal aus dem Traume aufwachen, wenn er seine himmlische Sendung mit keinem einzigen Wunder bestätigen konnte. In dem Falle war Mahomet würklich. Die Koreischiten erboten sich, ihm beyzutreten, so bald er sich von der Wunderseite würde sehen lassen. Aber er war so blöde, ihnen dergleichen nie zu versprechen, lehnte den Vorschlag immer damit ab, daß keine Wunder mehr nöthig wären und verwieß sie auf seinen Koran. War ihm das nicht schon für sich Bedenklichkeit genung gegen seine göttliche Sendung?

Wodurch hat sich denn Mahomets Religion so weit ausgebreitet? Wenn es auch übertrieben ist, daß sie die größte Hälfte der Erde überschwemmet hat, so ist doch gewiß, daß, wenn die bekannte Erde in 30 Theile getheilet wird, 5 Theile Christen, 6 Theile Mahomedaner,

ner, 19 Theile (Juden und) Heyden können gerechnet werden e). Wie ist es gekommen, daß ein dreyßigster Theil — und das ist schon eine beträchtliche Menge — der Erdbewohner mehr Mahomedaner, als Christen ist? Hat etwa seine der übetriebenen Sinnlichkeit, der sittlichen Verdorbenheit schmeichelnde Moral viel dazu geholfen? Ich glaube nicht. Mahom. hat ja die Moral des Evangelii nicht herabgestimmet, er hat vielmehr mit verschiedenen äussern Satzungen die Lasten des Evangelii übertroffen. Ist nicht die von ihm wieder eingeführte Beschneidung, besonders für erwachsene Leute, sehr beschwerlich? Befiehlt er nicht, gewiß vielen zur grossen Unbequemlichkeit, Enthaltung von einigen Arten Fleisch? Sein Verbot des Weines war freylich für den Orient nicht so empfindlich, als es für Norden gewesen seyn würde. Doch ist es überall, wo Wein wächst, ein beschwerliches Verbot, und die Geschichte sagt doch eben nicht, daß die Morgenländer dem Weine abgeneigt waren. Ueberdem befahl Mahom. so viel beschwerliches Fasten, Waschen, Beten, Reisen und noch mehrere, gewiß der menschlichen Verdorbenheit wenig schmeichelnde Anstalten. Gedult im Leiden, Verbot aller Verläumdung, alles Stolzes, aller Unbarmherzigkeit, die Summe des Gesetzes und der Propheten, die goldne Regul: Alles, was ihr wollet, daß euch die Leute thun sollen, das thut ihr ihnen! — gewiß keine Kleinigkeiten, keine Schmeicheleyen für die Sinne. Man irrt sich also sehr mit dem Vorgeben, daß Mahomets Religion sich dadurch so weit ausgebreitet hat, weil sie beschwerliche Einführungen, das Joch der guten Werke aufhob und schlimme Sitten erlaubte. Wenn Mahomet irgendwo nachgebend war, so ist er das wohl bey seiner Lehre von Ehe und Rache gewesen. Denn er verstattete mehrere Weiber zugleich und Vergeltung des Bösen mit Bösem. Aber auch dabey

 konnten

e) Brerewood Recherches sur la diversité des langues, Ch. XIIII. p. 203.

konnten die Proselyten nicht viel gewinnen. Sie hatten sich ohnedem, bey allen noch so starken Widersprüchen ihrer Religionen, in diesen Puncten viel herausgenommen. Mahomets Moral ist also im Ganzen zu gut, zu sehr über die Moral vieler Mönche in und ausser den Klöstern erhaben, als daß sie verdorbene Sinnensclaven nothwendig hätte gewinnen müssen. Sollte denn vielleicht das äusserst sinnliche Paradies viel geholfen haben? Für Heyden konnte das wohl eine Lockung seyn, weil sie nämlich von einer Fortdauer nach dem Tode sehr schwankende, unvollständige Begriffe hatten. Auch für Juden, auch für Christen? und es sind doch so viele Juden und Christen zu Mahomets Religion übergetreten? Gesezt, es wäre das, was Mahomet von den Freuden des Paradieses gesagt hat, oder gesagt haben soll, buchstäblich zu nehmen — Einer wird dort so viel zu essen, zu trinken und zu lieben haben, als hier hundert — so ist das alles nichts gegen die biblische Beschreibung der künftigen Seeligkeit. Sie soll ja alles übertreffen, was je Menschen gehöret, gesehen, gedacht und gewünschet haben. Wer die Bibel für Gottes Offenbarung hält, muß nicht der sich die Freuden des Himmels unendlich denken? Da ist kein fester Punct, seine Hofnungen heben sich immer höher, sie liegen ausser dem begrenzten Gebiete seiner noch so sehr erhizten Einbildungskraft. Mahomet erlaubte diese Freyheit nicht, bestimmte gewisse Grenzen, versprach schon aus Erfahrungen bekannte Vergnügungen hundertfältig, und damit ließ er es gut seyn. Was ist diese hundertfältige Vermehrung gegen jene Unendlichkeit?

Aber, kann man sagen, die Bibel spricht nur im Allgemeinen von Freuden, und wenn sie irgend ein sinnliches Bild hinstellet, wie z. B. Ps. XXXVI. 9. wo sie verspricht: wir sollen trunken werden von den reichen Gütern des Hauses Gottes, mit Wollust, wie mit einem Strome getränket werden, so ist das nicht sinnlich, sondern geistig zu verstehen, und diese geistigen Freuden werden nie

so-

so stark auf die meisten Menschen würken, als jene sinnliche Freuden selbst. Ich kann darauf antworten: Einer sey noch so sinnlich und irdisch gesinnet und gewöhnet, er hat doch mehr Gründe, sich in den Himmel der Christen lieber, als in Mahomets Himmel zu wünschen, gesezt auch sein Glaube (nicht übernatürlich gewürkter, sondern natürlicher, auf Eigenliebe und Vortheil gegründeter Glaube) sey nur eben so stark dem Evangelio, als Mahomets Lehre zugethan. Zur Erläuterung denke man sich folgenden Fall: Ein christlicher und ein mahomedanischer Geistlicher predigen vor Heyden. Jeder empfiehlt seine Religion mit ihren Aussichten in die Zukunft. Der Mahomed. verspricht Feste, schöne Weiber, und sein kräftigster Zusatz ist der: diese Freuden werden euch in der andern Welt hundertmal so stark reizen und entzücken, als sie euch hier einmal entzückten. Der christliche Lehrer sagt dagegen: Im Christenhimmel essen und trinken wir nicht, freyen nicht und lassen uns nicht freyen. Aber doch stehen den Glücklichen dort Freuden bevor, welche keine noch so sehr erhizte Einbildungskraft irgend eines Menschen je erreichen kann. Und wollte man auch alle bekannte Lebensfreuden mit 100, 1000, 100000 und noch so vielen Millionen vermehren, so wäre das immer noch nichts gegen das Anschauen Gottes u. s. w. Müssen nicht bey solchen Vorträgen die unmässigsten, unkeuschsten Zuhörer sich lieber an den Christen, als an den Mahomedaner halten, wenn sie nämlich die Versprechungen beyder Lehrer für gleich zuverlässig halten? Müssen sie sich nicht in diesem Falle wie solche Leute betragen, die Lust haben Kriegsdienste zu nehmen und zween Werbofficiers kennen, die ungleiches Handgeld geben. Wenn sie beyde für solche Leute halten, die nicht mehr versprechen, als sie geben können und wollen, so lassen sie sich bey dem annehmen, der das meiste Handgeld bietet. Gesezt also, jene Heyden hielten beyde Prediger für solche Leute, die nur das versprachen, was hernach würklich kommen wird,

 mußten

mußten sie sich nicht viel lieber in den Christen- als in Mahomets Himmel wünschen? Ein Wollüstiger liebt seine sinnlichen Vergnügungen nicht um ihrer selbst willen, nicht gerade darum, weil sie ihm aus dieser oder jener Quelle zuströhmen. Er wird sie lieben, wie und woher sie ihm auch kommen. Macht ihm das beschwerliche Luftschöpfen in einer Höle zum angenehmern Gefühle, als der Genuß seiner Leckerbissen ihm ist, und er wird sich nur gar zu gerne von seiner reichen Tafel entfernen und in die engste Höle verkriechen! Macht ihm die Auflösung einer geometrischen Aufgabe süsser, als ihm der Genuß einer schönen Frau in der Erfahrung ist, und die Schöne wird ihn aus ihren Umarmungen dem Probleme zueilen sehen! Es ist also unrichtige Voraussetzung, daß Mahomeds Apostel auf alle Wollüstige schon zum voraus rechnen konnten. Sie lieben nur die bekannten sinnlichen Vergnügungen, weil sie keine bessere kennen. Für eine noch grössere Lust werden sie die gegenwärtige gerne hingeben. Mag es doch seyn, werden sie sagen, daß der Christenhimmel leer von schönen Weibern, ohne üppige Schmausereyen, ohne Wein ist; dafür werden wir Freuden erndten, gegen welche alle noch so starke, wollüstige Erschütterungen der Erde, wie nichts, zu rechnen sind.

Und der Jude machte sich, wie das aus einigen Psalmen und andern Stellen des A. T. klar ist, grosse Erwartungen von der Zukunft. — Heyden waren also leichter zu fangen. Ihnen gab ihre Religion wenige Aufschlüsse über das Glück des künftigen Daseyns.

Aber ist es schon damit gut, daß einer grosse sinnliche Freuden nach dem Tode verspricht. Werden die Leute nicht gefragt haben: Wer bist du? Wer hat dir das gesagt? Da war es denn vor allen Dingen nöthig, daß sich Mahomet, noch ehe er von seinen grossen Verheissungen Nutzen sehen wollte, erst als einen grossen Propheten bewieß; es war nöthig, daß jeder, den die wollüstigen Verheissungen reizen sollten, ihn erst für einen

von

von Gott zur Predigt einer wahren Religion bestellten Gesandten hielte. Also haben die Verheissungen des sinnlichen Paradieses seine Parthey nicht so groß gemacht. Denn wer ihn nicht für einen göttlichen Gesandten hielte, der traute diesen Verheissungen nicht, und wer ihn dafür hielte, der würde sich auch ohne diese Verheissungen zu ihm bekannt haben. Was also dieses Paradies und jene Moral nicht konnten, das hat Gewalt der Waffen gekonnt. Trennungen der griechischen Kirche, Vermehrung der Secten, schlimmes Verhältnis der morgenländischen Regierungsform waren gewiß für Mahomet beträchtliche Vortheile. Aber auch ohne das alles, was ist da viel zu thun, wo gestiefelte, bewafnete Apostel Glauben fodern? Die französischen Dragoner von 1685 hätten eben so gut den Koran durchgesetzet, wenn sie Befehl und Lust dazu gehabt hätten. Vielleicht hätte Mahom. sich gar keine Mühe mit Offenbarungen gegeben, weniger in seinem Koran den Andächtigen gespielt, lange nicht so viel aus der jüdischen und christlichen in seine Religion mit übergetragen, wenn er den glücklichen Erfolg seiner Waffen vorhergesehen hätte. Er durfte ja nur, ohne alle diese Mühe, seine Religion, überall, wo er siegte, einführen. Wenn mich noch etwas glauben machen sollte, daß er ein Schwärmer war, so müßt' es das Viele im Koran seyn, was gar nicht dahin gehörte, so bald Mahomet Gewalt brauchen wollte, und das meiste davon ist erst hineingekommen, nachdem Mahom. schon als Krieger einige glückliche Unternehmungen gemacht hatte. Bey der Religion Mahom. war doch alles Zwang. Der einzige Gedanke rettet den Beweis für die christliche Religion, von ihrer geschwinden Fortpflanzung hergenommen. Der Beweis, von der weiten Ausbreitung geführet, leidet mehr. Das von ungelehrten, unberühmten, unberedten, verlassenen, verfolgten, wenigen Aposteln gepredigte Evangelium war so bald auf der ganzen Erde bekannt und an vielen Orten angenommen. Das ist gewisse Ge-

schichte, an welcher kein vernünftiger Mensch zweifelt. Das beweiset göttliche Mitwürkung. Der Beweis gienge verlohren, so bald sich die geschwinde Verbreitung der Religion Mahom. ohne Waffen erweisen liesse. Weil das aber zwo gewisse, gar nicht zu bezweifelnde Nachrichten der Geschichte sind: die eine, daß sich das Christenthum ohne dem weltlichen Arm so weit ausgebreitet hat, die zwote, daß Mahomets Lehre nur durch Waffen so weit gekommen ist, weil das gleich wahr ist, so läßt sich wider das Christenthum daraus nichts erhebliches einwenden, daß Mahomet so bald mit seiner Lehre so viele Länder überschwemmet hat. Wir vergleichen hier nur immer die drey ersten Jahrhunderte mit den ersten Zeiten Mahomets. Denn vom 4ten Seculo bis jezt, ist es unter den Christen oft türkisch genung hergegangen. Diese Anmerkung ist ungemein nöthig. Ohne sie trift den Mahomedaner kein Tadel der Gewaltthätigkeit. Er hat Recht, sich so zu vertheidigen: Ist Religionszwang an und für sich selbst strafbar, so ist er es immer: Ihr Christen habt vom vierten Jahrhunderte an bis jezt Zwang genung gedrohet und geübet. Damit wollt ihr kein Unrecht gethan haben? Ein solches Betragen muß also an sich selbst nicht böse seyn. Unser Prophet konnte das am Anfange seiner Laufbahn wählen, was ihr etwas später wähltet. Wie kann etwas im ersten Jahrhunderte strafbar seyn, im vierten Recht werden? Muß das, was im vierten recht oder unrecht ist, es nicht auch im ersten seyn? Ja, wenn Gott im vierten neue Gesetze gegeben hätte. Aber ihr gründet alle Rechtmäßigkeit eures Betragens auf das compelle intrare und die Regentenpflichten gegen Ketzer. Nun, da hättet ihr eben so gut gleich nach der Himmelfahrt Jesu mit Gewalt anfangen können. Freylich war wohl Ohnmacht die wichtigste Ursache, daß die Nerones und Diocletiane ungestört wütheten. In der römischen Kirche hat die gewaltsame Religionsausbreitung lange gegolten. Die ältesten Kirchenlehrer brauchten die

weite

weite schnelle Ausbreitung des Evangelii gegen Juden, Heyden und Sectirer. Bis auf Mahomet war das auch recht. Nach der Zeit kann es nicht mehr so gelten. Soll es noch gelten, so können seine Freunde jene Weissagungen, nach welchen Erkenntnis und Verehrung des wahren Gottes nicht mehr auf einen kleinen Winkel, auf Palaestina eingeschränket, sondern überall Gottes Volk seyn sollte, auch auf Mahomet deuten. Bellarminus, mit ihm grosse Streiter der römischen Kirche, durften das also von Rechtswegen gar nicht wider die Protestanten gebrauchen, so wenig sie den äussern Wohlstand als ein Zeichen der Wahrheit und Göttlichkeit hätten festsetzen sollen. Sie konnten ja sehr natürlich die Antwort vermuthen: Mahomets Religion hat diese Kennzeichen stärker, als die christliche. Sie ist weiter ausgebreitet. Der Glanz ihrer Eroberungen und Siege ist auffallender, als alles, was die Christen von der Art aufzuweisen haben. Mahomets Thaten gehören sicher mit unter die größten Auftritte der Geschichte, wenn sie nicht selbst die größten sind. Das sarazenische Reich hat sich von der Meerenge bey Gibraltar bis nach Indien ausgebreitet. Türken und Tartarn haben sich zu Mahomets Ehre vereiniget. Unter christlichen Völkern sind selten oder nie Eroberer aufgestanden, die mit einem Saladin, Gingi, Tamerlan, Amurath, Baiazeth, Soliman, Mahomet II. könnten verglichen werden. Haben nicht die Sarazenen das Christenthum bis an die Pyreneen verdränget? Haben sie nicht in Spanien, in Italien, mitten in Frankreich viel gehauset? Sind sie nicht bis an Deutschland, bis an den venetianischen Meerbusen, als siegreiche Eroberer, hingedrungen? Die Kreuzzüge der christlichen Länder — Unternehmungen, die der abendländischen Kirche so ungemein viel Geld und Blut gekostet haben — sind sie nicht einem Meere zu vergleichen, das seine Wellen von Abend nach Morgen trieb, um sie an der mahomed. Macht, wie an einem hohen, starken Ufer, zu zerschlagen? Mußten nicht

nicht die Christen schon sehr zufrieden seyn, ihren Rückzug nur einigermaßen decken zu können? Die Thaten der Mahomed. sind weniger bekannt, weil sie bey ihrer größten Thätigkeit nicht so viel auf Wissenschaften hielten, keine Geschichtschreiber nährten, die ihre Thaten nur getreu der Nachwelt aufbehalten hätten; dahingegen die Christen eine Menge Geschichtbücher aufweisen können, in welchen ihre Thaten unnatürlich erleuchtet und gehoben sind. Doch wußten die Mahomed. ihre Grösse, rühmten sich laut genung: der Himmel habe die Güte, die Gerechtigkeit ihrer Sache mit solchen herrlichen Siegen bezeichnet. Den Trugschluß lasse man ihnen! Man sey nicht stolz auf Vorzüge in den Künsten, zu morden, zu verstümmeln, zu sengen und zu brennen! Auch fodre man nicht, daß Gott die einzige ihm wohlgefällige Kirche mit dem höchsten Wohlstand der Erde, mit der meisten Tapferkeit und Gelehrsamkeit von den übrigen unterscheiden soll. Im Orient waren immer noch, wenigstens einige, grosse Philosophen, Dichter, Astronomen und Aerzte. Viele Fürsten des Orients waren im Frieden eben so gut und liebenswürdig, als sie im Kriege unüberwindliche Generale waren. Auch der Vorzug höherer, reinerer Sittlichkeit ist kein sichres Kennzeichen der wahren Kirche. Besser, viel besser sind die Christen in dieser Rücksicht nicht, als die Mahomedaner. Wenn auch die Lobsprüche einiger Reisebeschreiber hie und da übertrieben sind, so bleibt doch immer noch eine Summe von Güte übrig, die der christlichen Güte das Gleichgewicht hält. Nicht daß jene Güte Würkung ihrer Religion allein wäre; das Land, die Luft, Nahrung, Erziehung, Regierung, Gewohnheit, Interesse aller Art — das alles zusammen genommen, bestimmet die grössere oder kleinere Unsittlichkeit. So will es Erfahrung und vernünftiges Urtheil. Immer nur Verwechselung der Tugenden und Laster! Ab- und Zunahme!

Mahomet hat sich von seines gleichen damit sehr unterschieden, daß er keine weibliche List und Unterstützung für

für sein Religionsgebäude suchte, sie nicht mit in sein Interesse zog. Seine den Männern zugestandene Erlaubnis, mehrere Weiber zu nehmen, sie zu schlagen, zu verstossen, war gewiß den Weibern sehr unbequem. Ihnen ist nicht erlaubt, mehrere Männer zu haben. Auch dürfen sie ihre bösen Männer nicht, ohne Erlaubnis derselben, verlassen. Eine geschiedene Frau darf sich nur zweymal wieder verheyrathen. Verstößt sie der dritte Mann, so muß sie auf immer der Ehe entsagen. Sie müssen Gesicht, Brust und Hals und Füsse nur ihrem Manne ohne Bedeckung zeigen. Freylich ist Mahomet darinn nur bey der alten Landessitte geblieben, nach welcher schon zu Tertulliani Zeiten die Weiber sich ein Auge frey lassen durften und übrigens vom Kopfe bis zu den Füssen verhüllen mußten. Eigentlich hat auch Mahomet den Männern nicht erlaubt, so viele Weiber zu nehmen, als sie wollten. Vielmehr ist die Erlaubnis augenscheinlich so eingeschränkt, daß sie höchstens nur 4 Weiber haben sollen, Beyschläferinnen, so viele sie wollen und ernähren können. Sind aber die vier Weiber nicht schlimm genung daran mit einem Gesetze, das den Männern erlaubt, so viele Sclavinnen, als sie können, zu kaufen, und diesen das alles zuzuwenden, was den rechtmäsigen Weibern gehöret? Ist das nicht harte Entbehrung, drückendes Leiden? Freylich haben sie das Recht, den Tribut der Liebe zu gewissen Zeiten gerichtlich einzufodern. Aber — — Auf dieses harte Betragen gegen das schöne Geschlecht für dieses erste Leben, soll noch, (wie man das oft gesagt, vielleicht unrichtig gesagt hat) eine unerträglichere Zukunft folgen. Mahomet soll gelehret haben: Die Weiber würden in sein Paradies gar nicht kommen und nur zu ihrer Quaal Theil daran nehmen. Für die Männer sollten dort neue himmlische Schönen mit grossen, glänzenden Augen, wie Egera, mit grosser Schaamhaftigkeit u. s. w. geschaffen werden, und den Vergnügungen mit ihnen sollten diese Erdenweiber durch Gitter zusehen. Gewiß, eine

künstlich

künstlich ersonnene, hohe Marter für die Eifersucht! Ein höheres Elend der Verdammten ist nicht denkbar, als Bekanntschaft mit himmlischen Freuden, starkes Sehnen darnach und immer neue Erfahrung des ewig vergeblichen Sehnens. Wenn auch diese gewaltsame Höllenquaal nicht Mahomets Entscheidung war, so ist doch aus allen vorigen Betrachtungen gewiß, daß er sich sehr unsanft gegen diese geliebten Opfer seiner Leidenschaft genommen hat. Und er hatte sie doch so ausschweifend genutzet, hatte sich sogar für seine Person Blutschande mit Stimmen von Himmel erlaubt. Erst begieng er das Verbrechen, dann rechtfertigte er es. Sehr nach Betrüger Art. Sie drehen ihre Lehre, nachdem es die jedesmalige Lage der Umstände nöthig macht. Trafen ihn seine Weiber bey einer Sclavinn an, so war das mit Erlaubnis des Himmels, an welcher von der Zeit an alle Bekenner seiner Lehre Theil nehmen sollten. Nahm er die Frau eines andern Mannes zu seinem Gebrauch, so schien es anfangs, als ob er sie wiedergeben wollte. Es war aber nicht Ernst. Eine Stimme vom Himmel wiederrieth es ihm, billigte den Raub, verbot ihm zugleich, die Frau wiederzugeben, so viel Aergernis auch daran konnte genommen werden.

Mahomets Testament ist nach einigen, vorzüglich vom Grotio f) aus dem Werke selbst entlehnten Gründen,

f) Ein P. Pacificus Scaliger hatte das orientalische Manuscript mitgebracht. Gabriel Sionita übersezte das ins Lateinische. Johann Fabricius gab die lateinische Uebersetzung heraus, Rostock 1638. Hinkelmann in Hamburg lies es 1690 lateinisch und arabisch abdrucken. Grotius Epist. ad Gallos p. 239. apud Hottinger. Hist. Orient. lib. II. Cap. II. p. 237. Edidit Gabriel Sionita his diebus testamentum Muhammedis τȣ ψευδοπροφητου, aut indultum potius eius in gratiam Christianorum, *haud dubie a Christianis suppositum*, ut sub obtentu tanti nominis Musulmannis aequioribus uterentur. Ille tamen genuinum esse affirmat et persuadet iis, qui nasum non habent. Voetius, Hoornbeek, Bespier und andre unterschreiben das Urtheil. Salmasius hingegen

den, von Christen untergeschoben, und andre wichtige Männer halten es für ächt, für eine feine Politik. Eigentlich war es Mahomets Grundsätzen gemäs, alle Religionen ausser der seinigen zu vertilgen. Und den christlichen Grundsätzen zufolge sollen nur durch Muster und Lehren Seelen gewonnen werden, nicht durch den Mund des Schwerdtes. Und doch haben die Mahomedaner eher zu wüthen aufgehöret, als die Christen. Mahomet sagte: "Wenn dir ein Ungläubiger begegnet, so würge ihn, reiß ihm den Kopf ab, oder nimm ihn gefangen, verwahre ihn, bis er sich loskaufen kann oder du sonst wichtige Gründe hast, ihn frey zu lassen. Verfolge die wider dich streitenden Ketzer, bis sie sich dir auf Gnade und Ungnade ergeben." Und doch sind unter den Türken schon so lange rechtgläubige und ketzerische Christenkirchen gewesen. Sie haben ihre Metropolitane, Patriarchen u. s. w. gehabt. Freylich ist mancher Sturm des Geizes, der Chicane über sie hergegangen. Doch haben sie nur selten um der Religion willen für ihr Leben bange zu seyn Ursache gefunden. Die Sarazenen haben sich hie und da noch gelinder bewiesen, als die eigentlichen Türken. Wären die abendländischen Christen nach Morgenland gekommen,

gegen ist für die gegenseitige Meynung, Epist. XX. lib. I. Vidi nuper testamentum Muhammedis. De veritate eius, *nullus dubito*. Sed nollem ita reddidisset interpres. Nihil enim minus, quam testamentum. Foedus est et pactio, qua securitatem Christianis dedit, cuius et mentionem facere videtur Almachinus in vita Muhammedis: ubi narrat ex historiis Christianorum, addictum fuisse Christianis illum impostorem et benevolum et cum ad ipsum quidam Christiani venissent, petentes securitatem imposuisse eis tributum atque in fidem eos suscepisse. So urtheilet auch Hinkelmann. Und Ricaut Etat de l'Empire Ottoman. Liv. II. Ch. II p. 316. glaubt mit gleicher Zuverläßigkeit behaupten zu können, daß Mahomet sich, da er noch schwach war und die Christen fürchten mußte, dieser Herablassung bedienet habe, um sie zu Freunden zu behalten, mit in sein Interesse zu ziehen.

men, sie hätten wahrscheinlich nicht so viele Mahomedaner übrig gelassen, als die Mahomedaner Christen nachgelassen haben. Die alten christlichen Kaiser giengen nicht so mit den Heyden um. Sie zerrissen die Tempel, verbrannten die Bilder, untersagten allen Gottesdienst. Die protestantischen Fürsten um die Zeit der Reformation verbrannten die Bilder der Heiligen, liessen die Reliquien eingraben, verboten allen Bilderdienst, und so schaften sie die catholische Religion aus ihrem Wege. Die Mahomedaner liessen doch die Tempel stehen, verkauften sie höchstens aufs neue. Und ein Fürst, der frembde Religion mit einemmale ausrottet, ist doch wohl unstreitig härter, als ein andrer, der ihre Uebung zwar mit einiger Beschwerde, aber doch verstattet. Aus dem allen folgt, wie wenig die Menschen gewohnt sind, nach ihren Grundsätzen zu handeln. Der Mahomedaner sollte nie dulden, und duldet mehr als der Christ, dem alle Verfolgung in seinem Evangelio verboten ist. Waren die Spanier in America nicht auch Christen? Und die Bartholomaeus-Nacht?

Gegen die jüdische Nation war Mahomet gleich anfangs sehr hart, und seine glänzenden Eroberungen hätten den Juden doch leicht in ihm den erwarteten Messias können vermuthen lassen. Er soll auch würklich eine Zeitlang Weissagungen des A. T. auf sich gedeutet haben, und weil die arabischen Juden sehr im Drucke lebten, soll die Deutung unter ihnen sehr angenehm gewesen seyn, bis auf die Zeit, da er aus Mecca flüchtete. Mit der Flucht verlohr sich die Achtung, und zwar nicht wegen der Flucht selbst, sondern weil er bey der Gelegenheit einmal Cameelfleisch gegessen hatte. Daran ist wohl gar nichts, oder doch sehr wenig wahr. Die Juden können ihn nicht leicht für ihren Messias gehalten haben. Der Messias sollte ja von der Familie Davids seyn, und Mahomet war eines Heyden Abdalla Sohn. Auch verfolgte Mahomet die Juden, so gut er konnte. In seinem Koran schimpft

er

er hie und da entsezlich auf sie und hat ihnen selbst verschiedene blutige Schlachten geliefert. Die Türken bilden sich in diesem Falle sehr nach ihrem Propheten. Ein Jude ist ihnen immer verhaßt, weil er ein Jude ist. Sie leiden nicht, daß todte Proselyten aus dem Judenthum neben ihnen auf den gewöhnlichen Plätzen begraben werden. Auch sollen sie eine Zeitlang darauf gehalten haben, daß ein Jude, der Mahomedaner werden wollte, erst die christliche Religion annehmen mußte.

Noch immer ist die Achtung der Türken für Mahomet ungemein groß g). Jährlich schickt der Grossultan 500 Zechinen, ein Exemplar vom Koran stark vergoldet auf einem Cameele nach Arabien und so viel schwarzen Stoff, als zur Tapete der Moschee in Mecca nöthig ist. Wenn die neue Decke angeschlagen ist, so wird die vom vorigen Jahre für die Pilgrimme zerrissen. Jeder bemüht sich, das beste, größte Stück davon zu erhaschen. Diese Lappen verwahren sie, als Reliquien und Zeichen ihrer Wallfahrt nach Mecca. Wenn der Cameel, der den Koran trug, zurückgeht; so wird er mit Blumen und andern schönen Sachen aufgezieret und ist sein ganzes übriges Leben hindurch von aller Arbeit frey. Ueberhaupt haben die Türken viel Achtung für Cameele. Ein solches Thier zu überladen, ihm mehr auflegen, als einem Pferde, ist eine der größten Sünden. Sie nehmen auch wohl den Schaum vom Munde des Pferdes, das den Koran trägt, bestreichen sich damit und beten dazu. (Nur allein die Familie Mahomets darf einen grünen Turban tragen und steht unter keinem Gerichte). Einige Türken sollen sogar in ihrer Andacht so ausgeschweifet haben, daß sie sich, nach dem sie Mahomets Grab in Mecca gesehen hatten, die Augen ausstachen, als ob nun nichts mehr ihres Blickes würdig wäre. Auch den Tauben wiederfährt um Mahomets willen viel Ehre. Um

g) Ricaut Etat de l'Empire Ottomán. liv. II. Chap. III, XXXIII.

Mecca herum sind viele Tauben. Weil sie Descendenten der Taube sind, die dem Propheten ins Ohr flog, oder doch dafür gehalten werden, so ist es ein Verbrechen, die Tauben zu würgen, zu fangen oder nur zu jagen. Zu Cairo in Egypten wird Mahomets Hembd alle Jahre zu gewissen Zeiten mit vielem Pomp umhergetragen. Man hat wohl eher behauptet, es wären dem Mahomet auch Statuen errichtet, aber das kann nicht seyn, so umständlich auch die eine Erzählung von der Statue in Mecca ist. Tancred soll eine gefunden haben, die auf einem hohen Throne stand, so schwer, daß 6 starke Leute sie kaum bewegen und 10 sie kaum fortbringen konnten. Als Tancred erfuhr, daß es Mahomets Statue war, soll er sie so angeredet haben: Du Verbrecher, Mahomet, warst der erste Antichrist! Stünde doch der zukünftige Antichrist neben diesem, daß ich ihn mit Füssen zertreten könnte! Wer die mahomedanische Religion nur einigermassen kennet, der muß ja wissen, daß sie gar keine Bilder, weder in gottesdienstlichen, noch in Privathäusern leidet. Ob die Mahomedaner ihren Propheten anrufen, ob sie glauben, daß er im Himmel ihr Gebet unterstützen kann? Darauf mögte ich lieber nein, als ja antworten. Ihre feyerliche Gebete sind alle unmittelbar an Gott gerichtet, sie beten sogar für Mahomet. Sie behaupten, "daß alle, auch die Prophetenseelen, bis zum Gerichtstage in den Gräbern liegen. Mahomets Seele liegt auch im Grabe. Gott hat ihr den Eingang in das Paradies angeboten. Aber sie wollte nicht ohne ihre Glaubenskinder eingehen. Mahomets Seele wird am jüngsten Tage alle mahomedanische Seelen zu den Freuden der Seeligen einführen." Weiter ist über die Anbetung Mahomets nichts vollkommen gewisses auszumachen.

Die Türken sind ihrer Religion so getreu, daß nur wenige Mahomedaner Christen werden, dahingegen immer viele Christen Türken geworden sind. Mit den Heyden geht es geschwinder. Man hat wohl eher gesagt: Ein

ein Mahomedaner habe in seinen guten, gesunden Tagen nicht, aber wohl in der Nähe des Todes Anlage, ein Christ zu werden. Daraus würde denn folgen, daß es sich bey der mahom. Religion bequemer leben und bey der christlichen sichrer sterben lasse. Mit der Wendung haben sich auch die Catholicken wohl eher gegen die Protestanten gebrüstet. Ueberhaupt ist es wahr, daß jeder Mensch mit der Religion, in welcher er gebohren ist, zu sterben wünschet. Einige Sonderlinge, die nicht so denken, sind Ausnahmen von der Regul. Die meisten Apostaten werden es um einiger irdischen Vortheile willen. Auf dem Sterbebette können ihnen die Vortheile nicht mehr helfen. Da wünschen sie sich wieder zu ihrer alten Religion. So geht es auch den Mahomedanern, wenn sie von menschlichen Absichten zur Abschwörung ihres Glaubens hingeleitet werden. Bey diesen Ungläubigen würket gemeiniglich Unwissenheit das, was bey den Orthodoxen, wenn sie ehrliche Leute sind, eine Folge ihrer Gelehrsamkeit ist, nämlich eine unbiegsame Anhänglichkeit an ihre Ueberzeugungen.

Die Mahomedaner haben auch Apologeten ihrer Religion, und zwar stärkere, als man gemeiniglich glaubt. Araber haben für den Koran, wider die Bibel geschrieben, neue Vorurtheile zu erregen und die alten zu nähren. Hottinger h) hat einen genannt, der vorzüglich die Scheinwidersprüche der Bibel sehr ausgekramet und sogar die Sendung Mahomets aus der Bibel hergeleitet hat. Wir finden das alles schwach. Ein Türke findet es bey der ehrlichsten Untersuchung stärker, als wir. Ihm sind alle Einwendungen gegen seine Religion ohnmächtige Versuche, und alles, was gegen unsre Religion gewagt wird, ist ihm unüberwindlicher Angrif. Das ist Macht des Vorurtheils!

Eine Menge Schreiber hat es einander nachgeschrieben, daß Mahomets eiserner Sarg unter einem magneti-

h) Histor. Orient. p. 337.

schen Gewölbe frey schwebet, und daß sich die Mahometaner daraus ein grosses Wunder machen. Ich glaube, sie selbst lachen oder schelten, so oft sie erfahren, daß Christen dergleichen Sachen für Wahrheiten annehmen und ausgeben können. Hätte Mahomet so etwas veranstaltet, so wäre das doch nicht erste Erfindung, sondern nur Wiederholung eines schon sehr alten Stolzes i).

Mahomets

i) Magnete lapide Dinochares architectus Alexandriae Arsinoës templum concamerare inchoaverat, ut in eo simulacrum eius e ferro pendere in aëre videretur. Intercessit mors et ipsius et Ptolemaei, qui id sorori suae iusserat fieri. Plinius lib. XXXIIII. Cap. XIIII. Ausonius spricht davon, als ob dergleichen würklich zu Stande gekommen wäre. Das ist wohl Dichterfreyheit:

> Conditor hic forsan fuerit Ptolemaidos aulae
> Dinochares: quadro cui in fastigia cono
> surgit et ipsa suas consumit Pyramis umbras,
> iussus ob incesti, qui quondam foedus amoris
> Arsinoën Pharii suspendit in aëre templi.
> Spirat enim tecti testudine vera magnetis
> afflictamque trahit ferrato crine puellam.

Ausonius Idyllio X. de Mosella, v. 311.

Augustinus traute dem menschlichen Fleisse dergleichen zu. Den Ort giebt er nicht an, er sagt nur, in einem gewissen Tempel schwebe eine Statue von Eisen in der Luft, gleich weit vom Boden und der Decke entfernet, weil oben und unten angebrachte Magnete sie gleich stark zögen: Quamobrem si tot et tanta, tamque mirifica, quae μηχανήματα appellant, Dei creatura utentibus humanis artibus fiunt, ut ea, qui nesciunt, opinentur esse divina, unde factum est, ut in quodam templo lapidibus magnetibus in solo et in camera proportione magnitudinis positis, simulacrum ferreum aëris illius medio inter utrumque lapidem, ignorantibus quid sursum esset ac deorsum, quasi numinis potestate penderet. Quanta magis Deus potens est face-

re?

Mahomets Grab kann gewiß nicht von der Art seyn. Er starb zu Medina und ist auch da in einem steinernem Sarge unter der Erde in einer Capelle, die stark mit eisernen Gittern verwahret ist und nie geöfnet wird, begraben. Dahin gehen auch die Pilgrimme von Mecca — es ist 6-7 Tagereisen weit davon — und küssen das Gitterwerk

re? August. de Civit. Dei, lib. XXI. cap. VI. Augustinus kann hier wohl nicht den Serapistempel in Alexandrien gemeynet haben. Denn als die Christen sich den zueigneten, fanden sie nach Ruffin Bericht das Kunststück da auf folgende Art: Erat aliud fraudis genus huiusmodi; natura lapidis magnetis huius virtutis perhibetur, ut ad se rapiat et attrahat ferrum. Signum solis ad hoc ipsum ex ferro subtilissima manu artificis fuerat fabricatum, ut lapis, cuius naturam ferrum ad se trahere diximus, desuper in laquearibus fixus, cum temperate sub ipso radio ad libram fuisset positum simulacrum, et vi naturali ad se raperet ferrum, assurrexisse populo simulacrum et in aëre pendere videretur, lib. II. Hist. Eccl. c. XXIII. apud Coquaeum in August. de C. D. l. c. Prosper erzählt das noch mit besondern Umständen: Apud Alexandriam in templo Serapidis hoc argumentum daemonis fuit: quadriga ferrea nulla basi suffulta, nullis uncis infixis parietibus colligata in aëre pendens cunctis stuporem ac velut divinum subsidium oculis mortalium exhibebat, quum tamen lapis magnes, qui ferrum sibimet attributum suspendit, eo loco camerae affixus, totam illam machinam sustentabat. Itaque cum quidam Dei servus inspiratus id intellexisset, magnetem lapidem e camera subtraxit statimque omne illud ostentum cadens confractum comminutumque ostendit, divinum non esse, quod mortalis homo firmaverat. Prosper de Praedictione Part. III. Cap. XXXVIII Cassiodorus erzählt von einem solchen schwebenden Cupido im Dianentempel, Variarum lib. I. epist. 45. auch Claudianus vom Mars und einer Venus de magnete, v. 25 Das alles ist an sich selbst, wenn nicht unmöglich, doch wenigstens unwahrscheinlich genung, sowohl wegen der (zu dieser Absicht) beschriebenen grossen Entfernung der anziehenden und angezogenen Körper, als auch, weil es nicht abzusehen ist, wie bey solchen Massen ein vollkommenes Gleichgewicht der Massen erhalten werden konnte.

terwerk mit grosser Andacht k). Bernier, einer der würdigsten Gassendischen Schüler, ist selbst in den Gegenden umhergereiset und erklärt sich, als Geschichtschreiber über den Ungrund und als Philosoph über die Unmöglichkeit der Sache l).

Nur wenige neuere Propheten haben Erhaltung oder weitere Ausbreitung des türkischen Reiches vorhergesagt; dahingegen viele schon vom dreyzehnten Jahrhunderte an völligen Untergang oder doch grosse Schwächungen, Demüthigungen desselben verkündigt haben. Und zwar sollte das durch occidentalische Waffen ausgerichtet werden, am meisten durch die Waffen der russischen Czaare, der Könige von Ungarn und Schweden und der Republik Venedig. Einer wußte das aus der Offenbarung Johannis, ein andrer aus dem Lauf der Gestirne, ein dritter aus der zunehmenden Barbarey der Türken. Diese Weissagungen kommen also aus sehr verschiedenen Quellen. Die Christen wünschten ihren Erzfeinden den Untergang, und glaubten also leicht, ihrer Wünsche Erfüllung in der Bibel und in andern Zeughäusern menschlicher Kenntnisse vorhergesagt zu finden. Die Regenten mußten dergleichen sagen und annehmen, zum Troste des Volkes, zur Anfeurung der Soldaten, mußten alles, was sie nur konnten, auf Untergang der gefürchteten Macht deuten. Andere hatten wohl die Absicht, innere Gährungen unter den Türken anzufachen. So konnten z. B. die Griechen — sie waren ohnedem ungerne Unterthanen der Türken — leicht diesen Weissagungen zufolge sich empören, ihr Joch abschütteln wollen. Ich erinnere mich bey dieser Gelegenheit an eine ähnliche Prophezeyung vom Jahre 313. Damals wurde, einigen griechischen Orakelversen zufolge, versichert,

k) Liber de nonnullis Orientalium urbibus auct. Gabr. Sionita et Joh. Hesronita in fine Geographiae Nubiensis latine translatae 1619. Lutetiae Par. Samuel Andreae de sepulchro Muhammedis.

l) Abregé de la Philosophie de Gassendi, Tom. V. p. 322. 23.

versichert, die christliche Religion würde mit dem 365sten Jahre ihrer Dauer aufhören. Und gerade im Jahre 364 wurde sie recht stark durch die Zerstörung vieler heydnischen Tempel. Darüber stuzten viele Heyden und bekehrten sich zum Christenthum, und so nahm denn die Würkung mit dem Erfolge dieser Vorhersagung eine ganz gegenseitige Richtung m). Mahomet soll einmal auf die Frage nach der Dauer seines Religions- und Staatssystems seine zehn Finger gewiesen haben, und das soll 1000 Jahre bedeuten, jeden Finger zu 100 Jahren gerechnet. Es ist nicht der Mühe werth, das auszurechnen oder gar im Ernste zu bestreiten.

Mahomet, der ausschweifende Wollüstling, der unkeusche Mensch, hat so vielen, zum Theil sehr vernünftigen Leuten, glaublich machen können, daß er als ein göttlicher Prophet anzusehen wäre. War sein Betragen nicht die stärkste Widerlegung des Vorgebens? Muß nicht ein wahrer Prophet mit einer ganz andern Aussenseite erscheinen? Man sage nicht, die meisten oder sie alle wußten wohl, daß es Betrug war, aber sie fanden ihre Rechnung dabey. Das läßt sich gar nicht beweisen. Vielmehr waren viele so sehr für Mahomets Worte eingenommen, daß sie die Nachricht von seinem Tode nicht eher glauben, nicht eher mit seiner Würde reimen konnten, bis ihnen mit Stellen aus dem Koran des Propheten Sterblichkeit bewiesen war. Wer nur einmal erst irgend einen für einen großen Propheten, für einen vorzüglichen Freund der Gottheit hält, der leugnet eher, daß Laster Laster ist, wenn sein Götze das Laster begangen hat, als daß er ihn lasterhaft erklären sollte. So würket das Vorurtheil bey schwachen Brüdern und nicht bey ihnen allein. Auch Seneca o) will

Y 4

m) Augustin. de Civ. D. l. XVIII. c. 53. Baronius ad a. 313. n. 17.

n) Caroli Memorab. Eccl. Sec. XVII. p. 953.

o) De Tranquillitate animi, cap. XV.

will lieber glauben, daß Trunkenheit eine gute Eigenschaft ist, als den betrunknen Cato tadeln. Mahomets Freunde sagten bey sich selbst: Lieber will ich Unkeuschheit für kein Vergehen halten; unser großer Prophet war unkeusch, als daß ich ihn deswegen nicht für einen großen Propheten halten sollte. So geht es noch immer im Kleinen und im Grossen. Hat sich nur einer einmal erst als einen starken Eiferer für die reine Lehre, als einen rüstigen Streiter ausgezeichnet; so sind gleich viele Leute in dem Grade für ihn eingenommen, daß er überall Recht haben muß. Umsonst giebt sich einer die Mühe, ihnen bey Gelegenheit zu sagen: Hier irrt der Mann! Umsonst! Bey ihm ist alles wahr und recht, was bey einem jeden andern äusserst verkehrt und strafbar seyn würde. Paulus sagt einmal p): **Das unglaubige Weib wird geheiliget durch den Mann:** Nach dem Geschmack dieser Leute hätte Paulus sagen müssen: Nicht allein das Weib des Glaubigen (des Orthodoxen) alles, was er denket, saget, würket, ist heilig.

Mahomets Religion ist eben den Hindernissen ausgesezt gewesen, welche der christlichen Religion bey ihrer Entstehung und den Reformatoren des sechszehnten Jahrhunderts so beschwerlich waren, daß sich nämlich bald widrige Kinder der gemeinschaftlichen Mutter in Secten theilten. Daillé hat darüber einmal ohngefähr so geprediget: "Der Teufel macht, so bald Gott den Menschen himmlische Offenbarungen schenket, daß falsche Lehrer aufstehen und Secten stiften. So kamen zu der Apostel Zeiten Cerinth, Ebion und andere; zu den Zeiten der Reformation Johann von Leiden, Servetus, Socinus. Der Teufel hatte dabey die Absicht, den Fortgang der Wahrheit zu hindern. Denn natürlich mußten Juden und Heyden viel von ihrer Achtung für das Evangelium verlieren, wenn sie es auf so verschiedene Art vorgetragen fanden. Eben solche Veranlassungen hatten auch die Catholiken, der Reformation

p) 1 Corinth. VII. 14.

Reformation nicht gewogen zu seyn, wenn sie sahen, daß Luther, Calvin, Zwingel, Münzer, jeder seinen eignen Weg giengen, jeder sich mit den andern, auch der römischen Kirche abgestorbenen, Partheyen auf das heftigste überwarf.“ Daraus entstehen diese zween wichtige Gedanken: 1. Wären diese Leute von Gott, so würden sie eine Sprache führen. 2. Gesezt, meine alte Religion wäre so beschaffen, daß ich sie verlassen müßte, zu welcher von den vielen neuen Secten soll ich mich halten? Lieber will ich bleiben, wo ich bin, als daß ich erst untersuche, ob eine, oder welche von den vielen Secten die rechte, wahre ist? Doch hat das im Grunde nicht so viel geschadet, als man wohl glauben sollte. Man sollte denken, Luther und Calvin hätten viel größern Anhang gehabt, wenn alle der römischen Kirche abtrünnig gewordene einerley Sprache geführet hätten. Viele blieben darüber catholisch. Doch hat sich die protestantische Kirche bald ansehnlich und mit den besten Aussichten für die Zukunft vermehret. Der Teufel nimmt sich freylich ganz recht, wenn er den Fortgang einer wahren Lehre auf diese Art zu hindern suchet. Aber ist es nicht unbegreiflich, daß er der mahomedanischen und der christlichen Religion sollte dieselben Hindernisse entgegen gesetzet haben? Wie gieng es zu, daß falsche Propheten, als Boten des Teufels, Mahomets Ansehen gleich anfangs zu vertilgen bemüht waren? Wie gieng es zu, daß neben Mahomet Propheten aufstanden, die sich mit ihm messen wollten? Wie kam es, daß Museilema, sein Schüler, ihn verlies, selbst eine Secte stiften wollte? Warum gaben sich Aswad q), Taliha, Almotenabbi für Propheten aus und machten sich so viel Anhang, als sie nur konnten. Das sind unerklärbare Erscheinungen, für jeden, der nicht annehmen will, entweder, daß die bösen Engel ungleiche Neigungen und Kräfte haben, oder daß Menschen ohne

 teuflische

q) Hottinger. Hist. Orient. lib. II. cap. III. p. 258.

teuflische Mitwürkung Stifter falscher Secten werden können. Die genannten Häupter verschiedener Religionspartheyen erklärten Mahomet für einen falschen Propheten. Andre, die erst nach seinem Tode kamen, liessen ihn bey Ehren und stritten sich nur, wer von ihnen den Koran am besten verstünde. Darauf nannten sich zween grosse Haufen, einer nach einem Ali, der andre nach einem Omar, und diese bestehen noch. War es für einen Teufel klug genung, dergleichen Trennungen zum Schaden des Mahomedanismus auch nur zuzulassen? Würklich scheinet diese Schwierigkeit beträchtlich zu seyn. Doch läßt sich noch allerley darauf antworten. Man kann sagen: Dem Teufel ist es einerley, ob einem falschen Propheten mehrere falsche Propheten im Wege stehen, oder nicht. Wenn nur die andern das, was sie dem einem abnehmen, in ihrem Gefolge behalten, von der Wahrheit entfernen, so verliert der Teufel eigentlich nichts dabey. Einer folge dem Mahomet, oder Museilema, oder Almotenabbi, er ist auf alle Fälle des Teufels. Alle kleinere und grössere Kriege, alle mit solchen Trennungen fast nothwendig verbundene, noch so mannichfaltige Verwirrungen müssen dem menschenfeindlichem Geiste ein viel unterhaltenderes Schauspiel darstellen, als wenn er nur allein den ruhigen glücklichen Fortgang einer Secte mit anzusehen hätte. Auch schmeichelte das dem Stolze dieses ehrsüchtigen Geistes, wenn er den Mahomedanismus, so vieler Hindernisse ohngeachtet, dennoch einzuführen, zu erhalten wußte. Er konnte sich an dem Gedanken laben: Wenn ich diese Sekte würklich in Ansehen bringen kann, so sehr auch schon bey ihrer Entstehung andre Secten sie zu ersticken drohten, so ist ihr eben damit ein Siegel der Göttlichkeit aufgedrücket. Ich werde mich, wie Gott betragen. Nie ist der göttliche Einfluß auf das Evangelium sichtbarer, grösser gewesen, als darinn, daß alle Secten und Trennungen schon vom ersten Jahrhunderte an im Ganzen so unbedeutende Folgen für sie gehabt haben.

Es

Es war freylich dreist, wenn Mahomet das Senden und Kommen des Trösters (Paraclets) auf sich deutete, aber noch dreister ist es, daß einige Araber Originale des N. T. wollen gesehen haben, in welchen viel von Mahomet stand; daß sie damit die Verläumdung verbinden, die Christen hätten diese Exemplare bis auf vier aus der Welt geschaft r). Daran ist, nach ihren bisher beygebrachten Beweisen, kein wahres Wort. Das Lügen haben sie wohl vom Mahomet selbst gelernt. Er soll selbst von seinem Koran nur den dritten Theil, von 12000 nur 4000 Worte für wahr gehalten haben. Einige eben so einfältige, als eifrige Mahomedaner haben sich wenigstens dieses Mittels gegen die Widersprüche eines gewissen Missionarii s) bedienet, und alles, was sie nicht erklären, nicht retten konnten, unter die 8000 unwahren Worte geworfen. Das ist wenigstens sehr bequem.

Die umständlichste, aus den besten Quellen geschöpfte Erzählung von Mahomets Leben und Thaten ist wohl die Lebensbeschreibung vom Priedeaux. In dieser wird auch die würkliche Betrügerey Mahomets sehr auseinandergesezt, wie er seinen Leidenschaften mit Betrug opferte! Einer der vielen wichtigen Beweise ist davon hergenommen, daß er seine Offenbarungen so ungemein genau und passend nach seiner jedesmaligen Lage einzurichten wußte. "Der Koran ist beynahe durch und durch, mit gewissen einzelnen Veranlassungen, bey Gelegenheit entstanden. Wo eine neue Einrichtung zu treffen, ein wichtiger Verdacht wider seine Person oder Lehre zu entfernen, ein Anstoß aufzuräumen, eine Unzufriedenheit des Volkes zu besänftigen war, da mußte gewöhnlich der Engel Gabriel aus der Noth helfen, und die englische Offenbarung war denn

r) Pocock Specimen Hist. Arab. p. 185.

s) Joseph de S. Maria in prima Speditione all' Indie Orientali.

denn gleich ein schicklicher Zusatz zum Koran. Daher bemerken auch noch immer die Ausleger des Korans die Veranlassungen zu jedem neuen Abschnitte. Aber daher sind auch die vielen Widersprüche des Korans gekommen. Denn, je nachdem sich Mahomets Geschäfte, Entwürfe und Ausführungen änderten, mußten sich auch seine Offenbarungen ändern. Diese Widersprüche sind zum Theil so beschaffen, daß sie sich gar nicht retten lassen. Auch zählen die Ausleger 150 wiederrufene Verse im Koran, und so kommen sie zwar am leichtesten weg, aber sie gestehen auch damit die Unbeständigkeit und Flüchtigkeit ihres Propheten." Dieser Beweis ist gewiß sehr geschickt, Mahomets Betrug aufzudecken. Man bediene sich desselben nicht gegen alle unsre Ausleger der Offenbarung Johannis ohne Unterschied! Selbst solche unter ihnen, die sich mit ihren Erklärungshypothesen nach den veränderten Haupt- und Staatsactionen richten, sind bisweilen nur Schwärmer, können sich nicht von dem Brande in ihrem Gehirne überzeugen. Sie sind also gleich wenig glaubwürdig, sie mögen nun immer dasselbe oder immer was anders sagen. Wer sein apocalyptisches System nach den Zeitungen abändert, der sagt die Unwahrheit, er mag es wissen oder nicht. Oft ist Betrug dabey, nicht immer.

Bey aller seiner Eifersucht war Mahomet dennoch gegen eines seiner Weiber, die Aeisce oder Ayesha, so nachgebend, daß er auch sogar ihre, ihm ganz anders bekannte, Keuschheit und Tugend mit Offenbarungen, und wie es gehen wollte, wahr zu machen suchte. Diese Frau war nicht nur zu Mahomets Lebzeiten, auch nach seinem Tode war sie so wichtig, daß sie ihren Angeber Ali, Mahomets Eidam, lange vom Throne entfernen, und als er ihn endlich nach drey vergeblichen Versuchen zum viertenmale bestieg, ihm noch an der Spitze von 30000 M. entgegengehen konnte. Bey der Gelegenheit war sie unglücklich, verlohr die Schlacht, wurde gefangen, starb, und Ali ließ sie in Medina begraben. Auch ihre Asche konnte noch die blutigste

rigste Empörung gegen Ali erregen, bey welcher er mit seiner ganzen Familie unglücklich wurde t).

Es ist sonderbar genung, daß die mahomedanische Religion so wenig vortheilhaft für das schöne Geschlecht eingerichtet ist, da doch Mahomet selbst so ausgelassene Liebe für dasselbe hatte, auch die Originale seines Gesezbuches einer seiner Weiber, der Haphtta zur Verwahrung gab und die Ayesha zur Auslegung berechtigte. Ayesha war unter den Türken, wie eine Prophetinn oder Päbstinn. Sie hätte ihr ganzes Geschlecht mit leichter Mühe sehr begünstigen können. Warum that sie es nicht? War sie eine von denen, die am ersten und heftigsten auf ihr Geschlecht böse sind, oder wollte sie den alten Saz aufs neue wahr machen, daß Männer nie wichtiger im Staate sind, als im Weiberregimente und Weiber nie mehr im Ansehen sind, als wenn Männer den Thron besitzen?

Noch eine lächerliche Erzählung u): "Ein Genueser hatte grosse Lust, in einer Moschee dem Gottesdienst beyzuwohnen und schlich sich hinein. Das Hineinschleichen war damals bey Lebensstrafe oder bey Abschwörung des Christenthums verboten. Eine starke natürliche Ausdünstung verrieth ihn. Man zog ihn hervor. Er wußte in der Geschwindigkeit sich nicht besser zu helfen, als damit, daß er vorgab, er sey nach vielen, wider eine harte Verstopfung vergeblich angewandten, Mitteln endlich auf den Einfall gekommen, ihren Propheten anzurufen, und der habe ihn, wie sie wohl merkten, erhöret. Die gegenwärtige Versammlung glaubte das, bat ihn um seine Beinkleider, und hieng sie auf zum ewigen Gedächtnis des Wunders." So spottet immer eine Parthey der andern. Die Mahomedaner wissen zuverlässig doch auch etwas von den lächerlichen Mönchsgrillen: und gesezt sie wüßten

t) Herbelot Biblioth. Orient. Articl. Aischa, p. 80.

u) Prognosticon Antichristi, Deventer 1524. apud Revium in Histor. Daventriensi, p. 228.

wüßten nichts davon, so werden sie doch einige unverschämte närrische Lügen erfinden können. Zu der angeführten Erzählung, wenn sie ihnen bekannt wird, sagen sie vielleicht: Die Wunderschmiede da machen für uns grobe Sachen. Nicht, als wenn sie keine feinere zu machen verstünden! Die feinere Arbeit behalten sie für sich. Sie trinken den Wein und geben uns die Hefen.

Manicheer. Manes, der Stifter dieser schwarzen Secte, war ein Perser von Geburt, aus dem Sclavenstande. Männliche Schönheit und Verstand empfahlen ihn einer Wittwe a) so sehr, daß sie ihn kaufte, liebgewann, an Kindes Statt aufnahm, ihm von den Magis Unterricht in der persischen Philosophie und Gelehrsamkeit überhaupt besorgte. Er wußte den Unterricht gut zu nuzzen, und seine natürliche Beredsamkeit, seine Fertigkeit, sich leicht und angenehm auszudrücken, ungemein mit der Schulphilosophie aufzuputzen. Aus den Schriften eines gewissen Arabers Scythians hat er seine meisten schlimmen Lehren der Sage nach genommen. Diese Schriften las er viel. Terebinthus, Scythians Erbe, Erbe seiner Güter, auch seiner schlimmen Lehren, hatte sich in Persien viele Verfolgungen und Nachstellungen zugezogen, und suchte bey eben der Wittwe, die Manes Pflegemutter war, seine Zuflucht. Einmal gieng er nach seiner Gewohnheit auf die Spitze des Hauses, die Daemonen der Luft anzurufen. — Die Manicheer haben das in der Folge nachgemacht — Plözlich traf ihn ein Bliz, daß er von oben herunter auf die Gasse stürzte, sich den Kopf zerschlug und den Hals brach. Epiphanius b) läßt den Scythian selbst auf eine ähnliche Art umkommen. Andre haben gesagt, der Teufel habe den Terebinthus in eine Wüste geführet und ihm den Hals umgedrehet, ihn erstickt.

Scythian

a) Maimbourg Hist. de St. Leon, liv. I. p. 11.

b) adv. haeresin.

Scythian sey unter dem Schutte seines Hauses in Jerusalem umgekommen. An dem allen ist vermuthlich so viel wahr, daß Terebinth ein unglückliches Ende genommen hat, und daß Manes, weil der Wittwe das Geld und die Schriften zufielen, auf diese Art zu Scythians Schriften gekommen ist.

Manes soll auch die Wittwe geheyrathet haben. Das ist wohl nur so hingesagt, um die Parallele mit Mahomet weiter fortführen zu können. Von Manes selbst wird gewöhnlich erzählt, er habe auch ein trauriges Ende genommen. Ein persischer König, dessen Prinzen er zu Tode zauberte, habe ihn zur Dankbarkeit lebendig schinden lassen. Maimbourg erzählt es so: "Das Gerücht von Manes vorgegebnen Wundern machte, daß der König Sapores ihn zu seinem sehr gefährlich kranken Prinzen rufen ließ. Manes entfernte gleich anfangs alle Aerzte, versprach dabey dem Könige seines Kindes Gesundheit ohne alle Arzeney, alles allein mit Beten gut zu machen. Das Kind starb in seinen Armen. Der Vater wurde sehr aufgebracht, lies ihn ins Gefängnis werfen. Daraus entwischte Manes, flüchtete nach Mesopotamien. Zweymal machte der heilige, gelehrte Bischof Archelaus ihn in öffentlichen Streitübungen zu Schanden. Eben dieser Bischof lies es sich sehr angelegen seyn, ihn der Wuth des Volkes, das ihn zerreissen wollte, zu entziehen. Doch half diese Rettung nur auf kurze Zeit. Nicht lange nachher trafen ihn die ihm überall nachschickten Reuter, brachten ihn zum Sapores. Der lies ihn schinden, sein Fleisch den Hunden vorwerfen und seine Haut mit Stroh ausgestopft vor einem Stadtthore aufhängen c)."

Im dritten Jahrhunderte fieng die manicheische Secte schon an, sich hervorzumachen. Hernach verbreitete sie sich immer weiter und ist lange bestanden. Und doch sind ihre Lehren äusserst böse. Nicht eben darum allein, daß sie

c) Maimbourg, p. 13. 14.

sie zwey Urwesen annahmen, ein gutes und ein böses, sondern vorzüglich mit den weitern Entwickelungen dieser Lehre und allen daraus gezogenen practischen Folgerungen. "Die beyden Urwesen veruneinigten sich einmal. Aus dem Streite kam Mischung des Guten und Bösen für die Welt. Nach der Zeit war das gute Urwesen unabläßig bemüht, seinen Theil frey zu machen, verbreitete seine Kraft über die Elemente, diese Befreyung auszuwürken. Die Auserwählten betreiben das Geschäfte mit. Alles Unreine an dem Fleische, was sie essen, trennet sich von den Theilen des guten Urwesens. Diese freygewordene, gereinigte Theile werden auf zwey grossen Schiffen — Mond und Sonne — in den Himmel, aus welchem sie gekommen sind, geführet. Zum Transport von der Erde hat Gott eine, aus 12 Schiffen zusammengesezte Maschine, gebauet. Diese geht, mit den gereinigten Theilchen beladen, allmählig in die Höhe. Im Monde wird sie abgeladen. Der Mond reinigt die Ladung noch mehr und bringt sie dann in die Sonne, von da kommen sie in die Herrlichkeit. Daraus erklären sie sich die veränderten Erscheinungen des Mondes. Der Mond ist voll, im Zunehmen, wenn viele Seelen, viele gereinigte Theilchen dahin angekommen sind, und er ist im Abnehmen, wenn er erst der Sonne viel zugeführet hat. In den Schiffen sind männliche Daemonen dazu bestellt, die Weiber verliebt zu machen. Diese sinnliche Entzündung soll das Licht wieder aus den Gliedern treiben, was die Engel des Lichtes zur Reinigung hineingeleget hatten. Das herausgetriebene Licht wird gleich mit Transportschiffen an den Ort seiner Bestimmung geführet. Andre Daemonen in weiblicher Gestalt müssen bey den Männern dieselbe Würkung besorgen. Bey dem Zeugungsgeschäfte wird Licht und Finsternis am innigsten vermischt. Daher die zwey manicheischen Gesetze, deren eines Ehen und Kinderzeugen verbietet, und das andre alle unfruchtbaren Opfer der Leidenschaft verstattet. Saclas, ein Fürst der Finsternis, ein

noch

noch grösserer Menschenfresser, als Saturnus, wußte kein geschickteres Mittel, die miteingeschluckten Lichttheilchen feste beysammen zu erhalten, als die Zeugung. Er vermischte sich in der Absicht und zeugte Adam und Eva. Die Auserwählten (Cathariſten) sind am besten geschickt, alle in den Nahrungsmitteln verwickelte Lichttheilchen zu sondern und zu reinigen. Auch müssen sie die ersten Elemente verarbeiten. Jede Pflanze hat ihre Seele. Der Ackerbau ist also ein mörderisches Handwerk. Sie erlaubten es nur ihren Zuhörern zum Vortheil der Auserwählten. Sie theilten sich überhaupt in Auserwählte und Zuhörer. Die ersten durften keinen Ackerbau treiben, nicht einmal Früchte abbrechen. Den leztern war es erlaubt, mit der Versicherung, das Morden sollte ihnen nicht zugerechnet werden, und das hätten sie der Vermittelung jener göttlichen durch das Essen der Auserwählten von ihren Gefängnissen befreyten Lichttheilchen zu danken. Die Vergebung erhielten sie also eigentlich dafür, daß sie die Auserwählten fütterten.„ Augustinus erzählt das alles und macht sich lustig darüber d). Er sagt nichts davon, daß die Manicheer in der Ueberzeugung, ihr Geist komme vom guten Urwesen, das Fleisch vom bösen, "der Meynung waren, man müsse den Leib auf alle nur mögliche Art hassen, entehren, beflecken. Daher die entsezliche Unkeuschheit ihrer Versammlungen." Ueberhaupt sind die Erzählungen von den Manicheern, besonders von ihren eigentlichen Lehren, sehr verschieden. Das kommt vermuthlich daher, weil sie sich von einer Zeit zur andern sehr verändert haben, weil sich ihre gleichzeitige Lehrer nicht alle auf einerley Art auszudrücken wußten, weil ihre Gegner sie unrecht verstunden oder verstehen wollten. Man hat es gut

d) De Haeres. ed. Lamb. Danaei c. XXXXVI fol. 115. Basnage Histoire des Eglises reformées, Tom. I. p. 125. de Meaux hist. des variations, liv. XI. Maimbourg l. c.

gut gefunden, alle manicheischen Schriften aufzuräumen. Auf der einen Seite mag es wohl gut seyn, aber auf der andern Seite ist daraus die Unbequemlichkeit entstanden, daß wir nun nichts recht von ihnen wissen. Aus ihren eignen Schriften hätten wir sie vollständiger und zuverläßiger kennen gelernet. Nach den, von ihnen bey den Kirchenvätern aufbehaltenen, Ueberbleibseln zu urtheilen, scheinen sie im Hypothesenmachen sehr unglücklich gewesen zu seyn. Ihr erster Grundsatz war freylich schon falsch. Aber es wurde immer schlimmer unter ihren Händen. Das soll daher gekommen seyn, weil sie ihn so unphilosophisch anwendeten.

Die eigentliche Unterscheidungslehre der Manicheer von zwey Urwesen ist viel älter, als Manes selbst. Er fand sie schon in Scythians Schriften, die Terebinthus, von ihm Manes erbte. Epiphanius irrt sich wohl, daß er Scythian zu einem Zeitgenossen der Apostel macht und nach Jerusalem mit Aposteln zusammenkommen läßt. Das hätte doch wohl geschehen müssen, ehe Titus Jerusalem eroberte. Und da hätte ja wohl ein Schüler Scythians nicht noch zu Manes Zeiten leben können? Die Lehre von den zwey Urwesen ist lange vorher bekannt gewesen, ehe die Apostel auftraten, Gnostiker, Cerdonianer, Marcioniten und andre Sectirer trugen sich schon lange damit herum, als Manes gar noch nicht bekannt war. Auch sie hatten die Lehre nicht erfunden, nur aus den Schriften der heydnischen Philosophen genommen. Plutarch erzählt das Alter und die Allgemeinheit der Lehre nicht als kalter Geschichtschreiber, sondern als eifriger Bekenner e). An einer andern Stelle sagt er ausdrücklich: Gott müsse seinem Wesen noch immer wohlthun, könne keines seiner Geschöpfe hassen oder gar beschädigen. Das viele Böse auf der Welt leitet also Plutarch aus einer andern Quelle. So haben auch die persischen

e) De Isi et Osiri ed. Francofurt. 1620. p. 369. seq.

sischen Philosophen lange vor den Aegyptern gelehret f). Plutarch will die Lehre gar zu ausgebreitet vorstellen. Er meynt sie in allen öffentlichen Religionsübungen der Barbarn und Griechen zu finden. Die Heyden haben freylich beschädigende Götter geglaubt und angebetet, aber sie haben sich auch einen und ebendenselben Gott als Wohlthäter und Rächer gedacht. Davon zeugen vorzüglich alle griechische Schriften. Auch in Rom war es so: Cicero, Livius und die übrigen besten römischen Schriftsteller machen es gewiß, daß derselbe Jupiter, dem man heute irgend einen erhaltenen Sieg verdankte, zu einer andern Zeit wieder angebetet wurde, daß er aufhören sollte, die Römer zu plagen. Es war wohl hie und da ein Vejovis bekannt, (A. Gellius (g unterscheidet ihn sorgfältig von dem Dúovis) der mehr geneigt war zu schaden, als sich wohlthätig zu erweisen. Aber auch selbst der gute Jupiter, Dijovis, Diespiter blizte.

Plutarch irrte sich auch darinn, daß er glaubte, die Philosophen und Dichter der ältesten Zeiten hätten sich in der Lehre von zwey Urwesen vereiniget. Hatte denn Plutarch seinen Homer, den Vater der Dichter, ihre gemeinschaftliche Quelle, ihr Muster, so vergessen? Homer sezt ja nur einen Gott über die zwo Tonnen, deren eine alles Erdenglück; die andre alles Elend fasset h).

Girac sagt einmal zum Costar: " er (Costar) scheine den Jupiter beym Homer sich zum Muster gesezt zu haben, der aus zwo Tonnen Gutes und Böses zapfte und es, dem Zufall überlassen, der Erde zufliessen liesse." Costar antwortete darauf: i) "Die Vergleichung mit Jupiter macht mir viel Ehre, aber dem gewiß nicht, der sie so verkehrt anbrachte. Homer hat das mit den Tonnen aufgebracht,

f) Diogenes Laërtius in Prooemio, n. 8.

g) Noct. Att. l. V. c. XII.

h) Ἰλιαδ. ω. v. 527.

i) Apologie. p. 225.

gebracht. Plato hat die Vorstellung angeführet, aber nicht gebilligt. Er schilt vielmehr auf jeden Dichter, der so etwas allgemein zu machen suchet, wie auf einen, dessen Betragen gegen die Gottheit sehr strafbar ist, er mag nun Homer oder anders heissen k). Homer (und aus ihm Plato) sagte nicht, Jupiter zapfe Böses und Gutes aus den Tonnen und schütte das ohne alle Wahl, ohne alle Rücksicht und Ueberlegung auf die Erde. Er behauptete nur: Jupiter giesset entweder aus jeder Tonne rein, oder läßt aus beyden Tonnen durcheinander laufen. Daher kömmt es, daß einige Menschen immer und andre nur abwechselnd glücklich oder unglücklich sind.„ An dem Gedanken ist gar nichts wahr. Das Giessen, aus der guten oder bösen Tonne allein, findet auf unsrer Erde gar nicht Statt. Nie ist ein Mensch immer glücklich oder unglücklich. Plato verwirft den Gedanken besonders darum, weil es seinem Gott wesentlich zukömmt, nur wohlzuthun. Daraus schloß er auch, sein guter Gott würke nur auf einen Theil der menschlichen Bestimmungen.

Die manicheische Lehre von den zwey Urwesen ist bey den alten Europeern, noch ehe sie Christen wurden, allgemein gewesen. Auch die Hurden, eine *asiatische* Nation, glaubten zweene Götter, *einen guten* und einen bösen, nur mit dem Unterschiede, daß sie den bösen Gott viel eifriger verehrten, als den guten, der ihnen nicht furchtbar werden konnte l).

Wer die Bibel ganz, oder auch nur mit gewissen Einschränkungen für Gottes Offenbarung hält, dem kann es nicht schwer werden, die manicheische Grundlehre zu widerlegen. Aber ohne die Bibel ist nichts auszurichten. So

k) De Republica, lib. II. p. 605.

l) Helmold. Chron. Slav. p. 53 Vossius de origine Idololatriae lib. I. c.8. p. 280. Wilhelm Müller in der Beschreibung der africanischen Landschaft Fetu, S. 43. Tobias Pfannerus syst. Theologiae Gentil. p. 258.

So stark haben jene geübte Krieger, die alten Philosophen, sich verschanzet. Mit Gründen a priori, mit Schlüssen sind sie nicht so stark, aber sie verlassen sich dafür desto mehr auf ihre von Erfahrungen (a posteriori) hergenommenen Gründe. Wenn es darauf ankömmt, so können sie sich länger halten, und sind fast unüberwindlich. Ich will mich näher erklären. Die deutlichsten und festesten Grundsäze des Denkens machen es gewiß, daß ein von sich selbst, durch sich selbst bestehendes Wesen nothwendig, ewig, einig, allmächtig, unendlich in allen beysammen möglichen Vollkommenheiten seyn müsse. Mit diesem Begriffe läßt sich die Idee von zwey Urwesen gar nicht vereinigen, deren eines so ewig, unabhängig u. s. w. ist, als das andre, deren eines nicht im mindesten gut oder gütig ist und die Würkungen des andern höchst guten oder gütigen hindern kann, so wie im Gegentheil, das gar nicht böse, nicht schädliche Wesen, den äusserst bösen, gefährlichen Gott hindern kann. Der Begrif vom ente perfectissimo vernichtet die Hypothese, läßt nur ein Urwesen aller Dinge zu. Und so wäre denn der Sieg schon erfochten. Aber bey dem Urtheile über eine Hypothese kömmt es fürnämlich darauf an, 1. ob die Hypothese aus wahren, richtig verbundenen Ideen zusammengesezt ist? 2. ob sie sich gut zur Erklärung schwerer Erscheinungen schikket? Läßt sich denn alles, was auf der Erde vorgeht, bequem von einem guten Urwesen herleiten? Wenn ein Manicheer sagen wollte: Es ist alles auf der Erde einander entgegengesezt, schwarz und weiß, Licht und Finsternis, Kälte, Hitze u. dergl. so würden wir Mitleiden mit seiner Schwäche haben müssen. Diese Gegensäze, diese noch so sehr vergrösserte Abweichungen, Unordnungen, Unregelmäßigkeiten der Natur sind Folgen gewisser von Gott in die Körper gelegter Eigenschaften, der unwandelbaren Geseze der Bewegung, können gar nicht zu Einwendungen gegen Gottes Einheit, Untheilbarkeit, Unveränderlichkeit gebraucht werden. Schon allein die causae occa-

 sionales

sionales erklären das nach menschlicher Art gut genung, so lange nur von materiellen Veränderungen die Rede bleibt. Das Universum predigt mit allen seinen Höhen und Tiefen Macht und Herrlichkeit eines Gottes. Nur allein vom Menschen, diesem vornehmsten unter allen sichtbaren Geschöpfen, lassen sich grosse Zweifel wider den einen Gott hernehmen. Und das geht so zu: Der Mensch ist elend und böse. Wie gut wissen das nicht alle aus innerer Ueberzeugung und damit verbundener Erfahrung an sich und andern! Das ist Ueberzeugung und Erfahrung, die schon mit unsern ersten besinnlichen Jahren anfängt und mit unsern zunehmenden Bekanntschaften, Geschäften, Verwickelungen immer weiter, stärker und heller wird. Reisende haben vorzügliche Veranlassungen, fleißig an Bosheit und Elend der Erde zu denken. Ueberall Gefängnisse, Krankenhäuser, Galgen, Bettler, Trümmer einst blühender Städte, nicht einmal die Trümmer mehr! Auch können sich Gelehrte, ohne zu reisen, mitten unter ihren Büchern dringend davon überzeugen. Sie dürfen nur die Geschichtschreiber lesen, alle bekannten Zeiten und Gegenden der Erde vor sich aufführen lassen. Was sehen sie häufiger als Verbrechen und Elend? Aber dieses moralischen und physischen Jammers ist nicht die ganze Geschichte, ist nicht die ganze Erfahrung einzelner Menschen voll. Es ist noch immer und überall viel physisch und moralisch Gutes. Ueberall sind noch Beyspiele tugendhafter, glücklicher Menschen. Und eben diese Mischung des Guten und Bösen macht die Sache so schwer. Eine Erde voll unglücklicher Verbrecher kann mit einem Urwesen bestehen. Mischung des Glückes, der Tugend, mit Laster und Elend machte die manicheische Grundlehre so stark.

Um es sichtbarer darstellen zu können, wie schwer es wird, das falsche System zu zerreissen, wie nöthig wir die Bibel auch in dieser Rücksicht haben, denke man sich einen mündlichen Streit über diesen Punct zwischen Zoroaster

roaster und Melissus m); beyde grosse Philosophen, beyde Heyden! Melissus will nur ein Urwesen annehmen. Er sagt gleich anfangs: Meine Lehre ist sehr zusammenhängend. Ein nothwendiges Wesen kennet keine Gränzen, ist unendlich allmächtig u. s. w. also einzig. Es ist ungeheurer Widerspruch, dem vollkommensten Wesen Güte, Wohlthätigkeit abzusprechen und ihm dagegen die schlimmste unter allen möglichen Eigenschaften, Schadenlust, beyzulegen. Zoroaster würde darauf antworten müssen: Diese Gedanken hängen gut zusammen, und sind in dem Betrachte besser, als die meinigen. Ich könnte hier noch folgende Gedanken nutzen: Der Unendliche muß den Grund alles dessen, was ist, in sich haben. Wohlthätigkeit und Schadenlust müssen würklich in ihm anzutreffende Eigenschaften seyn. Böse Wesen sind in dieser Welt so nöthig, als gute. Höchste Wohlthätigkeit und Schadenlust können nicht in einem Wesen seyn. Folglich muß in der Natur ein wesentlich gutes und ein wesentlich böses Urwesen seyn; den Gedanken will ich nicht nuzzen, will alle deine Sätze zugeben, sie für zusammenhängender erklären, als die meinigen. Aber nun erkläre mir aus deiner Hypothese! Wie geht es zu, daß der Mensch böse, daß er elend ist? In deinen Sätzen wirst du schwerlich einen Grund zu diesen Erfahrungen, der dafür gelten könnte, finden. Ich finde den in meiner Lehre. Hier ist also Sieg auf meiner Seite. Deine Ideen (a priori), deine Schlüsse waren vorher besser, als die meinigen. Nun hat sich das Verhältnis umgekehrt, nun da es auf Erfahrungsbeweise und Erklärungen ankömmt. Das vornehmste Kennzeichen einer guten Hypothese ist, daß sich daraus schwere Fälle leicht und gut erklären lassen. Wenn ich also zwey Urwesen annehme, so bin ich schon dem Ziele nahe, du hingegen, der du nur eines annimst, entfer-

m) Von ihm Diogenes Laertius, B. 9. n. 24. und dazu Menage.

entfernest dich immer weiter vom Ziele. Zoroaster fährt nun fort, dem entscheidenden Puncte näher zu kommen:

"Ist der Mensch Geschöpf eines vollkommen heiligen, mächtigen und guten Gottes, warum muß er denn Frost und Hitze, Hunger und Durst, Krankheit, Verdruß und Schmerz aller Art leiden? Woher die Verdorbenheit des menschlichen Herzens? Woher so viele schon geübte Bosheiten? Kann die höchste Heiligkeit Verbrecher schaffen? Die höchste Güte Unglückliche? Muß nicht die höchste Macht, in Verbindung mit unendlicher Güte, alle Geschöpfe mit Wohlthun sättigen, alles, was gefährlich und schädlich ist oder werden kann, entfernen?" Darauf mußte Melissus aus seinem Systeme antworten: "Der Mensch ist nicht böse, nicht elend geschaffen. Gott sezte den ersten Geschafnen in ein sehr glückliches Verhältnis. Er selbst, der Geschafne, verschloß sein Ohr der Stimme des Gewissens, die ihn nach Gottes Absicht auf die Wege der Tugend und aller Tugendfreuden leiten sollte. Er ist also böse geworden, hat verdienet, daß der eben so gerechte, als gnädige Gott ihn seinen Zorn empfinden ließ. Gott ist also am moralischen Uebel unschuldig. Das physische ist Strafe des moralischen. Eine Art der Bestrafung, die sich von einem höchstgütigen Wesen sehr wohl denken läßt. Sie ist nothwendige Folge einer Eigenschaft, der Gerechtigkeit nämlich, welche Gott eben so wesentlich ist, als seine Güte." Vernünftiger kann Melissus nicht antworten. Das ist alles würklich schön und wahr. Aber diese Antwort, so gut sie auch ist, läßt doch noch schimmernde, blendende Gegenantworten zu. Zoroaster konnte fortfahren: "Ist der Mensch Geschöpf eines unendlich gütigen, heiligen Urwesens, so muß er nicht nur ohne Sünde, er muß auch ohne allem Hang dazu geschaffen seyn. Schon der Hang, die überwiegende Neigung läßt sich von einem so vollkommnen Wesen nicht herleiten. Also bleibt nur dieser einzige Ausweg übrig: Der Mensch, so wie er von Gott kam, hatte nur allein das Vermögen,

sündigen

sündigen zu können, sich auf die schlimme Seite neigen zu können. Er ist dahin gesunken, und hat sich also selbst zum Verbrecher gemacht und durch sein Verbrechen moralisches, durch das moralische, physisches Elend auf die Erde geführet. Wie ist es aber begreiflich, wie ist es möglich: 1. daß ein nicht von sich selbst entstandenes Wesen doch aus sich selbst Würkungen hervorbringen kann, zu welchen ihm keine Anlage mitgegeben war? Wie konnte der von Gott dem Menschen mitgegebne freye Wille sich eine ganz veränderte neue Richtung geben? Mußte nicht dieser Wille dahin gerichtet bleiben, wo er hinstand, als Gott ihn werden ließ? 2. Hat Gott vorhergesehen, daß seine Menschen ihren freyen Willen mißbrauchen würden? Wer das bejahet, dem erwiedert Zoroaster: Es scheint ja klare Unmöglichkeit zu seyn, daß irgend etwas, das von ganz unbestimmten Ursachen einzig und allein abhängt, vorhergewußt werden kann. Allein gesezt, Gott hätte die Versündigung seiner Menschen vorhergesehen, hätte Gott sie denn nicht auch hindern müssen? Wie reimt sich das, wenn ein unendlich weises, gütiges, mächtiges Wesen die Einführung des moralischen Uebels hindern konnte, es dennoch zuläßt, noch dazu, wenn es nach dieser Zulassung schwere, viele Strafen über sein eigen Geschöpf verhängen muß. Hat Gott Versündigung der Menschen nicht gewiß vorhergesehen, so muß er sie sich doch als möglich wenigstens gedacht haben. Wenn er denn im Fall der würklich erfolgenden Versündigung seine väterliche Güte aufgeben, seine Kinder höchst elend machen, als strenger Richter gegen sie verfahren mußte, so hätte er seine Menschen eben so zur moralischen Güte bestimmen sollen, wie er sie sie einst zum physischen Wohlstande bestimmte. Er hätte nur den menschlichen Seelen alles Vermögen zu sündigen nehmen können, so wie er einst alle Empfänglichkeit für physische Leiden daraus entfernete. Das ist gewiß sehr deutliche, zusammenhängende, wahre Gedankenfolge, wie sich das vollkommen gute Wesen

sen gegen den Menschen hätte nehmen müssen. Macht es sich doch schon der so sehr um und um begränzte gütige Vater unter Menschen zur Pflicht, eben deswegen, weil er so gütig ist, wenn er seinen Kindern was schenket, allen schlimmen Gebrauch, den sie davon machen können, so viel an ihm ist, zu verhüten! Wie vielmehr muß die unendliche, alles vermögende Güte den Mißbrauch ihrer Geschenke hindern! Wie vielmehr mußte sie dem Menschen alle Freyheit des Willens versagen, ihn zum Guten lenken, bestimmen, oder wenn sie ihm diese Freyheit gab, wie mußte sie nicht immerfort mit der größten Sorgfalt seine Versündigung hindern!"

Auf diese Gedanken kann Melissus wohl allerley antworten; aber für alle seine Antworten sind immer eben so starke Gegenantworten bereit, und damit wird also nichts entschieden. Will er dem Zoroaster seine beyde Urwesen zugeben, so wird er ihn zwar anfangs verlegen machen, aber um Entscheidung sieht es doch noch weitläuftig aus. Zoroaster wird bis zum Chaos hinaufsteigen. Das ist ihm unter den beyden Urwesen ein Verhältnis, wie sich Thomas Hobbes den Stand der Natur vor aller geselligen Vereinigung dachte: "Im Stande der Natur ist jedermanns Hand wider jedermann. Wer sich irgend einer Sache zuerst bemächtigt, dessen ist sie. Keiner hat Eigenthum, wenn es ihm nicht überlegne Macht oder List schenkte. Dem Stärksten gehöret alles. Um aus diesem Gewirre zu kommen, entsagen alle ihren Rechten, Ansprüchen auf alles, und wünschen dafür etwas für sich zum Eigenthume zu besitzen. Sie vergleichen sich darüber, machen Frieden." Eben so wurden die beyden Urwesen n) der grossen, langen Unordnung müde; eines war immer

n) Sed quis erit modus aut quo nunc certamine tanto?
quin potius pacem aeternam pactosque hymenaeos
exercemus? — — — — —

Comm-

immer dem andern im Wege. Sie wurden zu einem Vertrage einig, gaben sich nach, räumten sich einander Freyheiten ein. Beyde hatten an der Schöpfung des Menschen Theil, auch an der Seele des Menschen und den Gesetzen, nach welchen sie denket und will. Dem guten Urwesen blieb die Freyheit, tausend Quellen der Freude für die Menschen zu öfnen, und es mußte dagegen — Zubereitung vieles Jammers zugestehen. Dafür, daß es in die überwiegende Grösse moralischer Verdorbenheit auf der Erde willigen mußte, wird es durch eine andre Reihe von Geschöpfen, bey welchen gerade so viel mehr Tugend und weniger Laster ist, schadlos gehalten. Wenn auf dieser Erde einige Menschen mehr elend, als glücklich sind, so wird ihnen das in einem andern Verhältnisse wieder gut gemacht. Was sie nicht als diese Menschen hatten, das werden sie, als andre Wesen haben o). Durch diesen Vergleich und dem zufolge hat sich das Chaos entwickelt. Eine Entwickelung, bey welcher sich das Chaos leidend und beyde einig gewordene Urwesen würkend verhielten. Das gute Urwesen, folgerte Zoroaster, hat also nicht mit gutem Willen den Menschen so böse, so jammervoll werden lassen, sondern das erst, nachdem es sich den fürchterlichen Entwürfen des bösen Urwesens nicht mehr widersetzen konnte, nachdem schon alles versucht war, so geschehen lassen. Hier konnte Zoroaster, um seine Hypothese weniger anstößig darzustellen, alles manicheische Gewäsche von grossen Kriegen, einzelnen Treffen, Gefangnen, Verwundeten u. s. w. aufgeben, verwerfen, weglassen.

Communem hunc ergo populum paribusque regamus auspiciis!

Aeneidos lib. IIII v. 98 sq.

Hanc Deus et *melior* litem *natura* diremit.

Ov. Metamorph. lib. I. v. 21.

o) Die meisten Bekenner zweyer Urwesen glaubten Seelenwanderung.

lassen. Beyde Urwesen — mehr brauchte Z. nicht — wußten mit Untrüglichkeit, daß sie nur gewisse Bedingungen von einander würden erhalten können. Sie haben also von Ewigkeit her den (virtuellen) Vergleich getroffen.

Es lassen sich noch einige wichtige Einwendungen gegen Zoroaster austreiben. Doch wird es ihm nicht leicht an Ausflüchten fehlen. Und wenn er nun zulezt die Hypothese des Melissus gründlich widerlegt zu haben glaubt und eine bessere fodert, was ist dann mit ihm anzufangen? Der menschliche Verstand bekenne hier seine Schwäche. Niederreissen kann er wol? auch wieder aufbauen? Zweifel kann er wohl austreiben, sich auf alle Seiten drehen, den Streit verwirren, verewigen, aber das ist auch alles, was er kann!

Die Theologen sagen von der mosaischen Oeconomie: Sie war bestimmt und geschickt, der jüdischen Nation ihre Unwürdigkeit und Strafwürdigkeit, die Nothwendigkeit eines Messias und Gnadengesetzes nahe zu bringen. Ein Zuchtmeister (Hinweiser) auf Christum! das läßt sich mit einiger Veränderung auf das Licht der Natur anwenden. Es ist sehr geschickt, den Menschen, mit seiner Unwissenheit und Ohnmacht bekannt, nach einer höhern Weisheit und Kraft begierig zu machen. Dieses höhere Licht und Vermögen hat und schenket die Offenbarung. In ihr, durch sie ist die Lehre von zwey Grundwesen ganz vernichtet, mit allen ihren Labyrinthen vernichtet; so fein sie auch ein Zoroaster verwirren kann. Da finden wir den einigen Gott mit allen seinen Vollkommenheiten, den Fall der ersten Menschen mit allen seinen Folgen. Nun beweise man uns mit noch so vieler Verschwendung von Gedanken und Worten: in der Schöpfung eines unendlich heiligen, gütigen und mächtigen Wesens könne unmöglich moralische Verdorbenheit herrschen: wir antworten: Es ist doch würklich so, und muß also wol sehr möglich seyn. Gegen Facta gelten keine Schlüsse. Ist auch irgend ein Schluß richtiger, unbezweifelter, als der vom Seyn

aufs

aufs Seyn können? Die Manicheer merkten recht gut, wie ihnen die Bibel widerspricht. Sie wollten auch deswegen nichts vom A. T. wissen. Doch können Rechtgläubige schon aus dem, was sie von der Bibel annahmen, die stärksten Waffen wider sie hernehmen. Auf diese Art ist es leicht, den Manicheer niederzuschlagen. Sonst bleibt es immer äusserst schwer. Und ich kann es wiederholen, daß kein heydnischer Philosoph mit einem Bekenner der zwey Urwesen auskommen konnte, vorausgesezt, daß beyde Streitende ohngefähr gleich starke natürliche und erworbene Streitkräfte hatten p).

Pabst Leo der erste hat mit kaiserlicher Unterstützung den Manicheern harte Stösse beygebracht. Es waren schon Manicheer in Rom, als Augustinus dahin kam, im J. 383. Augustinus wohnte bey einem und gieng oft mit Anhängern dieser Secte um. Als der Vandalen König Genseric im J. 439 Carthago eroberte, verwüstete, da kamen die meisten Manicheer aus Africa, mit den Rechtgläubigen zugleich, nach Italien, vorzüglich nach Rom. Maimbourg q) erzählt, wie sich Leo gegen sie nahm: "Er wünschte diese Secte allgemein verhaßt zu machen, veranstaltete eine Zusammenkunft von den benachbarten Bischöffen, vornehmsten Stadtgeistlichen, einigen Rathspersonen, Adelichen und Bürgern. Dazu bat er (oder zwang) der vornehmsten Manicheer einige, dahin zu kommen. Sie mußten von ihren heimlichen Versammlungen, Gebräuchen, von ihren Geistlichen und allen Mitgliedern ihrer Secte Rechenschaft geben. Es wurde alles niedergeschrieben. Leo benachrichtigte bald darauf in einer Predigt das Volk davon, sagte: sein Gewissen dränge ihn, alle Mitglieder einer so schändlichen, verderblichen Secte anzugeben. Jeder solle sich eifrig und wachsam

p) Hier fehlt vieles, was in den Artik. Marcioniten und Paulicianer nachgeholet wird.

q) Hist. de St. Leon, liv. I. p. 14.

sam gegen diese allgemeinen Feinde beweisen. Wer sich würde träge finden lassen, der müßte diese äusserste Strafbarkeit vor dem Richtstuhle J. C. schwer verantworten, auch wenn er nie den geringsten Theil an den Irrigen selbst oder an ihren Irrthümern genommen hätte. Leo selbst gab sich ausserordentliche Mühe, die Manicheer aufzujagen, und das Volk war ihm so sehr zur Hand, daß nicht leicht einer verborgen bleiben konnte. Rom wurde, dem Scheine nach, frey von der Pest. Viele Manicheer waren so innig von Leo's gewaltigen Ermunterungen beweget, daß sie sich von ganzem Herzen zur rechtgläubigen Kirche bekannten, öffentlich die Ketzerey des Manes abschworen, seine Lehren und Schriften nach gewissen Formularen verfluchten und sich zu gewisser ihnen aufgelegter Busse hergaben. Wer hartnäckig war, nicht abschwören wollte, der wurde — so war es Befehl und Gesez vom Kaiser — des Landes verwiesen. Weil viele geflüchtet waren, so ließ Leo an alle Bischöfe in Italien und in den Provinzen ein Circulare ausgehen, in welchem er ihnen den ganzen Proceß erklärte, wie er mit den Manicheern in Rom geführet war, und sie auffoderte, den Flüchtlingen hart zu fallen, ihnen nirgend in den Kirchsprengeln, wohin sie würken könnten, bleibende Stäte zu gönnen, alles mit dem Zusatze: Sie würden sich unverantwortlicher Sünden schuldig machen, wenn sie sorglos bey der Entdeckung und Verjagung dieser Ketzer verfahren würden. Jedes räudig gewordene Schaaf von ihrer Heerde würde wider sie zeugen am Tage des Gerichts u. s. w. Valentinian III. gab ein Edict heraus, in welchem er alle Verfügungen seiner Vorfahren gegen die Manicheer billigte, bestätigte; sie für unehrlich erklärte, aller Würden, auch der Kriegsdienste unfähig, sie sollten nichts vermachen, gar keine Unterhandlungen, Verträge schliessen können. Niemand sollte einen Manicheer bey sich hegen. Wer einen wüßte, sollte gleich ihn angeben, daß er unverzüglich zur Bekehrung oder Strafe könnte gezogen werden.

ben. Justinian und Justin beschlossen gar Todesstrafe über die Manicheer r). Und das half denn für die römischen Staaten ungemein. Doch war die Secte nicht ganz ausgerottet, wie wir in der Folge sehen werden.

Marcioniten, Schüler und Nachfolger eines gewissen Marcion, der im zweyten Jahrhunderte lebte. Er war zu Sinope in Paphlagonien gebohren. Sein Vater war ein guter, frommer Bischof. Der Sohn gab sich zum Klosterleben her, aber hielt die Regul der Enthaltsamkeit schlecht: denn ein Mädchen wurde schwanger von ihm. Sein Vater züchtigte ihn stark dafür, excommunicirte ihn und ließ sich nachher weder durch seine Bitten, noch Busse bewegen. Marcion, das Mährchen der Stadt, gieng also heimlich davon und nach Rom. Die Zeit seiner Reise nach Rom und der Anfang seiner Bekanntwerdung durch Lehren, läßt sich bey den grossen Verschiedenheiten und Widersprüchen der Kirchenväter a) nicht bestimmen. Marcion konnte nicht in der römischen Kirche mit ankommen. Seiner Irrlehren halber nahmen sie ihn ungerne auf und verstiessen ihn bald wider. Er

r) Manichaeo in loco romano deprehenso caput amputare, Codic. Just. L. I Tit. V. l. II.

a) — — — a quo

Pio suscepit Anicetus ordine sortem

sub quo Marcion hic veniens nova Pontica pestis.

Tertullian. adv. Marcionem.

Das wäre nach Wettstein (Notis in Origenis Dialogos contra Marcionitas, p. 3. ed. 1674.) unter Antonino Pio ums Jahr 154. Epiphanius läßt ihn nach des P. Hygini Tode kommen, d. i. nach Baronii Rechnung ums Jahr 157. Tertullian de praescriptione c. XXX. Henrich Valesius in seinen Anmerkungen zum Eusebius, und Lambert Daneau in seinen Anmerkungen zum Augustinus, wo er vom Marcion spricht, setzen das weiter aus einander.

Er versprach denn immer wieder Besserung. Aus Verdruß nahm er sich endlich vor, selbst Anführer und Haupt einer Secte zu werden. In der Absicht nahm er bey Cerdon Unterricht, und um seine vom Cerdon entlehnten Hauptsätze von den zwey Urwesen desto besser durchsetzen zu können, legte er sich auf stoische Philosophie und besonders auf Dialectik. Er hatte bald viele Nachfolger; Sie erhielten sich nicht allein, als er schon todt war, sondern breiteten sich auch überall aus und waren den Orthodoxen überall, wo sie nur konnten, sehr beschwerlich, vernichteten ihre Kirchen. Also mußte natürlich der weltliche Arm wider sie gerüstet werden, als das römische Reich unter christliche Oberherrschaft kam. Und doch giengen noch Jahrhunderte hin, ehe selbst dieses kräftige Mittel recht anschlagen wollte. Die Secte freute, rühmte sich des Märterthums. Marcion selbst soll in einer sehr guten Verfassung und für seine Lehren mit weniger Heftigkeit eingenommen, als seine Nachfolger, gestorben seyn. Was von dem manicheischen Systeme gilt, das gilt auch von dem seinigen. Er wußte die Haupträder in seiner Maschine nicht recht zu drehen, ließ sich auf schlecht ersonnene besondere Erklärungen ein, verwickelte sich, und damit erleichterte er selbst den Orthodoxen die Mühe, ihn und seine Nachfolger fassen, verwirren zu können, ungemein. Hätte irgend ein solcher Kopf, wie Cartesius war, die Hand mit im Spiele gehabt, das System der Dualität wäre gewiß nicht so leicht zu vernichten gewesen, als es die Orthodoxen jener Zeiten vernichtet haben, vernichten konnten. Sie hatten es nur mit einem Cerdon, Marcion, Apelles, Manes zu thun, und diese Leute wußten ihre Vortheile nicht zu nutzen. Sie mußten das Evangelium nicht annehmen, mußten sich nicht auf so viele Erklärungen einlassen, die ihnen in der Folge so viele Beschwerden verursachten. War das nicht lächerlich? Sie sagten: Jesus sey würklich auf die Erde gekommen, aber nicht mit einem wahren menschli-

chen Körper, und das erklären sie daher, weil Fleisch, Körper nicht Geschöpf des guten, sondern des bösen Urwesens ist. Wenn sie sich nun über solche Puncte mit solchen Gründen zum Streit einliessen, so waren sie leicht verlohren. Von der ganzen Schwäche ihrer Einwendungen zeugen die Dialogen des Origenes b) gegen die Marcioniten am lautesten. Sie, die Marcioniten, dehnten ihre Bedenklichkeiten über die Entstehung des Bösen nicht weit genung aus. So bald einer antwortete: das Böse ist durch den Mißbrauch der menschlichen Freyheit gekommen; so hatten sie nichts mehr zu antworten, oder wenn sie höchstens etwas von göttlicher Vorhersehung des verderblichen Mißbrauches sagten, so waren sie doch wieder mit der ersten Antwort, so schwach sie auch im Grunde seyn konnte, zufrieden. Origenes sagt nur: **Ein verständiges Wesen ohne Freyheit wäre unveränderlich, unbeweglich, unsterblich; wie Gott, gewesen.** Gleich verstummten die Marcioniten. Konnten sie denn nicht diese so nahe Frage zur Antwort nehmen: Sind denn die Seeligen, weil sie Unveränderlichkeit, Unsterblichkeit besitzen, sind sie, wie Gott? Origenes durfte die Frage nicht bejahen. Also konnten sie schliessen, wird ein Geschöpf darum nicht, wie Gott, weil es zum Guten bestimmt ist, keine Freyheit zum Bösen mehr hat. Du Origenes, hast also unsre Behauptung gar nicht verstanden, oder doch gewiß nicht widerleget. Wir fragten, warum, oder wie Gott, da er die Versündigung seiner Menschen vorhersah, wenn sie frey blieben, sie dennoch frey lassen konnte, warum er sie nicht auf die gute Seite lenkte, zog, bestimmte? Du Origenes! antwortest, als ob du gefragt wärest: warum Gott nicht seine Menschen eben so unveränderlich, unsterblich gemacht hat, als er selbst ist? Und davon ist gar nicht die Rede gewesen.

Basilius

b) Wettstein gab sie zu Basel 1674 zuerst griechisch heraus.

Basilius M. antwortet eben so schwach und fehlerhaft c): "Gott wollte nicht, daß wir ihn gezwungen lieben sollten. Glauben wir nicht selbst von unsern Bedienten oder Kindern, daß sie es nur dann erst recht gut mit uns meynen, wenn sie thun, was wir wünschen, ohne an unsrer Kette zu liegen? Tugend ist eine Tochter der Freyheit, nicht des Zwanges." Basilius sagt nicht ein Wort von den Seeligen im Himmel. Bey ihnen findet Gott ihm wohlgefällige Verehrung und Liebe. Doch sind die Seeligen nicht mehr im Besitze des freyen Willens. Ihnen ist das traurige Vorrecht, sündigen zu können, genommen. Sind sie darum sclavisch gehorsam, weil sie müssen? Wenn Basilius diese Parallele zwischen Knechten und nicht moralisch freyen Menschen immer weiter durchführet, so ist das ein Zeichen, wie stolz er darauf war, wie wenig er wichtige Gegenantwort zu fürchten hatte, wie man an die Verhältnisse der Seeligen, der Verklärten gar nicht dachte! Wären jene Marcioniten so geübte Streiter gewesen, als es die religiösen Krieger neuerer Zeiten sind, sie hätten gewiß da erst angefangen, wo jene schon aufhörten. Gleich anfangs würden sie auf Origenis lezte Verschanzung ihren Angrif gewaget haben, und mit zween oder drey Syllogismis hätten sie Origenes und jeden andern an seiner Stelle zum Geständnis gezwungen, er verstehe sich selbst nicht. Er halte die Auflösung der ganzen Frage für Abgrund der unerforschlichen Majestät des Herrn und Schöpfers, in welchem sich unsre denkende Kraft verlieren würde, wenn sie nicht der Glaube noch hielte. Dieser ist der einzige, eigentliche Anker. Offenbarung ist das eigentliche Zeughaus, aus welchem wir alle Waffen gegen solche Leute herzunehmen haben. Nur allein auf diesem Wege läßt sich das, dem Guten entgegenstehende, böse Urwesen entfernen. Verlegenheit aller Art umgiebt uns, wenn wir ohne Offenbarung das göttliche

c) Tom. I. in homil. quod Deus non sit auctor mali, p. 369.

liche Verhalten, bey der Zulassung der ersten menschlichen Versündigung, aus einander sezen oder gar vertheidigen sollen. Alle angenommene christliche Hypothesen darüber geben Blössen. So lange mit ihnen angegriffen wird, sind sie stark genung, aber, wenn sie einen Angrif abhalten, vertheidigt werden sollen, so ist alles aus. Unsre Ideen sind zu undeutlich, als daß wir den Streit auch nur verewigen, in die Länge ziehen könnten, gleichen solchen Fürsten, die ihre Grenzen nicht vor Ueberfall sichern und doch selbst frembdes Gebiete überfallen können. Also, noch einmal, Marcion und seines gleichen haben die schwache Seite ihrer Gegner nicht gekannt, nicht zu nuzen gewußt. So wie Basilius gegen sie stritt, durften sie ihn nur, wie wir schon oben gesagt haben, auf die Seeligen hinweisen. Und auch diese hohe Aussicht war nicht einmal nöthig. Schon das Verhältnis guter Menschen auf der Erde konnte dazu hinreichen. Durch die Gnadenwürkungen des heiligen Geistes gerufen, geleitet, gestärket lieben Kinder Gottes auf der Erde ihren Vater im Himmel auf ihrer irrdischen Wanderschaft zum himmlischen Vaterlande, und würken gute Werke. Das konnte weder Basilius noch irgend ein andrer Kirchenlehrer, der auch nicht den strengsten Lehrbegrif von der Gnade hatte, leugnen. Erniedrigt denn diese Gnade jeden Glaubigen zum Sclaven? Zeugt sie erzwungenen Gehorsam? Können sie darum ihren Gott nicht mit freyer Aufrichtigkeit lieben? Waren nicht die Gegner der Marcioniten in der Verlegenheit, diese Fragen bejahen zu müssen? Oder wollten sie sie verneinen? Was folgte daraus? was so unmittelbar und natürlich, als: "Gott kann seine Geschöpfe, ohne sie deswegen zu Sclaven zu machen, auf die gute Seite so hinlenken, daß sie gar nicht auf die entgegengesezte Seite sich verlieren können." Die Sünde ist also nicht daher gekommen, daß Gott den Menschen nicht hätte daran hindern können, ohne Freyheit des Willens aufzuheben. Sie muß anderswo herkommen. Wa-

her denn? "Es ist unbegreiflich, wie die Kirchenväter diese schwache Seite ihrer Antworten nicht gefühlt und ihre Gegner sie nicht genuzt haben. Freylich war damals noch nicht alles so durchgeknetet, wie im sechszehnten oder 17ten Jahrhunderte. Aber die erste Kirche dachte sich doch schon Freyheit und (würksame) Gnadeneinwohnung ausdrücklich beysammen. Noch jezt bekennen die strengsten christlichen Partheyen, daß kein göttlicher Rathschluß des ersten Menschen Versündigung nöthig machte, und daß die allerkräftigste Gnade dem sündigen Menschen noch Freyheit übrig läßt. So konnten denn auch göttliche Rathschlüsse, durch welche der Mensch beständig, unveränderlich gut gehalten wurde, so unbedingt sie auch waren, dennoch freye menschliche Pflichtleistung zulassen. Bey den Thomisten macht selbst die physische Vorherbestimmung unsre Seelenfreyheit vollkommener, hebt sie nicht auf, verletzet sie nicht, und doch erklären sie diese Vorherbestimmung so, daß wenn sie Liebe bestimmt hat, aller Haß nicht denkbar, nicht möglich ist. Wenn ich mein Urtheil über das alles sagen soll, so ist es dieses: Solche Leute begriffen es gewiß selbst nicht, wie die Seelenfreyheit eines Geschöpfes, durch eine physische, schon vor der ersten Würksamkeit der Seele, feste Vorherbestimmung vollkommener werden kann. Sie mögen es nun verstanden oder nicht verstanden haben. So viel ist gewiß! Die Widerlegungen Basilii und Origenis und ihrer Zeitgenossen sind weder stark noch wahr genung. Molinisten und ihres gleichen müssen solche Gründe nicht nachbrauchen. Sie lehren ja göttliche Gnadenwürkungen, die unwiderstehlich sind. So müssen sie auch nicht leugnen wollen, daß Gott Menschen, die immer frey und doch in den stärksten Versuchungen rein geblieben wären, hätte schaffen können.

Zur Berichtigung des Moreri merke man:

1. Sinope

1. Sinope, Marcions Geburtsstadt, lag in Paphlagonien, ist zu unterscheiden von einer andern Stadt gleiches Namens am Pontus Euxinus.

2. Marcion ist würklich unter die Christen in Rom aufgenommen gewesen d).

3. Marcion hat sich nie für'm Messias ausgegeben, für einen zur Abschaffung des Gesetzes vom Himmel aufgestellten Gesandten. Das hat Moreri wohl auf einige undeutliche Aeusserungen beym Baronius geglaubt e).

Nestorius wurde von seinem Bisthume in Constantinopel auf einem Concilio zu Ephesus 431 als Ketzer abgesezt. Nach seinem eignen Berichte a) gieng das so zu: "Er bemerkte zu Constantinopel, daß viele da die reine Lehre verfälschten, indem sie nämlich nahe an die Irrthümer des Arii und Apollinaris grenzten. Er wollte sie mit einer feinen Wendung zurechte bringen, und weil sie zum Theil die Vereinigung beyder Naturen, als Verwirrung, Vermischung vorstellten, der Maria Entstehung, Hervorbringung, der göttlichen Natur zuschrieben, und also die göttliche Natur in die menschliche verwickelten, verwandelten und in diesem Verstande Maria Mutter Gottes nannten, so sagte Nestorius: Der Ausdruck ist uneigentlich, kann aber doch bleiben, weil der Mensch Jesus und der Logus sehr innig vereinigt sind. Nur müsset ihr den Ausdruck nicht so nehmen, als ob Maria würklich Mutter des Logus wäre. Denn das läßt sich gar nicht wahr machen. Den Cyrillus b) lobt Nestorius, insoferne er die beyden Naturen von einander unter-

d) Tertullianus de Praescriptione, c. XXX.

e) Baronius Annal. ad. a. 146. n. 9. p. 117. ed. 1597. Anvers.

a) In einem Briefe an den Bischof Celestinus in Rom bey Dü Pin Bibliotheque des A. E. Tom. III. Part. II. p. 278. holländischer Ausgabe.

b) In einem Briefe an ihn, bey Dü Pin, a. angef. O.

unterschieden hat, aber doch tadelt er ihn hernach wegen Verfälschung der Lehre, indem er nämlich die göttliche Natur sterblich und leidend vorgestellet hatte. Da gesteht Nestorius, daß beyde Naturen vereinigt sind, aber leugnet, daß man deswegen Eigenschaften der einen auch der andern beylegen könne, und behauptet, so oft in der Bibel vom Leiden und Sterben Jesu die Rede sey, eben so oft müsse an die menschliche, nie an die göttliche Natur dabey gedacht werden. Cyrillus erklärt dagegen, Nestorius gebe zwar zu, der Logus sey Mensch geworden, sey zugleich mit dem Menschen Jesu im Leibe der heil. Jungfrau gewesen, aber dagegen leugne Nestorius, daß eben dieser Mensch auch göttlicher Natur sey. Nur der Mensch ist ihm gestorben und auferstanden. Cyrillus legt sein Bekänntnis darauf ab: "Ich glaube, der Logus war unsterblich, das Leben selbst. Doch hat er sich zum Menschen gemacht, hat sich mit einem beseelten menschlichen Körper vereinigt, hat an seinem Fleische gelitten, wie die Bibel sagt, hat also selbst gelitten, weil sein Fleisch gelitten hat, ob er gleich für sich keiner Leiden empfänglich ist Der Logus ist auch auferwecket, weil sein Leib auferwecket ist. So nicht Nestorius, er sagt: Der Leib des Menschen Jesu ist auferstanden, der menschliche Leib wird im Abendmahle dargereichet. Ich hingegen glaube, daß Fleisch und Blut des Logus auferstanden sey, im Abendmahle dargereichet werde u. s. w." Aus diesen eignen Erklärungen beyder Männer erhellet, daß es eigentlich nur Wortstreit zwischen ihnen war. Cyrillus wollte nicht behaupten, der Logus ist als Logus gestorben — er gesteht ja selbst, daß der Logus gar nicht leiden kann. Er verlangte nur, man könne wegen der Vereinigung beyder Naturen und hernach erfolgten Tödtung und Auferstehung, sagen: der Logus ist gestorben und auferstanden. Also stritten sie sich nicht über die Sache, sondern über die Art des Ausdrucks. In dem Hauptsatze sind sie einig, der Logus, als Logus, kann nicht von Maria gebohren, nicht am Kreuze gestor-

ben

ben seyn, aber er hat sich mit einem unter dem Herzen der heiligen Jungfrau gebildeten Menschen vereinigt, der hernach ans Kreuz geschlagen ist. Nun frägt es sich: ob dieser Vereinigung zufolge jene Ausdrücke gebraucht werden können oder nicht? Nestorius sagte nein, denn er fürchtete schlimme Folgerungen aus diesen Benennungsarten. Cyrillus sagte ja, denn er fürchtete die Verwerfung dieser Ausdrücke. Nach der Liebe zu urtheilen, waren sie beyde rechtglaubig, beyde von frommen Eifer beseelet. Nur wußten sie sich unglücklicherweise nicht recht auszudrücken und konnten sich einander nicht verstehen. Wer der Sache eine boshafte Wendung geben will, der kann auch sagen: Sie haben sich recht gut verstanden. Nur, da sie einmal gegen einander auf den Kampfplatz getreten waren, war ihnen das Geständnis der Richtigkeit ihres Streites zu empfindlich. Lieber arbeiteten sie muthig fort. Einer kann die ganze Lehre von der wesentlichen Vereinigung beyder Naturen behalten, und doch die Benennung Mutter Gottes verwerfen. Denn der Name giebt Unglaubigen c) Stoff zu spotten, und ist, genau zu reden, falsch. In der Minute der Empfängnis kann sich ein Engel mit einem menschlichen Leibe so vereinigen, daß der Engel und der menschliche Leib hernach eines sind, wie Leib und Seele Adams ein Mensch wurden. Soll die Frau, welche das mit dem Engel vereinigte Kind unter ihrem Herzen getragen hat, deswegen Mutter des Engels heissen? Nein, sie ist nur Mutter des mit dem Engel vereinigten Menschen. Eva war wohl Abels Mutter, aber nicht Mutter seiner Seele. Eben so war Maria wohl Mutter Jesu Christi, aber nicht Mutter des Logi, der mit seiner Vereinigung den ganzen

c) Si Saturnus est Deus, patrem quoque eius coelum esse deum confitendum est. Quod si ita est, coeli quoque parentes dii habendi sunt, aether et dies eorumque sorores et fratres, qui a Genealogis antiquis sic nominantur: dolus, amor, cet. Cicero de Nat. D. lib. III. c. XVII.

ganzen Jesum ausmachte. Wer also sagt: Maria ist Mutter J. C. aber nicht Mutter Gottes, der leugnet darum die wesentliche Vereinigung nicht. Er will sich nur philosophischer, genauer ausdrücken, nicht so unbestimmt, wie der grosse Hause, nicht so synecdochisch, wie Dichter und Redner. Nestorius hat es darinn versehen, daß er nicht erst seines Gegners eigentliche Meynung von dem Ausdrucke Mutter Gottes erwartete. Cyrillus darinn, daß er sich nicht erklärte. Sie hätten sich nur gute Definitionen geben dürfen, und der Kirche hätte viel Unruhe können erspåret werden. Tausend Streitigkeiten von der Art wären nicht geführet, oder hätten sich doch bald verlohren, so bald sich nur die streitenden Partheyen recht hätten verstehen und erklären wollen. Verehrung, Anbetung der Maria war doch immer zu besorgen, man mogte sie nun Mutter Gottes oder anders nennen. Die ausschweifendste Andacht ist wohl nie darauf gefallen, daß Maria dem Logo, als Logo, sollte Wesen und Leben gegeben haben, wie es die Erdenkinder von ihren Müttern haben. Bey scharfen Folgerungen sowohl aus dem Namen Mutter J. C. als aus dem: Mutter Gottes, kam es allemal bald auf Verehrung der heiligen Maria hinaus. Man hat wohl eher gesagt. Ohne Nestorius wäre diese Abgötterey nie in der Welt ausgebreitet. Aber das ist wohl nicht richtig. Nestorius war im Grunde rechtglaubig, war damit zufrieden, daß man die Maria immerhin Mutter Gottes heissen mögte, nur sollte man die vom Cyrillus unterstüzten apollinarischen Irrthümer verwerfen. Cyrillus und Nestorius haben zufälligerweise gleich viel zur Vergrösserung der heiligen Maria beygetragen. Sie stritten sich zwar eigentlich gar nicht über die Anbetung, und gesezt, es wäre damals schon dergleichen rege geworden, so wollte Nestorius das nicht abgeschaft und Cyrillus das nicht erweitert haben. Sie waren nur Speculanten. Dem einen war bange, man mögte die beyden Naturen zu sehr verwechseln, dem andern,

man

man mögte die menschliche Natur zu sehr von der göttlichen trennen, unterscheiden. Die vernünftigsten Sprecher über diesen Punct, auch unter Catholicken d), klagen Nestorius nicht darüber an, daß er den Mariendienst habe umstossen wollen. Er ließ ja den Grund stehen. Der Grund ist dieser: Gott hat es im Himmel gemacht, wie es ein weltlicher Wahlkönig zu machen pflegt, der seine Mutter, so schlechter Herkunft sie auch ist, als eine königliche Mutter angesehen wissen will, so, daß ihr keine ihrer Bitten abgeschlagen werden soll. Eine solche Frau wird, zugleich mit ihres Sohnes Erhebung, grösser, als alle Damen, Herzoginnen und Prinzessinnen des ganzen Reiches. Man erweißt ihr grössere Ehre, als allen übrigen Unterthanen. Man bemüht sich nicht, erst zu untersuchen, ob sie auch Mutter der Seele des Königs ihres Sohnes ist. Sie wird als Mutter des Regenten angesehen, und als einer solchen wiederfährt ihr alle der hohen Stuffe eigenthümliche Ehre. Wendet das auf Nestorius an! Er wollte lieber Mutter J. C. als Mutter Gottes sagen. Da behielt er ja doch den eigentlichen Grund der Verehrung. Denn die Mutter J. C. ist Mutter eines solchen Sohnes, dem nach Matth. XXVIII. 18. alle Gewalt gegeben ist im Himmel und auf Erden, der ein Herr über alles, über Menschen und Engel ist. Hat Gott also gewollt, die Maria sollte Königinn Mutter seyn, sollte im vollen mütterlichen Verhältnisse gegen ihren Sohn stehen, so ist sie eben dadurch grösser, als alle Geschöpfe, kann den Menschen so viel Geschenke machen, als sie will. Konnte Cyrillus selbst ihre Wichtigkeit stärker gründen? Jesus sagte doch am Tage seiner Himmelfahrt nicht in Beziehung auf die göttliche Natur, daß ihm alle Gewalt gegeben sey. Als Gott besaß er sie schon von Ewigkeit, konnte nichts ihm gegeben werden. Nur an

 ihn

d) Baillet de la devotion de la St. Vierge, p. 34.

ihn den Menschen konnte die Vollmacht übergetragen werden. Den Menschen Jesum hat Gott so mächtig gemacht, daß gleich die Würkung jedem seiner Wünsche genau entsprechen muß. Um nun das Ansehen der Maria recht zu heben, ist es schon genung zu glauben, der Mensch Jesus kann seiner Mutter nichts abschlagen, ist ihr, wie ein jeder andrer gute Sohn, gehorsam. Wenn die Socinianer einmal darauf verfallen sollten, sich mit besondern Festen, Processionen, Bildern, Wallfahrten abzugeben, so müßten sie sich das Betragen der Catholicken gegen Maria zum Muster für ihr Betragen gegen Jesum nehmen. Zwar wollen sie die höchste Gottheit Jesu nicht glauben, aber viele von ihnen haben Jesum doch für einen vom Himmel bestellten grossen Regenten und Wohlthäter gehalten.

Wenn ich sagte, Cyrillus und Nestorius haben beyde zufälligerweise den Mariendienst gehoben, so will sich das so verstanden wissen: Der Name Mutter Gottes wurde, nachdem er eine zeitlang bestritten und dann endlich mit Concilienschlüssen festgesetzet war, wichtiger, als vorher, machte nun mehr Eindruck. Die besiegte Parthey wurde für irrglaubig gehalten, die siegende eignete sich Beschützung des wahren Glaubens zu, freute, rühmte sich ihres Sieges, befestigte diese Glaubensschanze gegen alle noch künftige neuere Anfälle, nachdem der alte, erste Feind schon abgeschlagen war. Die ganze Kirchengeschichte aller Jahrhunderte lehret, daß die besiegte Parthey immer die Mißbräuche, die Irrungen der siegenden hat vermehren helfen e). Die Freunde der religiösen Mißbräuche aller Art, werden entweder in der grösten Hitze, oder wenn sie schon laulicht, kühl geworden sind, angegriffen: (die mittlern Grade ihrer Anhänglichkeit

e) Nunquam tentabis, ut non perficias! Omittere potius praevalida et adulta vitia, quam hoc adsequi ut palam fieret, quibus flagitiis impares essemus. Tacitus Annal. lib. III. c. 53.

keit lassen sich nach diesen äussersten leicht berechnen) im ersten Falle geht es jedem, der sie angreift, wie es gewöhnlich zu gehen pflegt, wenn man sich mit kochenden Leuten einlassen will. Widerstand erhitzet die Wuth; im zweeten Falle wird ein schlafender beissiger Hund aufgewecket; die schwindende, aber nicht ganz geschwundene Leidenschaft wieder aufgerufen und neu entzündet. Mancher Ehemann ist gegen seine Frau so kalt; als wäre sie nicht seine Frau. Sie ist ihm oft gleichgültig, oft zuwider, aber laßt es ihm erfahren, daß ein begünstigter Liebhaber mit ihr durchgehen will, oder gar schon durchgegangen ist, gleich wird er aus der Fassung seyn, wird sie wieder haben müssen, es koste was es wolle. Laut werden seine Klagen schallen, er wird alle Gerichte und ihre Diener aufbieten, sich in beschwerliche Processe verwickeln. An ihm wird gar keine Laulichkeit, keine Gleichgültigkeit mehr sichtbar seyn. Er konnte seine Frau entbehren, so lange sie ihm keiner streitig machen wollte, kaum ist der Fall da, so kann er sie nicht entbehren f).

Es muß doch etwas im Menschen selbst seyn, das den Mariendienst empfiehlt. Ohne diese innere Beförderung

f) Bacchae bacchanti si velis advorsarier,
ex insana insaniorem facies, feriet saepius:
si obsequare, una resoluas plaga.

Plautus in Amph. Act. II. Sc. II. v. 71.

Hunc avus hunc Athamas, hunc caetera turba suorum
corripiunt dictis frustraque inhibere laborant.
Acrior admonitu est, irritaturque retenta
et crescit rabies moderaminaque ipsa nocebant.
Sic ego torrentem, qua nil obstabat eunti,
lenius et modico strepitu decurrere vidi:
At, quacunque trabes obstructaque saxa iacebant,
spumeus et fervens et ab obice saevior ibat.

Ovid. Metamorph. lib. III. v. 564.

derung ist es unerklärbar, wie er bey so weniger Unterstützung der Bibel und der ältesten christlichen Traditionen so ansehnlich hätte werden können. Ich glaube das gefunden zu haben.

Das Menschenleben ist freylich ein immer veränderter Schauplatz. Doch sind auf dieser veränderlichen Bühne Erscheinungen, die, nachdem sie nur erst einmal stehen, sich zusehends vergrössern und mit beständigem Wachsthume Jahrhunderte hindurch fortdauren. Das gilt nicht von Neuerungen, durch welche gewisse, allgemeine Unarten abgeschaft, oder schlimme Gewohnheiten abgeändert werden sollen. Alle gegen Luxus und Spiel gemachte Verordnungen sind nur im Anfange kräftig. Bald wird wider dreist genung dagegen gehandelt. Eine neue religiöse Sittenlehre findet bald Annahme, Befolgung, erreichet bald die höchste Stuffe ihrer Vollkommenheit. Aber eben so hurtig folgt auch Erschlaffung und einer zwoten Verbesserung sehr bedürftige Verdorbenheit. War nicht das gute Betragen der ersten Christen, ihre Demuth, Mässigkeit, Keuschheit, zu der Apostel Zeiten am musterhaftesten? Allmählig nahm das ab, und schon im vierten Jahrhunderte war das Betragen der Christen wenig unterscheidend. Die Reformirten des sechszehnten Jahrhunderts, in Frankreich besonders, übten strenge Sittlichkeit, giengen in keine Schenke, verboten sich Schwur, Spiel und Tanz. Das Kriegsrecht g) und die darnach gehaltene Mannszucht des Prinzen von Conde zur Zeit der bürgerlichen Kriege unter Carl VIIII. verdient Bewunderung. Wie lange währte das alles? Das waren Kinder, die in der Wiege sturben. Pflanzen, die in wenig Tagen aufschossen und eben so bald wieder trockneten und vergiengen. Besser wäre es, wenn das alles langsamer zugenommen und dafür länger gedauret hätte. Eine strenge neue Sittenlehre ist ein Strohfeuer, das gleich, nachdem es aufgelodert ist, wieder in Asche zerfällt. Und das läßt sich leicht aus der gewaltsamen Uebertreibung erklären.

g) Varillas hist. de Charles VIIII. Tom. I. a l'ann. 1562.

klären. Ein solcher gewaltsamer Zustand ist Empörung wider die Natur, ist eine Landesverweisung, eine gewisse neue, überlegene Kraft, die da macht, daß alles, worauf sie würket, aus seinen Kreisen fällt. Aber die verwiesenen, verstossenen Körper haben und behalten doch immer Trieb und Neigung, in ihr Element zurückzukehren, wehren sich gegen die äussere Macht, schwächen sie nach und nach, überwinden sie zulezt, und gehen an den Ort ihrer natürlichen Bestimmung zurück. Ein schwerer Körper von der Erde gehoben, gestossen u. s. w. fällt wieder zur Erde, so bald die hebende, stossende Kraft nicht mehr so gros ist, als die innere Schwere des Körpers. Verbesserung sittlich verdorbener Menschen ist das Bemühen, einen Stein aufwärts zu treiben. Die natürliche Leidenschaft streitet immer dagegen an, ist ein Gewicht, das den Menschen bald wieder zur Erde herabzieht, so hoch ihn auch die eifrig durchgesezte Neuerung schon gehoben hatte. Anbetung der heiligen Jungfrau, eine dogmatischliturgische Neuerung ist drey oder vierhundert Jahre nach Christo eingeführet, und noch einmal, es ist nicht abzusehen, wie sie sich so hat festsetzen, verbreiten und bis auf diese Zeiten erhalten können, wenn nicht im Menschen selbst Begünstigung für sie war. Ich habe darüber viel nachgedacht. Hier ist alles, was ich davon weiß.

In Religionssachen ist es den groben Vorstellungen der Meisten immer am annehmlichsten, wenn wir ihnen den Himmel, ähnlich der Erde, beschreiben. Alles, was die alten Mythologen über Götterehen und Ehescheidungen, über Berathschlagungen, listige, kühne Streiche der Götter je geträumet haben, das alles ist bey den Griechen zuerst, und hernach auch bey den Römern als glaubwürdig und wahr von den Meisten angenommen. Den Menschen konnte man nie zu Gott heraufbringen, also mußte Gott zum Menschen heruntergebracht werden, daß sich auf diese Art Gott und Mensch in einem Puncte begegnen, erkennen konnten. Wenn einer nur sagt: Gott regieret

gieret die Welt blos durch seinen Willen; Gott ist der Einzige im Himmel: so hat er die Einbildungskraft der Meisten gar nicht beschäftigt. Sie kennen nichts von der Art. Aber sagt ihnen dagegen: Gott hat viele Genossen des Regimentes, auch Gottheiten, und sie regieren gemeinschaftlich die Welt. Der Hofstaat dieses himmlischen Regenten ist ungemein glänzend. Alle stehen da auf ihrem Posten. Keiner verletzet die Rechte des andern. Das läßt sich der grosse Hause leicht einreden. Er hat den Kopf voll ähnlicher Begriffe, von solchen Verhältnissen entlehnter Begriffe, die er alle Tage bey seiner Landesregierung an allen Höfen gesehen hat oder doch sehen kann. An einem solchen Hofe sind immer Damen. Oft hat die Königinn Mutter, die regierende Königinn, so viel oder noch mehr zu sagen, als der König selbst. Wie willig wurde nicht einst die ganze mythologische Lehre von dem Verhältnisse der Cybele gegen die Juno angenommen und geglaubt? Weil nämlich nach der Regul an einem irrdischen Hofe die regierende Königinn mehr gilt, als die Königinn Mutter. Cybele war wohl Mutter der Götter, aber Juno wurde doch als Schwester und Gemahlinn Jupiters prächtiger und eifriger verehret. Vorurtheile von der Art haben es den Christen sehr wahrscheinlich gemacht — so wenig auch irgend Beyspiel, Befehl oder nur Erlaubnis der Bibel, so wenig das auch die Lehre der ersten Jahrhunderte war — daß sich die Seeligen des Himmels immer mit Vermittelungen zwischen Gott und uns beschäftigen. An den meisten Fürstenhöfen, auch bey kleinern Obrigkeiten entscheiden Empfehlungen des Beichtvaters, des Lieblings, einer Gesellschafterinn zum Vortheil oder Nachtheil. Wer gerade zugehen, sich selbst empfehlen will, der wird nur selten seinen Zweck erreichen. Er muß sich an einen Unterregenten hängen. Das hat gewiß die Anbetung der Heiligen am meisten gehoben. Der gemeine Mann findet vorzüglich Geschmack daran, wenn sein Pfarrer Empfehlungen der Günstlinge bey Hofe mit Empfeh-

pfehlungen der Seeligen bey Gott vergleichet. Gerne denkt er sich einen himmlischen Hof, wo Engel, Apostel, Märtyrer immer beschäftigt sind, Gott die Erdenangelegenheiten zu empfehlen, die Ausfertigung der Urtheile zu besorgen, an dies und jenes zu erinnern u. s. w. Aber hier fehlt noch immer was. Ein Hofstaat ohne Damen ist kein Hofstaat, ist zu wenig nach dem Geschmacke der Meisten. Wie natürlich mußte denn nicht die Erfindung, mit welcher Jesu Mutter als Königinn aller Geschöpfe, aller Engel und Menschen in den Himmel versetzet ist, wie natürlich mußte sie nicht Beyfall finden! Die noch leere Lücke konnte nicht besser ausgefüllet, die unregelmäßige Stelle nicht besser geebnet werden. Für diese neue, so mächtige, gnädige Königinn mußte sich bald viel Andacht zeigen. Man vermuthet ohnedem nach der Regul, und das mit Recht, von Damen mehr weiches, theilnehmendes Gefühl, als von Männern. Arme, Gefangene, Kranke, Verbrecher haben gewöhnlich viel Anspruch auf weibliches Erbarmen. Ein solcher Unglücklicher konnte sich an niemand mit so viel Zuversicht wenden, als an Maria. Deswegen ist auch ihre Verehrung viel herrlicher geworden, als die der Juno bey den Alten. Juno war nicht Königinn Mutter und regierende Königinn zugleich. Juno war zänkisch, stolz, rach- und eifersüchtig, und vergaß sich ungemein im Taumel dieser Leidenschaften. Maria war beydes in einer Person und zugleich vollkommen gut, ohne Fehler. Sie mußte natürlich bald viele Verehrer finden, die es sich sauer werden liessen, ihr fürs erste Capellen und Altäre zu bauen, ihr glänzende Steine, Perlen und dergleichen Damenputz zu schenken, und ihr eine Freude zu machen, sich ihr bestens zu empfehlen. Und diese freygebige Darbringung wurde wieder ein neues Rad in der Maschine. Priester und Mönche sahen wohl ein, wie vortheilhaft die immer grössere Schätzung der Macht und Gnade der heiligen Jungfrau ihren Kirchen und Klöstern war und immer mehr und mehr werden könn-

te. Sie liessen es sich also sehr angelegen seyn, die Sache immer höher zu treiben, so weit es gehen wollte, die Priester mit Hyperboln und rhetorischen Blumen von aller Art, die Legendenschreiber mit Wundern. Zu den leztern besonders schlugen sich auch Dichter. Zu Rouen, Caën und an andern Orten wurden jährliche Preise für das beste Lobgedicht auf Maria bestimmt. Anfangs wurde das alles für Rednersprung und Dichterglut gehalten, also für das, was es war. Mit der Zeit wurden Glaubensarticul daraus. Auch die theologischen Professores thaten ihr Bestes dabey. Es wurde Mode, bey aufgegebenen Krankheiten und andern, dem Scheine nach unvermeidlichen Gefahren, der heiligen Maria dieses oder jenes Ortes Gelübde zu machen. Nun trägt es sich wohl einmal zu bey Glaubigen sowohl, als bey Unglaubigen, daß die Aerzte einen aufgeben, und er doch, so unwahrscheinlich es auch war, wieder geneset. Mancher entgeht durch unvorhergesehene Zufälle irgend einer Gefahr, die ihn ohne diese Zufälle unvermeidlich würde getroffen haben. Ueberall werden, lange unfruchtbare Weiber, schwanger. Solche vorhergegangne Gelübde liessen sich denn gut brauchen. Wurden sie nicht erhöret, so fehlt' es nie an Ausflüchten. "Der Gelobende hatte nicht den rechten Glauben, die Erhörung würde sein Unglück gewesen seyn u. dergl." Solcher verkehrter Erfolg wurde nicht bemerket, nicht verzeichnet. Aber jede unvermuthete Genesung, Schwangerschaft war Würkung des Gelübdes, lieferte Zusatz zu der nächsten neuen Ausgabe des Wunderverzeichnisses. Damit nahm die Andacht, mit ihr die Darbringung andächtiger Früchte reichlich zu. Der König von Spanien war 1700 gegen das Ende des Septembers gefährlich krank. Ihm wurde unter andern auch ein bisher sehr schwach berühmtes Wunderbild der heiligen Jungfrau von Beelen vorgehalten. Der König genas anfangs, und seine Genesung wurde der Kraft des Wunderbildes zugeschrieben. Zum Glücke für die übrigen

Marien=

Marienbilder kam die Krankheit nach einigen Wochen so heftig wieder, daß der König schon am ersten November desselben Jahres sterben mußte. Ohne diesem schnellen Tod wäre gewiß das Ansehen der übrigen Bilder in Gefahr gewesen zu verlieren. Die dahingehörigen Geistlichen würden dies Wunder mit grosser Umständlichkeit hervorgezogen haben. Sie wissen solche Gelegenheiten schön zu nutzen h). Sie haben es aufgebracht, daß Jesus seiner Mutter Austheilung aller Gnaden überlassen und sich nur das Richteramt vorbehalten hat. Gewiß ein sichres Mittel, den Gottesdienst der heiligen Maria recht innig, zärtlich und zuversichtlich zu machen. Und dieser Grundsatz ist von den Kanzeln in die Erbauungs- aus diesen in die Lehrbücher übergegangen, ob er gleich mehr, als heydnisch ist. Die Heyden schränkten doch ihren Jupiter so nicht ein. Wenn er strafen wollte, so überlegte er den Fall wohl erst mit den übrigen Göttern, aber wenn er einen glücklich machen wollte, so that er das gemeiniglich, ohne jemand zu fragen. So machen es, nach dem sehr alten Rath der Weisen, selbst weise Fürsten. Wo Strafe nöthig ist, da lassen sie das Urtheil sprechen und ausführen; Gnadenbezeugungen ertheilen sie selbst. Das fanden jene Priester und Mönche nicht so vortheilhaft. Lieber theilten sie das Reich auf eine solche Art, daß Achtung, Erkenntlichkeiten, Gebete, Gelübde für die heilige Maria zunehmen mußten. Noch einmal, wie sieht es an den Höfen der Fürsten, wovon so vieles in die Religion gekommen ist, wie sieht es da gewöhnlich aus? Lassen sich nicht so viele Fürsten von einem oder mehrern Lieblingen regieren? so regieren, daß sie eine gewisse Reihe von Aemtern nie ohne dessen Empfehlung besetzen? Wenn das ist, so näherst du dich umsonst mit einer Bittschrift deinem Fürsten selbst, erzählest ihm umsonst deine schon geleisteten

h) Basnage histoire de l'Eglise, liv. XVIII. c. XI. p. 1082.

geleisteten Dienste, bittest ihn umsonst das mit tiefer Unterthänigkeit ab, was du wohl allenfals als Lohn der Gerechtigkeit fodern könntest. Immer noch gar keine oder doch abschlägige Antwort! Morgen verwendet sich der Liebling für dich und deine Wünsche sind erhöret! Wo es an einem Hofe so zugeht, da hat man mehr Ursache, sich um die nüzliche Gnade des Lieblings, als um die des Fürsten selbst zu bewerben. So will es die Klugheit. Auch ist es billig und gerecht, daß jeder auf diese Art Beförderte mehr Erkenntlichkeit, Verpflichtung und Freundschaft für des Fürsten Freund hege, als für den Fürsten selbst. Der erste ist ja als die wahre, nächste, nothwendige Ursache der Beförderung, der zweete nur als entfernte mitwürkende Ursache anzusehen. Freylich hat er die höchste Gewalt, aber ein andrer bestimmt die Anwendung dieser höchsten Gewalt, und leitet sie, wohin er will. Wenn also Maria nach dieser Vorstellung jeden, dem eine Gnade des Himmels werden soll, erst namentlich empfehlen muß; so ist ihr jeder einzelne Begnadigte mehr Verbindlichkeit, Dank und Liebe schuldig, als Gott selbst. Er hätte ja nichts erhalten von dem, was er hat, wenn sich Maria nicht seiner annahm. Und Gott kann von dem begnadigten Menschen nicht mehr fodern — wie ein Fürst, der irgend einen seiner Unterthanen begnadigt, weil ihn der Liebling empfohlen hat, nicht eigentlich von dem Begnadigten, sondern am meisten von seinem Freunde Dank und Erkenntlichkeit fodern muß. Denn es ist ja nur geschehen, was der leztere wünschte — Die Andacht gegen die heilige Maria stieg auf allen diesen Stufen so hoch, und stand so unerschüttert, daß alle jansenistische und anderweitige Bemühungen, sie zu schwächen, verlohren waren. Man verbiete nur einmal die Lobreden und schicke die Leute, welche die Kirchen und Klöster und Kapellen der heiligen Jungfrau immerfort bereichern, mit ihren Geschenken in die Krankenhäuser! Jeder Prediger, der zum Lobe der heiligen Maria auftreten soll, weiß es,

daß

daß er vor Zuhörern redet, die schon oft schöne Lobreden desselben Innhalts gehöret und gelesen haben. Will er also Aufmerksamkeit und Beyfall erregen, so muß er eine neue Wendung ausfindig machen, die durch ihren nahen Eindruck alle vorigen verdunkeln kann. Und da ergiebt sich denn eine sehr reiche Quelle von Täuschungen! Das verboten und dabey allen Dienern der Altäre, allen Aufsehern des Gottesdienstes bey Strafe der Simonie verboten, nichts von dem, was der heiligen Jungfrau gebracht wird, anzunehmen! Diese zwey Verbote würden die Quellen der Legenden und ihrer Wunder bald verstopfen, vertrocknen helfen. Aber ist dergleichen auch in der Ausführung möglich? Darauf wird es ankommen.

Wir gehen nun zum Nestorius zurück, zum verurtheilten, seines Bisthums entsezten Nestorius. Die Kirchenversammlung zu Ephesus hat sich gegen ihn sehr übereilt und partheyisch betragen i). In einer einzigen Zusammenkunft wird Nestorius vorgefodert, werden seine Schriften und Cyrilli Schriften untersucht, werden Zeugen abgehöret, und Nestorius wird abgesetzet. Den Vorsiz bey der Versammlung hatte Cyrillus, Nestorii Feind. Er fieng das Concilium an, ohne die morgenländischen Bischöfe, ohne die Abgeordneten des römischen zu erwarten. Acht und sechszig Bischöfe wollten, Johannes von Antiochien und die orientalischen Bischöfe sollten erst da seyn. Der kaiserliche Commissarius wollte das auch, und erinnerte, der Kaiser wolle die Sache von einer allgemeinen Kirchenversammlung, nicht so von einer Privatgesellschaft abgemacht wissen, und weil seine Vorstellungen nicht fruchteten, so verlies er das Concilium und protestirte gleich dagegen. Cyrillus kehrte sich an das alles nicht, eröfnete das Concilium, und gleich bey dieser ersten Zusammenkunft erfolgte Verurtheilung und Absetzung. So konnte denn der Kaiser in einem Briefe an Cyrillus

 ihn

i) Du Pin Bibliotheque, Tom. III. Part. II. p. 293.

ihn mit grossem Rechte den Stifter aller dieser Unruhen nennen, hatte Recht, ihm mit Bitterkeit seiner (Uneinigkeit in der kaiserlichen Familie anzurichten sehr geschickten) Briefe, wie er sie an die kaiserlichen Damen geschrieben hatte, und im Ganzen der grossen Verwegenheit und geringen Klugheit wegen Vorwürfe zu machen. Die Versammlung zu Ephesus war gar nicht als ein oecumenisches Concilium, sondern vielmehr als eine unruhige übereilte Gesellschaft anzusehen, die mit Gewalt ein Trauerspiel zur Befriedigung ihrer Rache spielen wollte. Nestorius sollte der unglückliche Held seyn. Davon zeuget alles, was dabey vorgefallen ist. Auch die Ueberschrift des Urtheils: An Nestorius, den zweeten Judas. War es nicht genung, ihn verurtheilet, abgesezt zu haben, mußte der Unglückliche noch dazu geschimpft werden? So beweißt denn das ganze Betragen der Leute in diesem einzelnen Falle, was Gregorius von Nazianz überhaupt von den Conciliis gesagt hat: "Er habe nie eine Versammlung von Bischöfen ein gutes Ende nehmen sehen. Das Uebel werde gemeiniglich eher grösser, als kleiner. So viel hartnäckiger Widerspruch, so viel Vorurtheil und Herrschsucht! Einer wirft sich gewöhnlich über den oder die andern zum Richter auf, nicht um den Lauf der Irrthümer zu hemmen, sondern aus sträflichen Nebenabsichten."

Muß nicht bey solchen Conciliis, wenn sie einiges Gewicht haben sollen, nothwendig der heilige Geist den Vorsiz gehabt haben? Ein Geist, der bey allen Unordnungen der Geschöpfe sein Werk fortwürket und aus allen Finsternissen menschlicher Leidenschaften Licht der Wahrheit hervorrufen kann? Cyrillus that sehr wohl daran, daß er so geschwinde war. Fünf Tage nachher kamen die Bischöfe. Johann von Antiochien hatte den Vorsiz und da wurde Cyrillus abgesezt. Beyde Partheyen benachrichtigten den Kaiser von dem eigentlichen Verlauf der Sache. Nach vielen Cabalen kam es endlich dahin, daß die

die Absetzung Nestorii gültig bleiben, Cyrillus wieder eingesetzet werden sollte. Kurz vorher hatte sich der Kaiser noch den gehorsamen Orientalisten so gnädig, und der widerspenstigen Parthey des Cyrillus so ungnädig bewiesen. Eine so plözlich entstandene Veränderung bestätigt die Vermuthung, daß Cyrillus des Kaisers Räthe bestochen hatte. So kann das Geld auch in Glaubenssachen entscheiden. Cyrillus blieb bey Amt und Ehren, ist in den folgenden Jahrhunderten als ein grosser Heiliger angesehen und Nestorius hat sein Leben hindurch elend umherirren müssen, wird noch im Grabe gehasset. Auf seinen Wanderschaften soll er einmal so heftig gefallen seyn, daß er daran hat sterben müssen. Evagrius will in einer glaubwürdigen Schrift gelesen haben: Dem Nestorius sey noch vor seinem Ende die Zunge von Würmern angefressen, zur Strafe für die vielen damit ausgestossenen Lästerungen. Aber das ist wohl Evagrii oder des ungenannten glaubwürdigen Schriftstellers Erfindung, eine Folge jenes eben so bekannten, als falschen Grundsatzes, daß Ketzer immer zum Zeichen des göttlichen Fluches, ein fürchterliches Ende nehmen müssen.

Nestorii Parthey hat sich bey dem allen ausserordentlich verstärket, und ist sehr dauerhaft geworden. Wahrscheinlich haben die orientalischen Fürsten mit ihrer Duldung viel dazu beygetragen. Ich habe schon bey Mahomet erinnert, daß die Mahomedaner gegen frembde Religionsverwandten viele Nachsicht bewiesen haben. Verschiedene griechische Religionen haben sich unter dem türkischen Regimente erhalten können. Unter christlichen Fürsten würden sie eher ihr Grab gefunden haben. Thomassin k) hat diesen Gedanken weitläuftig ausgeführet und Jürieu ist derselben Meynung; zweene Zeugen, die sich sonst so unähnlich und uneinig sind, werden also wohl die Wahrheit gesagt haben. Sie sind auch über einen andern gewisser-

k) De l'unité de l'Eglise, Tom. I. Part. II. Ch. VIIII.

massen anstössigen Satz einig. Sie meynen nämlich, wenn die christlichen Fürsten nicht strenge Gesetze gegen die Heterodoxen von jeher gültig gemacht hätten; so würden sich die falschen Religionen über die ganze Welt verbreitet haben. Also, wenn Jesus verheissen hat, seine Kirche gegen die Pforten der Hölle zu schützen, so heißt das so viel: "Ich will Regenten erwecken, die alle Feinde der Wahrheit bezwingen, mit Armuth, Gefängniß, Landesverweisung, Marter und Tod bezwingen sollen." Durch solche Mittel kann eine jede noch so ungereimte Lehre aller Höllengewalt trotzen. Ich erinnere mich noch einmal an Mahomet. Er soll in der Nähe des Todes seinen Freunden eine Prophezeyung hinterlassen haben, die gar wohl eintreffen kann: "Meine Religion wird mit euren Siegen fortdauren und aufhören."

Worauf gründet sich Thomassins Behauptung, daß die Eutychianische Secte ohne den Widerstand der Kaiser allgemein geworden wäre. War sie denn so anzüglich? Schmeichelte sie der menschlichen Verdorbenheit? Linderte sie die evangelische Sittenlehre? Nichts von dem allen. Der Streit war ja ganz theoretisch, wurde nur über ein dem menschlichen Verstande unbegreifliches Geheimniß geführet. Eutyches erklärte das auf eine noch viel unbegreiflichere, als die gewöhnliche und offenbar ungereimte Art. Vermuthlich fand die Eutychianische Secte nur darum so vielen Beyfall, weil das Betragen der Concilien so vielen Leuten ärgerlich war, und schlimme Vorurtheile gegen die orthodoxe Parthey erregte. Thomassin führt mich selbst auf den Gedanken. Er sagt: "Syrier, Armenianer, Jacobiten, (alle Eutichianer) wollten nicht mehr die andern Catholicken heissen, sondern nannten sie Melchiten (kaiserliche, königliche Parthey) gleich als ob sie nicht den wahren alten Glauben der Kirche, sondern nur den des Kaisers annähmen, und als ob nur der Einfluß des Kaisers sie dabey erhielte, da sie doch vielmehr dem aus mehr als 600 Bischöfen bestehen-

dem chalcedonischen Concilio Glauben und Einigkeit der catholischen Kirche verdankten." Das beweiset so viel: Die Ketzer waren sehr der Meynung, ihr Patriarch sey durch Cabalen am kaiserlichen Hofe unterdrücket. So auch hier beym Nestorius. Seine Freunde vermehrten sich immer. Man verabscheute die Ungerechtigkeit, die Cyrillus an ihm durch seinen Einfluß bey Hofe geübet hatte. Man konnte sich nicht überreden, daß eine mit solcher Partheylichkeit und Ungerechtigkeit durchgesezte Sache wahr und gut seyn könne. Hätten wir nestorianische Schriften, so würde sich alles besser aufklären. Aber es geht hier, wie gewöhnlich. Wir wissen alles, was wir wissen, nur aus Nachrichten der cyrillischen Parthey, und doch wissen wir schon genung daraus, um auf schlimme Gedanken zu kommen. Auf dem Concilio zu Constantinopel 680 und auf den ältern zu Chalcedonia und Nicaea mag es wohl nicht viel besser hergegangen seyn. Ueberall viel Leidenschaft und Neckerey! Cosroës, ein persischer Regent, wollte seinem Feinde, dem Kaiser Heraclius, einen Streich spielen, nahm den Orthodoxen alle Kirchen weg und gab sie den Nestorianern. Heraclius soll darauf dem Cosroës wieder eins haben versetzen wollen, dafür, daß er die Nestorianer in Persien so begünstigte, und zwar damit, daß er sich, der den Nestorianern so sehr entgegengesezten, Eutychianer annahm, zwar nicht ganz, denn er wollte das chalcedonische Concilium nicht eben umstossen. Doch nahm er sich des Monothelismi an, auch eines eutychianischen irrigen Lehrsatzes l). In den Niederlanden hat sich 1690 eine besondre hiehergehörige Begebenheit zugetragen. Die Jesuiten beschuldigten die Patres Oratorii bey dem Bischofe zu Cambrai, daß sie die heilige Maria, nicht Mutter Gottes, sondern Mut-

 ter

l) Celebris historia Monothelitarum atque Honorii Controversia scrutiniis octo comprehensa, auct. Joh. Bapt. Tamagnini, Lutetiae 1678.

ter Christi nannten, also Nestorianer wären m). Alles in juristischer Form abgefaßt. Und bald hernach mußte sich Saurin auf eben die Art vom Jürieu beschuldigen lassen n). Saurin selbst sagt einmal: Jürieu will mich über den Punct befragt wissen. Ich wünsche das selbst, scheue mich weniger vor einer Untersuchung, als er wohl dann und wann sich mag gescheuet haben. Ich werde nie Maschinen anlegen, nie, wie er, Gewalt und List aufbieten, um mich der Verantwortung meines Glaubens zu entziehen. Eine solche Verantwortung ist für jeden Bekenner der Religion, und noch mehr für einen Lehrer derselben Pflicht. Ich spreche mit voller, williger Ueberzeugung das Anathema über Nestorii Lehre, nicht über ihn aus."

Beyde Klagen waren Verläumdungen und richteten gleich wenig aus. Sie wurden abgewiesen. Aber die Kläger kamen ungestraft davon. Den Richtern geht es in solchen Fällen, wie uns andern Menschen. Sie wissen, daß der Kläger Unrecht hat, sie verabscheuen ihn, beschreiben ihn ihren Freunden, so schwarz sie nur können. Aber wenn sie seine Richter sind, und er ihnen vielleicht gefährlich werden könnte, so nehmen sie sich sehr in Acht, ihm nicht zu nahe zu kommen, sie wissen sich auf mancherley Art herauszuwinden und die Sache selbst so bunt und kraus zu machen, daß sich nicht herauszufinden ist. Weil die Partheylichkeit immer so ein Schatten der Richtstühle gewesen ist und seyn wird, weil die Stimme Ps. LXXXII. 2. nicht überall laut genung erschallet, so werden sich die mächtigen Menschen nie genung scheuen, Verläumdungen auszustreuen, bey welchen sie ihre Rechnung finden.

Lonis

m) Difficultez proposées a Mſ. Steyart, (dem bischöflichen Commissario in der Sache. D. und Prof. der Theologie in Löwen).

n) Apologie pour le Sieur Saurin Pasteur de l'Eglise d'Utrecht contre les accusations de Mſ. Jurieu 1692.

Louis Doucin o) beschuldigt mich, daß ich dem du Pin auch das soll nachgebetet haben, was er nachher selbst zurückgenommen hat. Ich kenne diese Wiederrufungen nicht, und wenn ich sie kennte, so würd' ich sie wahrscheinlich für Töchter der Verblendung und Furcht halten, und immer den ersten Erklärungen noch beytreten. Denn ich habe sie mit den besten Zeugnissen der alten hiehergehörigen Schriften verglichen und richtig gefunden.

Camus, Bischof von Belley, wollte die Protestanten auch einmal zu Nestorianern machen. Er sagte zum Drelincourt p): "Ich muß ihnen doch im Vorbeygehen sagen, daß ich in den Schriften ihrer Glaubensbrüder nie den Ausdruck, Mutter Gottes, gefunden habe. Ich habe nun schon über 30 Jahre mit Protestanten bey mancher Gelegenheit zu thun gehabt. Sie haben immer eine grosse Abneigung gegen den Ausdruck, enthalten sich dessen so lange, bis sie in die Enge getrieben sind. Da leugnen sie denn mit Heftigkeit und sagen: Mutter Gottes und Mutter Christi sey nicht einerley, als ob Christus nicht Gott wäre! Ist das nicht gewaltige Erschütterung der Lehre von der wesentlichen Vereinigung beyder Naturen? Ich empfehle das Ihrer Ueberlegung." Drelincourt antwortete:

1. "Die reformirte Kirche lehret, ganz dem Glauben der alten Kirche gemäs, zwo Naturen J. C. in einer Person.

2. Wenn das Wort, Mutter Gottes, auch nicht in der Bibel steht, so ist doch die Sache richtig.

3. Der Bischof hat eine vor 10 Jahren von mir herausgegebne Schrift gelesen, und kann doch so etwas sagen. Ich habe da den Ausdruck gebraucht, u. s. w.

Um alles Aergerniß zu vermeiden, mag ich den Ausdruck nicht gerne ohne erklärende Zusätze gebrauchen.

 Denn

o) Histoire du Nestorianisme, Paris 1698. 4.

p) Reponse à Drelincourt. Drelincourt Replique à la Reponse.

Denn nicht einem jeden Kopfe ist communio naturarum, communicatio idiomatum verständlich zu machen. Viele schreiben einer Natur zu, was beyden zukömmt. Aus Unwissenheit oder Unvorsichtigkeit verwechseln sie immerfort die Praedicate beyder Naturen. Wenn sie Maria Mutter Gottes nennen hören, so denken sie nicht gleich daran, daß sie nicht Mutter des Gottes allein, sondern des Gottmenschen ist." Wie vorsichtig!

Paulicianer. So nannten sich die armenischen Manichäer von 7ten Seculo nach einem gewissen Paulus a). "Sie wurden so mächtig, entweder durch die Schwäche der Regierung, oder durch den Schuz der Sarazenen, oder durch die Gunst des K. Nicephori, der sich sehr zu ihnen hielt, daß, als sie in der Folge von der Kaiserinn Theodora, Basilii Gemahlinn, gedränget wurden, sie im Stande wären, sich Städte zu bauen, und mit ihren Fürsten langwierige, und besonders gegen das Ende des neunten Seculi unter der Regierung Basilii von Macedonien, blutige Kriege zu führen." Theodora war fest entschlossen, die Paulicianer in ihren Landen zu bekehren, oder, wenn sie das nicht wollten, sie aufzureiben. Ihre zu diesem Geschäfte bestellte Diener richteten den Auftrag aus mit entsezlicher schneller Wuth. Darinn kamen sie nicht genau dem Willen der Kaiserinn nach. Theodora wollte sanfte, liebende Belehrungen und Zurechtweisungen vorangeschickt wissen. Sie bemächtigten sich gleich ohne alle Umstände der armenischen Paulicianer in den Städten, auf den Dörfern, brachten wohl auf 100000 (durch ganz Asien) mit verschiedenen Todesarten um. Die übrigen flüchteten zu den Saracenen, welche sie in der Folge gegen die Griechen gut zu gebrauchen wußten. So wahr ist es auch bey dieser Gelegenheit, daß die Christen — nach der Regul — immer viel grausamer

a) De Meaux hist. des variations, Liv. XI. n. 13. p. 128.

grausamer gegen fremdde Religionen gewüthet haben, als selbst die Türken. Theodora hatte das zwar nicht ganz so befohlen, aber sie ließ es doch gut seyn, und freute sich der blutigen Siegesfrucht, daß sich in den 14 Jahren ihrer Regierung kein Paulicianer sehen lies. Man hätte glauben sollen, die Manicheer würden sich, wenigstens in der Gegend, nie wieder erholen, und doch waren ihre Gesandte nach der Bulgarey so glücklich, nicht allein die Secte da festzusetzen, sondern auch sie von daher weit zu verbreiten b). Sie verwarfen die Anbetung der Heiligen, Crucifixe c). Aber das war nicht ihre wichtigste Unterscheidung. Vielmehr war die Lehre von zwey gleichewigen, von einander unabhängigen Urwesen, ihre Unterscheidungslehre. Sie erregt gleich Abscheu, sobald man sie nur höret, und doch haben sich so viele in so verschiedenen Zeitaltern zu ihr hinreissen lassen, haben allen Hindernissen von aussen und innen getrotzet. Pabsts Leo Nachricht d) an alle Bischöfe des römischen Gebietes: keiner sollte die durch kaiserliche Gesetze vertriebenen Ketzer aufnehmen oder dulden, reichte nicht zu. Es waren noch schärfere Verfügungen nöthig, bis zur Lebensstrafe. Auch diese wurde beschlossen, und doch erhielte sich die Secte, verbreitete sich. Kaiser Anastasius, Theodora, Justiniani Gemahlin, begünstigten sie. In der Familie Kaiser Heraclii waren Manicheer. Hunderttausend Erschlagene! Und doch konnte sich die Secte noch von Thracien in die Bulgarey ausbreiten und so weiter fortrücken. Ich weiß es nicht zu entscheiden, ob sie auch weit nach Morgen von daher sich ausgebreitet hat. Dualität ist da bey einigen Völkern, aber sie können wohl anders dazu gekommen seyn,

müssen

b) Historia de Manichaeis. Ein gewisser Rader hat sie aus dem griechischen ins lateinische übersezt und mit Anmerkungen herausgegeben, Ingolstadt 1604. 4.

c) Maimbourg histoire des Iconoclastes, liv. VI. p. 263. holländ Ausgabe.

d) S. Manicheer.

müssen das nicht eben von Manicheern entlehnet haben. Louis Thomassins Erklärung darüber e) scheint mir die vernünftigste. "Aus Asien wird uns dann und wann berichtet, daß es dort Manicheer in solchen Gegenden gebe, wohin die Römer gar nicht gekommen sind. Ich kann nicht sagen, ob das Nachkommen oder Uebriggebliebene von den so oft aus dem römischen Gebiete verjagten und in die Provinzen geflüchteten Manicheern sind. Wahrscheinlich ist es wohl allenfalls, aber lange nicht so gewiß, als von Arianern, Nestorianern, Eutychianern. Diese haben sich alle aus dem Schooße der rechtgläubigen Kirche abgerissen und dorthin verlohren. Die Manicheer, eigentlich Nachkommen alter Heyden, alter dualistischer Philosophen sind, nach Plutarchs und andrer heydnischer Geschichtschreiber Bericht, aus dem Orient aufgestanden."

Es ist allerdings sehr schwer, jeden manicheischen Zweifel, alles, was sie gegen Entstehung des Bösen von einem guten Gott erinnern, zu widerlegen, zu beantworten. Die Kirchenväter sind freylich mit den Manicheern, Marcioniten und allen Dualisten fertig geworden, aber wie? Die Dualisten nahmen sich schlecht: Das A. und N. T. sind zweene sich einander bestätigende Theile der Offenbarung. Nahmen die Ketzer nur einmal erst das N. T. an, so konnte man ihnen bald die Göttlichkeit des A. wahrmachen und dann ihre Einwendungen leicht damit zernichten, daß sie gegen Erfahrungssätze streiten. In der Bibel ist durch und durch nur ein gutes Urwesen, und doch ist physisches und moralisches Uebel zu den Menschen hingedrungen. Es streitet also die Zulassung des moralischen und Bestrafung des moralischen mit physischen Uebeln gar nicht mit der Natur eines guten Urwesens. Es muß also wohl sehr möglich seyn, weil es würklich ist. Das ist ein unersteiglicher Wall. Schon allein damit lenket sich der Sieg auf die orthodoxe Seite, wenn auch

e) De l'unité de l'Eglise, Tom. I. P. II. ch. 9. p. 378.

auch ihre übrigen Gründe schwächer wären, widerlegt werden könnten. Können sie denn widerlegt werden? Sind sie schwächer? Ich glaube; ja. Jene Art der Zulassung und Bestrafung ist unerklärbar, unbegreiflich. Einwendungen dagegen scheinen immer mehr Vernunftmäßigkeit und Zusammenhang zu haben. Wir wollen das in Beyspielen sehen: Lactantius will einmal eine vom Epikur aufgebrachte hieher gehörige Einwendung widerlegen: Epicur sagte: "Gott will das Böse entfernen und kann es nicht, oder kann und will es nicht, oder kann und will es, oder kann es nicht und will es nicht. Will er und kann nicht, so ist das ungöttliche Ohnmacht. Kann er und will nicht, so ist das ungöttliche Misgunst. Kann er nicht und will nicht, so ist das ungöttliche Misgunst und Ohnmacht zugleich. Kann und will er — dieser Fall muß bey Gott seyn, — woher denn so viel Böses, und wenn es da ist, warum wird es nicht wieder weggeschaft? Dazu sagt Lactantius f): Ich kenne die Verlegenheit der meisten theodiceischen Philosophen bey dieser Schlußfolge, wie nahe sie wider ihren Willen dem Geständnisse, welches Epicurus herauszulocken wünschte, kommen, dem Geständnisse, Gott bekümmere sich nicht um die Welt. Ich kann nach reifer Ueberlegung der Sache den Stein des Anstosses mit leichter Mühe heben. Gott kann, was er will. Bey Gott ist weder Neid noch Schwäche. Er konnte alles Böse wegschaffen, und hätte, da es noch nicht war, es alles weglassen, zurückhalten können. Er wollte nicht. Er läßt das Böse darum entstehen und fortdauren, weil er uns auch Weisheit geben wollte, und Weisheit uns werther und angenehmer seyn muß, als uns alles Böse je beschwerlich werden kann. Ich rede von der Weisheit, die uns zur Erkenntnis Gottes und durch dieses Erkennen zur glücklichen Unsterblichkeit, zum höchsten Gute führet. Hätten wir nicht vorher das Böse gekannt,

so

f) De ira Dei, c. XIII. p. 548.

so wären wir ohne Begriffe vom Guten. Das hat Epicurus und so viele mit ihm haben das übersehen. Mit der Entfernung des Bösen geht auch jene Weisheit verlohren. Der Mensch verliert auf die Art auch sogar allen Schatten der Tugend. Denn sie zeigt sich am stärksten in Duldung und Ueberwindung aller Noth. Wir hätten da den kleinen Vortheil, ein geringeres Uebel losgeworden zu seyn und dafür ein grösseres, das höchste Gut verlohren zu haben. Das Böse muß also, wie das Gute, als Einrichtung zum wahren Vortheil der Erde angesehen werden." Lactantius hat Epicurs Erinnerungen wegen des physischen Bösen (denn vom moralischen war hier noch die Rede nicht, da wäre schon viel mehr Verwikkelung geworden) so treu, rein und stark vorgestellet, als Epicur es nur immer selbst würde gekonnt haben. Seine Beantwortung, seynsollende Auflösung des Knotens, ist erbärmlich schlecht, falsch, auch wohl gar ketzerisch. In der Antwort wird behauptet: Gott habe Böses kommen lassen müssen, habe seine Menschen nicht anders weise, tugendhaft, für Gutes empfindlich machen können. Ist das nicht ein ungeheurer Satz? Stößt er nicht das ganze theologische Lehrgebäude von Seeligkeit des Himmels und Unschuld der ersten Menschen um? Adam und Eva fühlten ohne die kleinste beygemischte unangenehme Empfindung alle Freuden Edens. Ohne Versündigung wären sie und ihre Nachkommen in diesem seeligen Zustande geblieben, hätten nie Krankheit, Verdruß, Beleidigung der Elemente, der Geschöpfe gelitten. Nach der Sünde, durch die Sünde sind sie mit solchen Plagen überhäufet. Das ist die theologische Lehre. Lactantius sagt dagegen: Ohne physisches Elend konnte der Mensch nicht tugendhaft, nicht weise seyn. Er hätte ja sagen müssen: Der Mensch ist physisch elend geworden, nachdem er den Pfad der Tugend und Weisheit verlohren hat. Hätte Lactanz Recht, so müßten wir bey den guten Engeln nothwendig viel Elend voraussetzen, müßten annehmen, daß

die

die seeligen Seelen abwechselnd trauren und froh sind, und da wäre denn in der größten Herrlichkeit, beym Anschauen Gottes, noch Elend. Wie theologisch falsch, wie entgegen allem vernünftigen Denken! Nach einer reinen philosophischen Uebersicht der Sache ist es gar nicht nothwendig, daß eine Menschenseele, wenn sie was Gutes empfinden soll, um der Empfindung empfänglich zu werden, erst das Böse, was dem Guten gegenüber steht, muß empfunden haben. Es ist gar nicht nöthig, daß sie vom Vergnügen zum Schmerz, oder zum Vergnügen vom Schmerz übergehen muß, um unterscheiden zu können, daß Schmerz ein Uebel und Vergnügen ein Gut ist. Lehret nicht die Erfahrung, daß unsre Seele zwar nicht zugleich Schmerz und Freude fühlen kann, daß entweder die schmerzliche Empfindung vorangehen und die frohe folgen muß, oder umgekehrt. Daß sie aber die erste angenehme Empfindung gut findet, ohne noch den gegenüberstehenden Schmerz zu kennen, und daß sie die ersten unangenehmen Gefühle irgend einer Art für übel hält, noch ehe sie die gegenüberstehende Freude je gekennt hat. Lasset die ersten frohen oder schmerzlichen Gefühle einige Jahre hindurch ununterbrochen fortdauren, so hat sie sich die ganze Zeit über im ersten Falle gut, im zweeten schlecht befunden. Man denke hier nicht an unsre jetzige Erfahrung, nach welcher oft genossenes, langes Vergnügen seine Reize verliert, nach welcher langer Schmerz oft selbst durch seine Dauer erträglicher wird. Das kommt von den veränderten Organen her, durch welche der für sich immer gleich stark würkende Eindruck, in den Graden seiner Würkung verlieren muß. Ich hatte dieses oder jenes Gefühl, als es zuerst auf mich kam, im sechsten Grade seiner Stärke. Nach Tagen, nach Jahren, hab' ich es in unmerklich verkleinerten, aber doch würklich weit herabgestimmten Graden. Gewohnheit, öftre Wiederholung hat die Schärfe meiner empfindenden Kraft abgestumpfet. Nach der mehr oder minder heftigen Erschüt-

terung

terung des Gehirnes ist auch der Empfindungsgrad höher oder niedriger. So sind wir jezt. Aber wir hätten zu hundertjährigen, immer gleich lebhaft auf uns würkenden Freuden bestimmt seyn können. Wie ein Geschöpf durch immer gleich fortdaurende Leiden gleich elend, so muß es auch durch immer gleich fortgesezte Freuden gleich glücklich seyn können. Der Wechsel, den Lactanz so nothwendig findet, ist also weder in der Natur des Guten und Bösen, noch in dem damit zu belegenden Subjecte, noch in der belegenden würkenden Ursache gegründet. Schmerz und Freude können im ersten Augenblicke so gut mitgetheilet werden, als im dritten und im zweeten, und so weiter fort in den übrigen Theilen der Zeit. Unsre Seele ist für Schmerz und Freude so gut empfänglich, wenn sie noch nichts von der Art, als wenn sie schon dergleichen empfunden hat. Gott, der das zum erstenmale geben konnte, kann es auch zum zweyten, drittenmale u. s. w. geben. Die christliche Theologie bestätiget das alles unwidersprechlich. Sie lehret ununterbrochene Höllenstrafen, die nach 100000 Jahren und ewig so quälend drücken werden, als am ersten Tage; sie lehret ununterbrochene, ewige, immer gleich lebhaft empfundene Seeligkeit des Himmels.

Wie, wenn zwo Sonnen in der Welt wären, und die eine mit Aufgang der andern untergienge! Könnten darum die Menschen nicht wissen, was Finsterniß ist? Nach Lactantii Philosophie folgte daraus: Die Menschen kennen das Licht nicht, wissen nicht, daß, und wann es Tag ist, daß sie sehen 2c. Aus dem allen folgt wenigstens so viel: Gegen Manicheer ist noch damit nichts ausgerichtet, daß man sagt: Gott hat Gutes und Böses durcheinander geworfen, weil das Gute ohne diese Mischung unbekannt oder bald unschmackhaft gewesen wäre. Darauf können sie antworten: Deine Mischung ist keine wesentliche nothwendige Bedingung der Entstehung und Fortdauer guter, angenehmer Empfindungen, und wäre sie

das,

das, so konnte ja die Lehre von den ersten Menschen und den vollendeten Geistern nicht bestehen. Und die gegenwärtige Erfahrung, daß wir unsre Lebensfreuden nach der Abwesenheit des entgegengesezten Jammers berechnen, daß wir langer Freuden überdrüssig, langer Leiden gewohnt werden, passen sich gut in das dualistische System. Sind wir Geschöpfe eines allmächtigen, unendlich gütigen, höchst freyen Wesens, so müßten wir billig ohne alle Leiden, mit lauter reinen Freuden überhäufet seyn, oder der Urheber unsers Daseyns müßte sich ein freudiges Geschäfte daraus machen, alles, was unsre Freuden trüben, schwächen könnte, abzuwenden. Die Fibern unsers Gehirns können nicht daran Schuld seyn, daß unsre Freuden so bald abgestimmet werden. Ist nicht der einzige Schöpfer und Baumeister des Universi allmächtig? Was hat ihn abhalten können, sich in seiner ganz ausgedehnten Güte zu zeigen? Wenn er nur wollte, daß unsre Freuden nicht an die Fibern im Gehirne sollten gebunden seyn, oder wenn sie daran gebunden seyn mußten, und der allmächtige Gott nur wollte, daß sich diese Fibern immer gleich erhielten, nicht abnuzten oder doch allen Verlust gleich wieder ersezt haben sollten, war denn nicht auf alle diese Fälle immer gleich empfundene Freude da? So lassen sich, konnte der Manicheer sagen, unsre Erfahrungen nur von zwey Urwesen herleiten. Freuden giebt uns das gute Wesen. Schmecken sie uns nicht ganz rein, werden wir ihrer bald gewohnt, überdrüssig, so ist das, Widerstreben des bösen Urwesens gegen das gute. Und wenn uns im Gegentheil Leiden durch Gewohnheit erträglicher werden, wenn wir im höchsten Jammer nicht umkommen, noch immer Trost und Hofnung haben, so ist das, wohlthätiger Widerstand des guten Urwesens. Auch gute Folgen trauriger und schlimme Folgen freudiger Veränderungen wird sich der Manicheer, als Verträge beyder Urwesen über bestimmte Würkungskreise denken. Das gute Wesen konnte nicht so viel Seegen schaffen, als es wünschte,

doch, um viel Gutes austheilen zu können, mußte es dem bösen Urwesen auch viel verbreitetes Elend zugestehen. Ohne diese gegenseitige Einwilligung wäre das Chaos ewig unentwickelt geblieben, hätte kein Geschöpf je die kleinste Freude geniessen können. Die höchste Güte fand diesen Weg sich zu befriedigen, als den einzigen und besten, daß sie nachgab. Eine bald glückliche, bald unglückliche Welt war ihr doch immer lieber, als gar keine oder eine ganz freudenleere. So kam der Vergleich zu Stande. Aus dem Vergleiche kam Mischung des Guten und Bösen. Wenn ihr Orthodoxen euer gutes Urwesen allmächtig, allein ewig beschreibet, so nehmet ihr ihm die erste wesentlichste Eigenschaft. Die weisesten Völker der alten Welt liessen, so oft sie vom höchsten Gott sprachen, gewöhnlich optimus vorangehen und maximus folgen. Bey euch ist Gott gar nicht gehindert, seine Geschöpfe mit Wohlthun zu überhäufen, und er überhäuft sie mit Elend. So manchen hebt er nur, um ihn desto tiefer zu stürzen. Wir lehnen alle Schuld von unserm guten Urwesen ab. Wir denken uns ihn weder misgünstig noch mit anders eingeschränkter Güte. Er hat sich mit seinem Gegner nicht besser vergleichen können. Seine Güte ist so ausgebreitet gros, als sie seyn konnte. Wenn er uns nicht glücklicher macht, als wir sind, so kömmt es daher, weil er nicht kann. Wollen wir uns darüber beklagen?

Anstaunen und beweinen müssen wir die Schwächen unsrer denkenden Kraft! Manicheer können mit einer ganz ungereimten, abscheulichen Lehre die Geschichte des menschlichen Lebens viel besser aufklären, als Orthodoxen mit der nothwendigen, einzigwahren Voraussetzung, daß nur ein allmächtiger, allgütiger Gott ist, nur einer seyn kann.

Noch ein Beyspiel. Basilius M. g) sagt: "das (moralische) Böse kann nicht von Gott gekommen seyn. Denn entgegengesezte Wesen können sich nicht hervorbringen.

g) Homil. II. in Hexaëm. apud Tobiam Pfannerum System. Theolog. Gentilis, Cap. VIIII. p. 253.

gen. Wenn es nicht angebohren, nicht von Gott gekommen ist, woher ist es denn? Es ist doch würklich da. Das Böse ist kein lebendiges, für sich bestehendes Wesen, es ist nur eine der Tugend entgegengesezte Eigenschaft der menschlichen Seele, eine Folge der Abweichung vom Guten, also nicht das Werk eines guten oder bösen Urwesens, sondern eines jeden einzelnen bösen Menschen. Die blos physischen Uebel sind Ordnung der Natur, andre mehr zusammengesezte Plagen, sind Folgen des Zusammenstossens unvermutheter Zufälle, die moralischen Würkungen und Erscheinungen kommen aus uns selbst, z. E. Verachtung des sinnlichen Genusses und Uebertreibung desselben, Versöhnlichkeit und Rachgierde, Wahrheits- und Lügenliebe, Stolz und Demuth. Darüber hat jeder Mensch selbst zu gebieten. Die Quellen dieser Erscheinungen darf er nie anderswo, muß sie in sich selbst suchen. Das moralische Böse ist Folge, ist Entscheidung einer ganz unbestimmten Wahl, u. s. w." Schlechter hätte Basilius nicht antworten können. Er räumt ja den Manicheern gar zu viel ein. Er leitet ja kaum die physischen Uebel ganz von Gott her. Um sich also aus dieser Verlegenheit zu helfen, nimmt er andre kezerische Lehren an. Der größte Fehler seiner Antwort ist, daß er die Schuld von der Vorsehung abgewälzet zu haben glaubt, damit daß er sie der freyen menschlichen Seele zuschiebet. Heißt das nicht, dem Stein des Anstosses ausweichen, das zur Antwort, zur Auflösung hergeben wollen, was die meiste Bedenklichkeit macht. Zoroaster, Plato, Plutarch, Manes, Marcion, Paulus mit allen ihren Anhängern bekannten sich dieser grossen Bedenklichkeit wegen zu der Lehre von zwey Urwesen. Sie wußten nicht, wie sonst Böses in die Welt kommen konnte. Sagte man ihnen, der Mensch hat es eingeführet, so fragten sie: Wie war es möglich? Wie konnte das der Mensch? Ist er nicht bey euch Geschöpf eines unendlich heiligen und gütigen Gottes? Kann er anders, als gut seyn? Eher kann aus

der Finsterniß Licht werden, als daß eines solchen Baumeisters Gebäude böse seyn könnte. Darauf kömmt eben alles an. Basilius mußte das wissen. Wie kann er so trocken wegsagen: Die Quelle des Bösen fliesset selbst im Menschen? Wer hat denn die Quelle dahineingelegt, sie geöfnet? Der Mensch hat seines Schöpfers Gnade gemisbrauchet, der ihn nach seiner höchsten Güte unschuldig schuf. Dieser Antwort ist es leicht anzusehen, daß sie petitio principii ist. Du hast es mit Manicheern zu thun. Sie behaupten, es haben zweene einander entgegenstehende Götter am Menschen gearbeitet. Vom Guten hat der Mensch sein Gutes. Vom Bösen sein Böses, und die Antwort sagte: Der Mensch hat nur einen höchst guten Schöpfer. Basilius hat sich also schlecht gehalten. Weil das aber unvermeidliches Loos aller zu diesem Streite kommender Philosophen ist, so hätte sich Basilius in seine Festung zurückziehen und mit der Bibel beweisen sollen, der einzige gute Gott habe den Menschen unschuldig und gut geschaffen, der Mensch habe durch eignes Versehen Unschuld und Güte verlohren. Daher moralisches Uebel, dann auch physisches, als Strafe des moralischen Manes und Marcion und ihres gleichen mögen nun sagen, was sie wollen, mögen noch so viel schreyen! Das ist alles Vernünfteln gegen Facta und deswegen lächerlich. Hiebey wird immer vorausgesezt, daß es Leute sind, denen das göttliche Ansehen der heiligen Schrift kann bewiesen werden. Denn mit Plutarch und Zoroaster ist so nicht auszukommen.. Mit den übrigen ist man fertig, sobald man ihnen den Grundsatz ab actu ad potentiam valet consequentia und das Enthymema entgegensetzet: Dies ist würklich geschehen, also kann es mit der Heiligkeit und Güte Gottes nicht streiten. Alle Gründe für die Zulassung und nachherige Bestrafung des Bösen, haben den Fehler, daß sie Antworten zulassen, die wenigstens eben so viel, wo nicht noch mehr Schein und Zusammenhang haben, z. E. wenn wir sagen, "Gott hat

hat die Sünde zur Verherrlichung seiner Weisheit zuge=
lassen. Diese Weisheit leuchtet mehr unter allen immer
wiederholten menschlichen Thorheiten und Bosheiten her=
vor, als sie im Stande der Unschuld hervorgeleuchtet
wäre." Ist nicht gleich die Antwort da? Also vergleichst
du deinen Gott einem Hausvater, der seinen Hausge=
nossen erst die Beine zerschlagen läßt, damit nachher die
ganze Stadt sehen soll, wie geschickt er die gebrochenen
Beine wieder einzurichten weiß; oder einem Monarchen,
der Empörungen mit allen ihren traurigen Folgen in sei=
nem ganzen Reiche ruhig fortschreiten läßt, um sich den
Ruhm zu machen, wie gut er das alles zu stillen gewußt
hat? Das Betragen eines solchen Vaters und eines sol=
chen Monarchen ist unsern deutlichen Vorstellungen von
Weisheit und Güte, von Vater= und Fürstenpflicht so
entgegen, daß es unbegreiflich ist, wie Gott es wählen
könnte. Sagst du: Gottes Wege sind nicht unsre
Wege, so steht das in der Bibel Esaiae LV. 8. Wor=
über streiten wir denn? Halte dich daran! Gieb das Ver=
nünfteln auf! Sage nicht, ohne Versündigung wären
Gottes Gerechtigkeit und Barmherzigkeit unbekannt ge=
blieben! Man wird dir antworten: Wie leicht war es nicht
dem Menschen, diese zwo göttlichen Eigenschaften bekannt
zu machen. Schon der Begrif von einem höchst vollkomm=
nen Wesen lehrt den sündigen Menschen deutlich, daß
Gott alle seiner unendlichen Majestät in aller Rücksicht
würdige (und neben einander mögliche) Vollkommenhei=
ten haben müsse. Mit wie viel grösserer Klarheit würde
das nicht der reine, glückliche Mensch gesehen haben!
Wenn nun aber keiner gestraft wurde? Daran war eben
Gottes Gerechtigkeit sichtbar. Das war beständige Hand=
lung und Uebung der Gerechtigkeit. Wo keiner Strafe
verdienet, da strafet die Gerechtigkeit auch keinen. Den=
ke dir zweene Fürsten! Einer läßt seine Bürger recht elend
werden, in der Absicht, ihnen, wenn sie lange geschmach=
tet haben, wieder auszuhelfen und der andre erhält sie im=

mer in glücklichen Umständen. Ist der lezte nicht besser und wohlthätiger, als der erste. Jeder Bauer weiß, daß es gütiger ist, einen Menschen zu halten, der in Gefahr ist in eine Grube zu fallen, als ihn erst hineinfallen lassen und nach einer Stunde wieder herauszuziehen; daß es besser ist, einen Mörder vom Morden abzuhalten; als ihn erst nach einigem Morden rädern lassen h). Aus dem allen soll nur so viel folgen, man muß sich mit den Manicheern gar nicht einlassen, ohne vorher festgesezt zu haben, daß sich die Vernunft unter den Glauben erniedrigen muß.

Wenn einer sagt: Gott hat die Sünde zugelassen, weil er sie nicht hindern konnte, ohne die Freyheit des menschlichen Willens zu verlezen, dieses schönsten menschlichen Geschenkes, so ist das viel gewagt. Das hat ein schönes, grosses, schimmerndes Ansehen. Aber die Antwort darauf ist annehmlicher, vernünftiger und zusammenhängender. Ohne den Seneca de Benef. gelesen zu haben, weiß es jeder aus der Natur: Es gehöret zu den wesentlichen Eigenschaften eines Wohlthäters, keine Geschenke zu machen, deren äusserst verderblichen Misbrauch er vorhersieht. Mit Geschenken, die solche Folgen haben, wird jeder sehr aufgebrachte Mensch seinen Feind gerne überhäufen wollen. Es gehöret wesentlich zum Begriffe des Wohlthäters, alles zu thun, daß seine Wohlthaten der Person, die er beschenken will, vortheilhaft werden. Kann er ihr die Reguln des rechten Gebrauches bekannt machen und versagt, verschweigt sie ihr, oder hindert sie nicht am Misbrauch und kann es doch, so hört er auf Wohl-

h) Cur omnium crudelissimus tamdiu Cinna regnavit? At dedit poenas. Prohiberi melius fuit impedirique, ne tot summos viros interficeret, quam ipsum aliquando poenas dare. Summo cruciatu supplicioque Varius homo importunissimus periit: Sed quia Drusum ferro, Metellum venenó sustulerat, illos conservari melius fuit, quam poenis sceleris Varium pendere. Cic. de Natur. Deorum, lib. III. c. XXXII.

Wohlthäter zu seyn. Das alles weiß der gemeine Mann, so gut als der Philosoph. Freylich, wenn sich der Misbrauch eines Geschenkes nicht anders hindern läßt, als daß dem Clienten Arme und Beine gebrochen werden, oder er in dem Innersten eines Gefängnisses angeschmiedet wird, so ist es besser, nicht den Misbrauch zu verhindern, sondern das Geschenk zurückzubehalten, auch die Bitten darum nicht zu hören. Aber wenn es mit Veränderung des Herzens, mit Einflössung guter Neigungen geschehen ist, und Gott das leicht konnte, warum hat er es nicht gewollt i)? Wo ist eine gute Mutter, die ihren Töchtern erlaubte, zu einem Tanze zu gehen, wenn sie erfährt, daß die Keuschheit ihrer Töchter da in Gefahr ist, die nicht diese Verstattung zurücknähme? Eine Mutter, die gewiß weiß, es geht da nicht gut zu, und doch ihren Töchtern hinzugehen erlaubt, und sich daran begnüget, ihnen einige gute, weise Lehren mit auf den Weg gegeben, sie ihres Zornes versichert zu haben, wenn sie sich verführen lassen, eine solche Mutter muß es sich gefallen lassen, daß man ihr mit Grunde nachsagt: Sie liebte weder Keuschheit, noch ihre Töchter. Will sie hernach zu ihrer Entschuldigung antworten: Ich wollte die Freyheit meiner Töchter nicht verletzen, wollte sie nicht durch Mistrauen beleidigen, so wird man ihr antworten: Die zärtliche Schonung

i) Huic loco sic soletis occurrere, non idcirco non optime nobis a Diis esse provisum, quod multi eorum beneficio perverse uterentur; etiam patrimoniis multos male uti: nec ob eam causam eos beneficium a patribus nullum habere. Quis istuc negat aut quae est in collatione ista similitudo? nec enim Herculi nocere Deianira voluit, cum ei tunicam, sanguine Centauri tinctam, dedit: nec prodesse Pheraeo Jasoni is, qui gladio vomicam eius aperuit, quam sanare medici non poterant. Multi enim, etiam cum obesse vellent, profuerunt et cum prodesse obfuerunt. Ita non fit ex eo, quod datur, ut voluntas eius, qui dederit, appareat, nec si is, qui accepit, bene utitur, idcirco is, qui dedit, amice dedit. Cicero de Nat. D. lib. III. c. XXVIII.

Schonung war sehr übel angebracht, ließ sich nur allenfals von einer Stiefmutter erwarten. Eine rechte liebende Mutter mußte bey solchen Umständen ihre Töchter nicht aus den Augen lassen, ihnen nicht das geringste gefährliche Vertrauen zugestehen ꝛc. In diesem Spiegel sehe jeder seine Gestalt, der von geschonter Freyheit des menschlichen Willens, wie von einer wichtigen Ursache der Zulassung des moralischen Uebels, sprechen will. Lieber schweigen und glauben, als mit solchen Gründen aufgezogen kommen, die sich schon mit solchen Beyspielen widerlegen lassen! Cotta häufet k) beym Cicero so viele Gründe gegen jeden, der die Fähigkeit zu raisonniren für ein Geschenk des Himmels hält, daß Cicero sich selbst nicht mehr herauswickeln kann. Es lag wohl nicht am guten Willen, sondern am Vermögen. Er war nach seinem academischen Geschmack gar zu sehr geneigt, wo es nur irgends angehen wollte, mit Gründen für und wider um sich zu schlagen. Die cottaischen Gründe hat er unbeantwortet gelassen. Er hatte wahrscheinlich nichts wichtiges dagegen zu sagen. Und doch war Cicero einer der feinsten Köpfe aller Zeiten! Cotta hatte den Gedanken ausgeführet: "Die Vernunft ist bey allen Verbrechen mit im Spiel, sie ist uns also zu unsrer Strafe gegeben. — Das ist nur Misbrauch — So hätten die Götter den Misbrauch hindern müssen, sie hätten dem Menschen eine vor aller Verführung gesicherte Vernunft geben müssen. Wer mir etwas giebt, wovon er weiß, daß es mir schädlich seyn wird, der ist gewiß nicht mein Freund." Das belegt Cotta mit verschiedenen Exempeln. Eines nimmt

k) Lib. III. de N. D. sub finem. Das Gespräch muß sich gerade da enden. Balbus muß so Abschied nehmen: Quoniam advesperascit, dabis diem nobis aliquam, ut contra ista dicamus. Cotta sagt: Ego vero et opto redargui me, Balbe, et ea, quae disputavi, disserere malui, quam iudicare et facile me a te vinci posse, certo scio. Damit ist es aus. Und in dem ganzen Werke wird die Saite nicht wieder berühret.

nimmt er von einem Arzte her, der einem Kranken, von welchem er vorhersieht, daß er sich berauschen und daran sterben wird, doch Wein erlaubt. Mit solchen Gründen behauptet Cotta immerfort, daß es besser gewesen wäre, wenn die Götter ihr Geschenk behalten hätten. Und die Freyheit der ersten Menschen, diese unter solchen Umständen rein und ganz erhaltene Freyheit, welche sie zu ihrem eignen Verderben, zum Verderben des Menschengeschlechts, zur Ueberschwemmung der Erde mit so viel Jammer, Schuld und Strafe, zur ewigen Verdammnis des größten Theils ihrer Nachkommen misbrauchten, war gewiß ein schlimmes Geschenk. Es bleibt wenigstens unbegreiflich, wie das Geschenk mit Heiligkeit und Güte konnte gegeben und gelassen werden. Wer da sagt 1): Gott mußte von freyen, wählenden Kindern geliebt werden, der frage nur seine innere Ueberzeugung, ob er wohl damit vor dem Richtstule der Vernunft auszukommen denket. Sahe Gott vorher, diese freyen Wesen werden nicht so sehr an Liebe gegen mich, als an Versündigung denken, so wurde ja das vorgesteckte Ziel schon so gut als verrükket, weggenommen, und da war es nicht mehr nöthig, den freyen Willen zu erhalten. Wenn noch heutzutage Manicheer wären, so könnten sie aus den neuern Praedestinations- und ähnlichen Religionskriegen neue Waffen schmieden. Sie könnten sagen: 1. Es ist unbegreiflich, wie der erste Mensch von einem guten Urwesen Vermögen zum Bösen erhalten konnte. Das Vermögen an und für sich ist schon böse. Jede würkende Ursache des Bösen ist selbst böse, wie die Würkung. Und Adams freyer Wille ist also das Werk zweyer entgegengesezter Urwesen. So weit sich Adam auf die gute Seite lenkte, war er Thon des guten Töpfers, so weit er sich auf die böse lenkte, des bösen.

2. Es ist unbegreiflich, wie Gottes Zulassung hat Sünde hervorbringen können. Das Zulassen erhöhet den

1) Malebranche.

freyen Willen nicht, und macht es nicht voraus sichtbar, ob Adam ohne Sünde bleiben oder sich versündigen würde. Aus den Vorstellungen, die wir von Geschöpfen haben, ist es nicht zu erklären, wie irgend ein Geschöpf in sich selbst den Grund seiner Thätigkeit haben, sich selbst bewegen kann, und wenn es in allen Momenten seiner Fortdauer, Wesen und Eigenschaften von der Schöpferkraft hat, wie ein solches Geschöpf in sich durch eigenthümliche Kraft Modalitäten schaffen konnte! Solche Modalitäten sind entweder, wie die neuern Philosophen glauben, eins mit der Seele, oder sie sind, wie die Peripatetiker glauben, von der Substanz der Seele verschieden. Sind sie ungetrennt von der Seele, wesentlich mit ihr verbunden, so konnte nur Gott sie hervorbringen. Sind sie für sich, so sind sie doch vom Nichts zum Seyn gerufene Wesen, zwar keine Seelen, aber doch solche Wesen, welche keine schöpferische Kraft der Erde hat hervorbringen können. Sagt man mit Malebranche, der Stos ist von aussenher gekommen, aber der Mensch konnte den Stos lenken, aufhalten, so ist das Widerspruch. Es gehört eben so viel Kraft dazu, eine Bewegung zu hemmen, als einen ruhenden Körper zu bewegen. Ein Geschöpf kann sich nie durch blosse Zulassung auf einen neuen Weg bringen, wenn nicht der Grund dieser Veränderung in ihm liegt und es doch dahin soll, so muß Gott es dahin ziehen. Das ist mehr, als Zulassung allein.

3. Es ist unbegreiflich, wie eine blosse Zulassung aus der Menge absoluter Möglichkeiten, Würklichkeiten bestimmen konnte, und wie Gott auf diesem Fall künftige menschliche Versündigung vorherwissen konnte. Blosse Verstattung ist kein sicherer Grund des Vorherwissens. Daher sind so viele Theologen auf den Satz gekommen: Gott habe des Menschen Sünde beschlossen, andre haben das so gegeben: Gott hat Verhältnisse für die Menschen beschlossen, unter welchen er ihre Versündigung vorhersah. Bey jeder Erklärung von der Art

folgt

folgt zulezt, Gott hat Sünde gewollt, hat sie einer unaufhörlich fortdaurenden Unschuld, die er leicht einrichten und erhalten konnte, vorgezogen. Ist das, eines solchen Gottes, würdiges Betragen?

4. Die beste Rettung der Vorsehung ist wohl aus dem System zu nehmen, nach welchem Gott die Sünde nicht vorhergesehen hat. Aber sie hat auch ihre Lücken und Schwächen. Gott muß doch wenigstens mit der möglichen Gefahr bekannt gewesen seyn. Und Gott konnte seine Menschen in solche Gefahren hingeben? Einer Mutter, um das zu wiederholen, die ihre Töchter zum gefährlichen Tanze hingehen läßt, ist weder an der Keuschheit überhaupt, noch an ihren Töchtern viel gelegen. Noch dazu, wenn sie Verwahrungsmittel von unbezweifelter Würkung gegen alle Verführungen hat und sie nicht ihren Töchtern mitgiebt, so ist sie aller schlimmen Folgen mitschuldig und hat die Keuschheit ihrer Töchter verspielt. Die Mutter gehe selbst mit hin zum Tanzplatze, oder sehe durchs Fenster und höre, wie schwach sich eine von ihren Töchtern gegen einen Verführer wehret, wie sie schon zum Fallen hängt, und doch läuft sie nicht hin, hilft der Unglücklichen nicht aus der Schlinge? So ist sie eine grausame Stiefmutter, und hat ihrer Tochter Ehre verkauft, oder hat doch alle zu einem solchen Verkaufe nöthigen Eigenschaften. So ist es mit dem Gott der Socinianer! Sie müssen nicht sagen, Gott hat die erste Sünde, nur als möglich, gekannt. Sah' er nicht alle Schritte der Verführung? Und wenn er es nur einen Augenblick vorher, ehe die Eva fiel, gewußt hat, daß sie im folgenden Augenblicke fallen würde — und er muß es sicher genung gewußt haben — so ist schon keine der Entschuldigungen mehr gegründet, warum er dem Uebel nicht steuerte. Gott kann nicht sagen: Ich dachte nicht, daß es so kommen würde, ich hatte noch die beste Hofnung! Wissen wir schlechte Menschen doch ohne viele Geisteskraft, Menschen- und Herzenskenntnis an einigen äussern Zei-

chen,

chen, an der Vertheidigung einer Angefochtenen, ob sie ihrer Niederlage nahe gekommen ist! Den Augenblick der Einwilligung verkündigen untrügliche Boten. Gott kannte die ganze Gedankenreihe der Eva, — das lassen ihm auch die Socinianer — kurz vorher war es ihm also wenigstens nicht mehr zweifelhaft, ob sie fallen oder siegen würde. Er wollte, daß sie fallen sollte, von dem Augenblicke her, da er ihren Fall gewiß sah. Adams Sünde war aus dem Beyspiele der Eva noch gewisser vorherzusehen. Warum wurde denn nicht wenigstens der Mann, da die Frau schon lag, aufrecht erhalten? Warum wurde nicht ihm, für die vergiftete, eine nicht vergiftete Frau wiedergegeben? Will der Socinianer seinem Gott auch sogar diese Vorhersehung nehmen, so erniedrigt er ihn bis unter den Menschen, und die Schwierigkeit ist darum noch lange nicht gehoben.

Jürieu m) beweiset deutlich genung, daß Scotisten, Molinisten, Remonstranten, Universalisten, Paionisten, Lutheraner, Socinianer und Malebranche nicht im Stande sind, die Einwürfe derer zu beantworten, welche Gott Einführung des Bösen in die Welt zuschreiben und dabey behaupten, es streite das mit seiner Heiligkeit, Gerechtigkeit und Güte. Er selbst, weil er nichts bessers weiß, erklärt sich für Augustini Lehre (Sie ist beynahe mit Luthers, Calvini, der Thomisten und Jansenisten Lehren eins) mit allen ihren Schwierigkeiten. Luther und Calvin haben sich beschuldigen lassen müssen, daß sie Gott zum Urheber alles Bösen machen. Jürieu findet die Beschuldigung in Absicht Luthers gegründet. Lutheraner sagen das von Calvin. Die Catholicken vom Calvin und Luther. Die Jesuiten von den Jansenisten. Ein unpartheyischer Zuschauer hält die Protestationen eines so Verklagten nicht gleich für boshafte Hartnäckigkeit. Er lehrte das nicht ausdrücklich, übersah nicht alle Folgen seiner

m) Jugement sur les methodes rigides & relachées d'expliquer la Providence & la Grace.

seiner Lehren. Viele haben sich die Mühe genommen, genau zu bestimmen, wie Gott als Urheber des Bösen hätte verfahren müssen, und da zeigt sich das göttliche Betragen, als Nachahmung ihrer Vorschrift. Epicur n) leugnete würklich die Götter, zu welchen er sich wörtlich bekannte. Ihr leugnet wörtlich, daß Gott an der Sünde schuldig ist und lehret es doch würklich!

Die occidentalische Kriegsgeschichte der Christen nach der Reformation lehret augenscheinlich, wie gros die Schwierigkeiten dieser Untersuchungen sind. Ein jeztlebender Manicheer würde furchtbarer seyn, als jemals einer gewesen ist. Er könnte immer eine Parthey mit den Gründen der andern widerlegen, könnte sagen: Ihr habt nun eure ganze Geisteskraft aufgeboten, seyd sogar Erfinder der scientiae mediae geworden, und glaubet damit den Knoten lösen zu können. Die Erfindung, merket euch das, ist ein Traum! Gott kann die Zukunft nicht anders, als aus seinen Rathschlüssen, oder aus der nothwendigen Verbindung aller Ursachen und Folgen kennen. Das ist metaphysisch nicht anders denkbar, so wie es moralisch undenkbar ist, wie Gott hat durch seine Zulassung können Sünde kommen lassen. Gehet zu den Jansenisten, wie sie eure scientiam mediam heruntermachen, wie sie dagegen mit eignen förmlichen Beweisen und mit Retorsion eurer Beweise streben! Und diese mittlere Kenntniß Gottes läßt noch immer Thätigkeit des freyen göttlichen Willens bey der menschlichen Versündigung und Verdorbenheit zu. Sie erinnert euch an jene Vergleichung mit der unbesorgten Mutter. Eine Vergleichung, die vielleicht diesem oder jenem anstössig ist! Aber vergleichen nicht Jesuiten und Arminianer den Gott der Calvinisten mit einem Tiberius, Caligula? Geht ihr zu den Protestanten, lasset euch von ihnen zusammenarbeiten und niederschlagen! Und die absoluten Decrete, die sichre Quelle der

n) Epicurum verbis reliquisse Deos, re sustulisse, Cic. de N. D. lib. I. c. XXX.

der Vorhersehung wie kämpfen sich nicht darüber Molinisten und Remonstranten! Jürieu o) gesteht beynahe mit weinenden Augen, daß ihm die Last der absoluten Decrete sehr drückend ist und er nur darum sich an ihnen hält, weil die gelindern Erklärungsarten doch auch alle, eigenthümliche, drückende Lasten mit sich führen. Darauf widerlegt er alle übrigen Erklärungsarten mit starken Gründen. Und wo ist nun, frägt der Manicheer, wo ist ein Ausweg ohne mein dualistisches System? Das hilft aus aller Verlegenheit, zerstreuet alle Wolken, entschuldigt den guten Gott völlig, und ist im Grunde für euch nur Uebergang vom weniger zum mehr vernünftigen Manicheismus. Sehet nur euer Lehrgebäude forschend durch. Lehret ihr nicht auch zwey Urwesen? Ihr stellet sie nicht neben einander, gegen einander über, wie ich, sondern vereinigt sie in einer und ebenderselben Substanz. Und das ist ungeheure Unmöglichkeit. Bey euch hat das einzige Urwesen von Ewigkeit her Menschensünden gewollt, hat gewollt, daß die erste Sünde eine Seuche, ein Gift seyn sollte, welches die ganze Erdenfläche mit Verbrechen und Elend besäte. Euer Gott hat dieses Leben hindurch so viel äussern und innern Jammer für alle Menschen, und nach diesem Leben eine Hölle voll ewiger, unbeschreiblich fürchterlicher Quaalen für die meisten Menschen zugerichtet. Wenn ihr einen solchen Gott auf der andern Seite vollkommen gut und heilig beschreibet, ist er denn nicht zugleich höchst gut und höchst böse ꝛc.? Theilet lieber — ist das nicht vernünftiger? theilet so widrige Eigenschaften! Gebet dem guten Gott alles Gute, dem bösen alles Böse, so wird ihm, dem Guten, die Geschichte des menschlichen Lebens gar nicht nachtheilig werden. Ich sage nicht, wie ihr: Er hat nach seinem freyen, uneingeschränkten Willen Sünden und Plagen über die Menschen ausgegossen, da es doch nur auf ihn ankam, sie heilig und glücklich zu machen. Mein guter Gott

o) S. 23.

Gott hat nur, zur Vermeidung eines grössern Schadens, zur Hervorbringung der bestmöglichsten Welt, darein gewilligt. Wie ein Fürst, der, den völligen Untergang aller seiner Staaten zu verhüten, einen Theil zum Besten des Ganzen aufopfert; (wie ein Schiffer im höchsten Sturm sein Schiff erleichtert;) so hat Gott Sünde und Plagen zugelassen. Wie beleidigt es nicht gleich von Anfang jeden denkenden Kopf, erst zu sagen, es ist nur ein Gott, nur ein nothwendiges Wesen und hernach diesen Einzigen nicht aller seiner Wünsche theilhaftig zu machen, ihn dem Zufall zu unterwerfen! Aber die Beleidigung wird viel grösser, wenn dieser Gott, da er ohne Einschränkung wohlthun könnte, schadet. So stark würde sich jezt ein Manicheer wehren können. Und nun die Nutzanwendung aus dem allen, die Summe?

Demüthigung, Erniedrigung der Vernunft ist gewiß eine nüzlichere Bemühung, als die meisten glauben. Und wie kann die Vernunft besser gedemüthiget und erniedrigt werden, als wenn man sie darauf führet, wie stark sich solche thörichte Kezer mit ihren natürlichen Einsichten wehren, wie sie über die ausgemachtesten Grundwahrheiten Wolken und Nebel ausbreiten können? Hier lerne der Socinianer, — er will ja immer seine Vernunft zur Regul des Glaubens machen — er lerne hier, daß er sich auf einen Abweg verlohren hat und in Gefahr ist, sich weiter und weiter zu verlieren, bis er zulezt alles leugnen, alles bezweifeln, sich im Triumph solcher häßlichen Sieger mit fortschleppen lassen muß. Was ist zu thun? Nimm deine Vernunft gefangen unter dem Gehorsam des Glaubens! Streite nie über einige schwere Puncte, über Geheimnisse, sie sind dir zu schwer! Wenn du mit einem Manicheer streiten mußt, so wehre dich gegen ihn, immer mit Offenbarung, nie mit Vernunftgründen. Augustinus hat sich in diesem Falle musterhaft genommen p).

p) De utilit. credendor. S. Maimbourg histoire de St. Leon, Liv. I. p. 16. 17. holländischer Ausgabe.

Nicht alle, aber einige Heyden konnten mit den Manicheern besser auskommen, als die Christen. Nicht alle! Melissus war dem Zoroaster (bey unsrer erdichteten Unterredung) nicht gewachsen. Ist nur ein wesentlicher guter Gott, woher so viel Laster und Elend der Erde? Wozu ist die Erde da? Wozu selbst das Gute hier? Um der Bösen willen? Sie verdienen das nicht, und sind ja doch auf alle Fälle äusserst elend, sowohl für dieses Leben, als für die Zukunft. Um der wenigen Guten willen? solcher Aufwand! Ist euer einziger Gott von Natur böse, woher so viele Freuden der Erde q)? Sie ziehen zu allen unsern Sinnen wie zu eben so vielen Thoren ein. Wie kommt es, daß wir sie so sehnlich wünschen, so unermüdet arbeiten, die alten zu vermehren, zu erhöhen und neue zu erfinden? Woher nur allein Begriffe vom Guten, noch mehr, woher unter den Menschen würklich tugendhafte, liebevolle Thaten? Das sind, sagen die Manicheer, ohne Dualität, Erscheinungen, die sich gar nicht erklären lassen. Melissus und Parmenides sind nicht allein darüber verlegen, auch die Stoiker. Sie nehmen zwar mehrere Götter an, aber ihr Jupiter ist doch das Haupt, unter allen der Mächtigste. Er ist bey ihnen ein unendlich guter und weiser Gott. Damit hat sich Plutarch in eignen wider sie gerichteten Abhandlungen über das Elend der Erde gerüstet r). Alles kommt bey ihm zulezt darauf hinaus: Also ist der höchste Gott entweder nicht höchst gut, oder ohnmächtig! — Und da meynt Plutarch, unter diesen beyden Sätzen sey es am besten, den lezten — die Ohnmacht — zu wählen. Μυρία γὰρ ἦν ἐπιεικέστερον ἀσθένεια καὶ ἀδυναμία τοῦ Διὸς ἐκβιαζόμενα τὰ μέρη πολλὰ δρᾶν ἄτοπα παρὰ τὴν ἐκείνου φύσιν

q) Siquidem Deus est, unde mala? bona vero unde, si non est? Boëtius de Consolatione, L. I. P. IIII. p. 11.

r) Plutarch. advers. Stoicos. Oeuvres Morales de Plutarque, p. 107. de la Version d'Amiot, Tom. II. Ed. de Geneve 1621. 8.

σιν καὶ βούλησιν ἢ μήτε ἀκρασίαν εἶναι μήτε κακουργίαν, ἧς οὐκ ἔστιν ὁ Ζεὺς αἴτιος. Auch Cicero nutzet den Gedanken: At subvenire certe potuit (Deus) et conservare urbes tantas atque tales! Vos enim ipsi dicere soletis, nihil esse, quod deus efficere non possit et quidem sine labore ullo: ut enim hominum membra nulla contentione, mente ipsa ac voluntate moveantur, sic numine deorum omnia fingi, moveri, mutarique posse. Neque id dicitis superstitiose atque aniliter, sed physica constantique ratione. Materiam enim rerum, ex qua et in qua omnia sint, totam esse flexibilem et commutabilem, ut nihil sit, quod non ex ea, quamvis subito fingi, convertique possit. Eius autem universae rectricem et moderatricem divinam esse Providentiam: hanc igitur, quocunque se moveat, efficere posse, quicquid velit. Itaque aut nescit, quid possit, aut negligit res humanas, aut quid sit optimum, non potest iudicare s). Vorher hatte Cicero gesagt, wenn auch Critolaus an Corinths und Asdrubal an Carthago's Untergang allein gearbeitet hätte, nichts dabey auf den Zorn des Himmels zu rechnen wäre, weil die Stoiker keinen göttlichen Zorn erkennen wollten, so hätte doch Gott diesen angefochtenen Städten (tantis atque talibus) helfen, beystehen können.

Die Stoiker kamen bey diesen Untersuchungen so ins Gedränge, daß sie dem Laster reellen Nutzen, nämlich Daseyn der Tugend, zuschrieben. Beym Aulus Gellius ist davon eine Stelle t), und Plutarch hat sich weitläuftig über das stoische Paradoxon, den Nutzen der Laster, hergemacht u). In gewissem Verstande hatten die Stoiker Recht. Der übertriebenste Luxus z. E. nähret

s) De Nat. D. lib. III. c. 38. 39.

t) Lib. VI. cap. 1.

u) p. 1065. der angeführten Amiotschen Uebersetzung.

nähret viele Familien, die sonst bey aller ihrer Güte verschmachten müßten. Der Paulicianer ist gleich bey der Hand, das aufzugreifen. "Da sehet ihrs! Den Luxum hat das böse Urwesen werden lassen; das gute hat es mit der Bedingung zugegeben, daß ihm sein Gegengott etwas gutes dafür und dabey zugestünde, daß es ihm erlaubt bliebe, gute Würkungen der bösen Werke kommen zu lassen. Das gute Urwesen allein würde nie das Laster der Verschwendung oder irgend ein anders unter den Menschen haben erscheinen lassen. Nur die reine Tugend wäre das höchste menschliche Gut, Glück und Verlangen gewesen!

Niemand finde das befrembdend, wie Plutarch und Cicero die Stoiker so angreifen konnten, da doch diese Philosophen zwey Urwesen zuliessen, Gott und die Materie x). Ihr Gott war immer würkend, die Materie immer nur leidend. Und sie dachten sich also Materie, nicht als das böse Urwesen, waren also rechtgläubiger, als Arnobius z).

Dem grossen Haufen der Heyden waren jene Einwendungen gar nicht fürchterlich. Die meisten Landesreligionen drehten sich in den beyden Angeln, daß es wohlthätige und beschädigende Götter gebe, die nicht immer gleiche Gesinnungen hätten, bald sich ereiferten, bald besänftigten, von einer Parthey zur andern giengen, sich mit einander oft wider, oft für ein Volk vereinigten aa). Mit

x) Diog. Laërt. lib. VII n. 134. und die Ausleger der Stelle. Lipsius Physic. Stoic. lib. II. Dissert. II.

z) Quid enim, si prima materies, quae in rerum quatuor elementa digesta est, miseriarum omnium causas suis continet in rationibus involutas. Adverf. Gentes. lib. I. p. 6.

aa) Saepe premente Deo, fert deus alter opem.
Mulciber in Troiam, pro Troia stabat Apollo:
Aequa Venus Teucris, Pallas iniqua fuit.
Oderat Aeneam propior Saturnia Turno.
Ille tamen Veneris numine tutus erat,

Saepe

Mit diesen Lehren läßt sich die Geschichte des menschlichen Lebens eben so gut erklären, als mit den manicheeischen. Arnobius hat sich sehr viele Mühe gegeben, diesen Dualismus oder Pluralismus, diese veränderliche Neigung der Götter zu widerlegen. Aber bey dieser Widerlegung ist er viel zu weit gegangen und hat einen den Manicheern sehr günstigen Grundsaz angenommen. Er sagt nämlich, ohne alle Einschränkung: Gott könne seinem Wesen nach keines seiner Geschöpfe betrüben. Woher kommen denn Seuchen, Hungersnoth u. dergl. konnte man ihn fragen? Nennet ihr Christen das nicht Ruthen Gottes? Hier sind seine Worte bb):

 Arnobius

> Saepe ferox cautum petiit Neptunus Ulyssem:
> Eripuit patruo saepe Minerva suo
> Ovid. Trist. lib. I. Eleg. II. v. 4.

bb) Quod dici a vobis accepimus, esse quosdam ex Diis bonos, alios autem malos et ad nocendi libidinem proniores: illisque ut prosint, his vero ne noceant, sacrorum solemnia ministrari: quanam istud ratione dicatur, intelligere confitemur non posse. Nam Deos benegnissimos dicere lenesque habere naturas, et sanctum et religiosum et verum est: malos autem et laevos, nequaquam sumendum est auribus: ideo quoniam divina illa vis ab nocendi procul est dimota et disiuncta natura. Quicquid autem potis est causam calamitatis inferre, quid sit primum, videndum est et ab Dei nomine longissima debet differitate seponi. Itaque ut vobis commodemus assensum, dextrarum sinistrarumque rerum Deos esse fautores; ulla nec sic ratio est, cur alios alliciatis ad prosspera, alios vero, ne noceant, sacrificiis commulceatis et praemiis. Primum quod Dii boni male non queunt facere, etiam si nullo fuerint honore mactati. Quicquid enim mite est placidumque natura, ab nocendi procul est usu et cogitatione discretum: malus vero comprimere suam ferociam nescit, quamvis gregibus mille et mille alliciatur altaribus. Neque enim in dulcedinem vertere amaritudo se potest: aut ariditas in humorem, calor ignis in frigora, aut quod rei cuicunque contrarium est, id quod sibi contrarium est, sumere in suam atque immutare naturam:
Ut

Arnobius hat da eine Bemerkung angebracht, die gewiß dem Manicheer sehr beschwerlich seyn muß, die seinen ganzen Gottesdienst von der unnützen Seite darstellet. "Der gute Gott wird nie dein Feind, so wie der böse nie dein Freund, werden!" Er konnte noch sagen: Der größte Tyrann unterscheidet doch immer einen, der ihn ehret, ungemein von einem andern, der ihn verachtet, und der gütigste Regent ist doch gegen seine nächsten Freunde des Blutes oder des Herzens am gütigsten. So auch der gute Gott! Das hätte der Manicheer sagen können; ob er es würde gesagt haben, daran zweifle ich mit Grund. Denn mit dieser Antwort gab er neue Blössen, erschütterte damit die wesentliche Schadenlust und Güte seiner zwey Urwesen.

In einem gewissen Verstande kann man sagen, daß selbst die eifrigsten Orthodoxen zwey Urwesen lehren. Es ist ja eine von jeher unter den Christen aufgenommene Meynung, daß der Teufel alle falsche Religionen geschmiedet hat, daß er die Ketzer zur Ausbreitung ihres Giftes treibet, daß er Irrthum, Aberglauben, Trennung, Geiz, Unkeusch-

Ut si manu viperam mulceas, venenato blandiaris aut scorpio, petit illa te morsu, hic contractus aculeum figat, nihilque illa prosit allusio, cum ad nocendum res ambae non stimulis exagitentur irarum, sed quadam proprietate naturae. Ita nihil prodest promereri velle per hostias deos laevos, cum sive illud feceris, sive contra non feceris, agant suam naturam et ad ea, quae facti sunt ingenitis legibus et quadam necessitate ducantur. Quid quod isto modo utrique dii desinunt esse suis in viribus et suis in qualitatibus permanere. Nam si bonis, ut prosint, res divina conficitur, aliis autem, ne noceant, iisdem rationibus supplicatur: sequitur ut intelligi debeat, nihil dexteros profuturos, nulla si acceperint munera fierique ex hoc malos: malos autem si acceperint, nocendi posituros mentem fierique ex hoc bonos. Atque ita producitur res eo, ut neque hi dexteri, neque illi sint laevi: aut, quod fieri non potest, utrique ipsi sint dexteri et utrique iterum laevi. Arnobius lib. VII. p. 228. 29.

Unkeuschheit, Unmässigkeit, mit einem Worte, alle Laster der Erde eingiebt, daß er Adam und Eva um das Glück der Unschuld gebracht hat, daß er also Ursache, Quelle, Urheber alles moralischen, mithin auch alles physischen Elends der Erde gewesen und noch ist. Weil der Teufel nicht ewig, nicht unerschaffen ist, so unterscheidet er sich dadurch freylich sehr von dem manicheischen bösen Urwesen. Aber der Manicheer kann doch davon Stoff hernehmen, über die Orthodoxen herzufallen, sie zu nekken. Er kann sagen: Ihr beleidigt den guten Gott viel empfindlicher, sezt ihn weiter herunter, als wir. Ihr macht ihn zum Schöpfer des bösen Urwesens. Er konnte diesem seinem Geschöpfe, so bald es anfieng seine Bosheiten merklich werden zu lassen, gleich widerstehen, Einhalt thun, und er hat ihn einen so grossen Theil der Erde besitzen lassen, daß wenn die Erde in zwo Städte getheilet wird, in die Stadt Gottes und des Teufels, Gottes Stadt nur zween Bürger zählet, gegen zwey Millionen Bürger der Stadt des Teufels! Wir dürfen uns gar nicht darauf einlassen, wie es zugeht, daß unser böses Urwesen so böser Natur ist! Bey einem ungeschafnen Wesen fällt die Frage weg, warum es so und nicht anders ist. Es ist nun einmal so. Seine Natur bringt es so mit sich. Damit ist es gut. Weitere Erörterungen kann niemand mit Recht verlangen. Bey eines Geschöpfes Eigenschaften kann ich fragen, warum sind sie so. Der Grund davon muß allemal in der Ursache liegen, von welcher das Geschöpf eine Würkung ist. Ihr müsset also euren Gott zum Urheber der bösen Natur des Teufels machen. Er hat diese Summe schlechter Eigenschaften schon ganz ausgebildet dem Teufel bey seiner Entstehung mitgegeben, oder nur erst den Saamen und den Keim dazu. In beyden Fällen beleidigt ihr die Gottheit mehr, als wenn ihr sie für nicht allein nothwendig und unabhängig erklären würdet. Hier kommen alle schon vorher angeführte Betrachtungen über den Fall des ersten Men-

schen wieder mit in Anschlag. Wir wollen uns dabey nicht weiter aufhalten, wollen demüthig erkennen und bekennen, daß wir mit der Philosophie hier am Ende sind, daß uns ihre Dunkelheit zum Lichte der Offenbarung führet, wo wir festen und sichern Grund finden. Denn was die Manicheer über Joh. XIIII. 30., wo der Teufel Fürst dieser Welt, und über 2. Corinth. IIII. 4., wo er Gott dieser Welt genannt wird, gesagt haben oder sagen können, das ist zu schwach, unsre biblischen Ueberzeugungen erschüttern zu können.

Bey den Orthodoxen ist es schon lange Gebrauch, mit dem Manicheer den Begrif eines solchen Menschen zu verbinden, der Gott zum Urheber der Sünde macht. Die christlichen Secten beschuldigen sich, so bald sie was von der Art an einander bemerken, des Manicheismi. Die Beschuldigung ist nur mit einer gewissen Einschränkung gerecht. Es ist wahr, der Manicheer leitet das Böse von einem ewigen Urwesen her. Aber aus einem andern Gesichtspuncte betrachtet, kann er sagen: Ich leite die Sünde nicht von Gott her. Nur das gute Urwesen verdient den Namen Gott. Der grosse schöne Name werde nie dem bösen gegeben. Also entfernet diese Lehre eigentlich von Gott das Böse am weitesten. Die übrigen verwickeln Gott alle darein. Will einer dazu sagen: Es ist nicht wahr, daß der Manicheer den guten Gott von aller Schuld frey macht. Er läßt ihn vielmehr einen Vertrag mit dem bösen Urwesen errichten, in die Einführung des Bösen willigen. Da hat er es ja ausdrücklich gewollt, daß Verbrechen und Plagen unter den Menschen seyn sollten. Das kann Gott schlimmer ausgelegt werden, als wenn der Socinianer sagt: Gott wußte die Versündigung seiner Geschöpfe nicht vorher, mußte es darauf wagen, hatte guten Muth, daß ihre natürliche Einsichten, daß seine Drohungen und Verheissungen sie am Guten fest und vom Bösen zurückhalten würden. Einem Manicheer konnte das nicht schwer zu beantworten seyn. Er sagte ja gleich: 1. Gott

1. Gott ist nur den Vertrag eingegangen, weil er sonst gegen seine Geschöpfe gar nicht wohlthätig hätte werden können. Manicheer und Socinianer unterscheiden sich also noch ungemein. Dieser sagt gleichsam: Gott konnte leicht machen, daß der Mensch rein und glücklich blieb, und hat ihn doch lasterhaft und elend werden lassen. Jener sagt nur: Gott mußte das zur Vermeidung eines grössern Nachtheils geschehen lassen. 2. Der Manicheer kann auch die ganze Idee von einem eingegangenen Vertrage hingeben. Er kann das so ausdrücken: Der gute Gott widersetzet sich von Ewigkeit her (oder wenigstens, so lange Geschöpfe waren) allen Lastern und Plagen seiner Geschöpfe, um sie so heilig und froh zu machen, als sie werden können. Das böse Urwesen arbeitete gleichfals eben so lange zu dem entgegengesezten Zwecke. Daher Mischung des Guten und Bösen, wie es in der Welt ist. Würkung und Gegenwürkung der Kälte und der Hitze bringen einen mittlern Zustand hervor. So erklärten sich die Scholastiker alle Mixta aus dem Streite der Elemente. Beyde (die socinianische und manicheische) Erklärungsarten führen an einen fürchterlichen, unabsehlichen Abgrund. Hier ist nur davon die Rede, bey welcher von beyden Erklärungen Gott am meisten schuldfrey ist. Die Manicheer sagen dazu: Auch wir fühlen noch Schwierigkeiten bey unserm Lehrgebäude, aber sie sind unbedeutend, verglichen mit den Schwierigkeiten andrer Lehrgebäude.

Die Jesuiten sagten einmal, es sey besser, an gar keinen Gott zu glauben, als an einen solchen, der den Menschen das Böse verbietet, sie es doch begehen läßt und hernach dafür strafet. Der Gott Epicurs ist mehr Gott als ein solcher. Manicheer und Marcioniten haben sich einfallen lassen, einen zweeten Gott zu schaffen, einen bösen. Euer Gott, ihr Reformirten, ist schlimmer, als Menschen sind. Die Reformirten — in ihrer aller Namen Daillé cc), leugneten die Folge nicht, sondern den

 Grund-

cc) Replique à Adam & Cottibi, Part. II, Ch. I. p. 2. 3.

Grundsaz. Es ist, sagen sie, grobe Verläumdung, uns zu beschuldigen, daß wir Gott zum Urheber der Sünde machen. Ein andrer Jesuit ist auch der Meynung, daß aus der calvinischen Praedestination Atheismus folgt, und der ganze Begrif von Gott damit zerschlagen wird dd). Jürieu ee) beschuldigt Maimburg und beweiset ihm, er habe die Lehre Calvini ungetreu vorgestellet. Das war gut. Dabey hätt' er bleiben sollen. Aber wenn er auch die Folgen der Lehre, wie sie Maimburg vorstellte, leugnet, so fällt es elend, auch wohl aergerlich und widersprechend aus. Erst drehet und wendet er sich, den göttlichen Einfluß auf die menschliche Sünde zu erklären. Dann nimmt er die absolute Praedestination an, und versichert, sie, der Majestät Gottes unbeschadet, annehmen zu können. Wo der Widerspruch zu sichtbar ist, oder wenn er es werden sollte, so ist er bereit, die Hypothese zu verlassen. Wer es nicht einsieht, daß die physische Vorherbestimmung alle Freyheit vernichtet, der nimmt diese Vorherbestimmung an. Wer das einsieht, der verwirft sie, und nimmt nur eine Mitwürkung an ff). Wer eine jede Mitwürkung für Beeinträchtigung der Freyheit des Geschöpfes hält, der läßt das Geschöpf allein an aller thätigen gg) Gesezwidrigkeit Schuld seyn. Er ist nicht anders darauf gekommen, als weil er glaubte, alle mit unserm Willen verbundene Schlüsse der Vorsehung würden nothwendige Begebenheiten herausbringen, und an allem, was böse, was strafbar ist, Gott eben so viel Theil nehmen lassen, als das leidende, verbrecherische Geschöpf

dd) Maimbourg hist. du Calvinisme, Liv. I. p. 56. 73.

ee) Apologie pour les Reformateurs, Part. I. ch. 19. p. 245.

ff) Simultaneam, indifferentem.

gg) Louis de Dole (eines Capuziners) Disputatio quadripartita de modo coniunctionis concursuum dei et creaturae ad actus liberos ordinis naturalis, praesertim vero ad pravos adversus praedeterminantium et assertorum scientiae mediae modernorum opiniones. Lugduni 1634. 4.

Geschöpf daran hat. Es hat ihnen nichts geholfen, daß sie sagten: Sünde kann nicht für ein Wesen gerechnet werden, es ist nur eine Privation (causa deficiens sine causa efficiente). Endlich ist es denn so weit gekommen, daß Gott freye Handlungen seiner Geschöpfe nicht vorher wissen soll. Wozu so viele Hypothesen, so viele Sprünge? Gott sollte ganz unschuldig erscheinen. Es war leicht abzusehen, daß es auf die ganze Religion loßgeht, daß jeder, der Gott zum Urheber der Sünde macht, jeden, der ihn höret, zum Atheismus führet. Daraus ist es auch zu erklären, warum eine jede, von einer andern, dieser Lehre beschuldigte Parthey sich gegen die Beschuldigung, wie gegen eine schreckliche, schändliche, gottlose, gotteslästerliche, teuflische Verläumdung wehret. Und hier sagt nun Jürieu: Meine Lehre hebet die Gottheit auf die höchste denkbare Stufe der Majestät und Grösse. So lobt er eine Lehre, die einen Gott darstellet, der ungerecht, grausam genung ist, unschuldige Verbrecher ewig zu strafen, und beruft sich auf inneres Gefühl, ob eine solche Lehre zum Atheismo führe. Hat Maimburg Calvinum mit Recht beschuldigt, daß er Glauben an einen Gott empfohlen hat, der die meisten Menschen schuf, um sie zu verdammen, nicht weil sie es mit ihren Vergehungen werth waren, sondern weil es ihm so gefiel; an einen Gott, der ewige Verurtheilung schon vorhersahe, noch ehe Verbrechen und Verbrecher waren, beschlossen hatte: hat Calvinus das gelehret, also die Menschen unschuldig, und Gott als Urheber der Sünde dargestellet; so kann Maimburg mit allem Rechte folgern, "daß diese calvinische Lehre die ganze Vorstellung von einem Gott zernichte, gerade zum Atheismo führe." Jürieu schilt die Folgerung unüberlegt, unwissend, närrisch. Maimb. ist ihm dieser Folgerung wegen ein elender Philosoph und Theolog. Vorher hatte sich Jürieu gut genommen, seine Parthey gut vertheidigt, gut es auseinandergesezt, wie unrecht sie beschuldigt wird, wie wenig Verbindlichkeit

sie hat, sich zu allen Folgen ihrer Lehrsätze zu bekennen hh). Nach diesem Ausfalle hätte sich Jürieu ganz vom Platze wegmachen, und nicht so verwegen seyn müssen, zu sagen: Wenn wir auch Gott zum Urheber der Sünde machten, ihm auch Bestrafung unschuldiger Geschöpfe zuschrieben, so ist das nicht der Weg zum Atheismo. Wir erheben vielmehr eben damit die Gottheit, so hoch wir können. Warum sind denn alle christliche Secten dem Geständnisse: Gott ist Schuld an der Sünde; wie der allergefährlichsten theologischen Klippe ausgewichen? Warum war ihnen immer schon allein der Gedanke so schrecklich? Wie doch gewisse Leute besonders glücklich sind! Hätte das ein andrer gesagt, man würde grosses Aergernis daran genommen haben, er hätte das, als eine Gottlosigkeit wiederrufen müssen. Beym Jürieu bin ich vielleicht der einzige, der es rüget. Er fährt fort: Je mehr man Gott in alles mischet, desto fester wird sein Daseyn, desto grösser seine Macht vorausgesezt. Der Gedanke: Gott ist Urheber der Sünde, führet also nicht zum Atheismo. Desto gewisser ist Gott, desto mächtiger ist er! Elendes Gewirre! Also haben die Begriffe der heydnischen Dichter von der Gottheit nichts Irreligiöses? also haben sie nicht zum Atheismo geführet ii)? Sie beschreiben ja nur den Jupiter und die übrigen Götter mit allen Arten von Sünden. Sie beschuldigen eben diese Götter nur, daß sie die Menschen zum Bösen hinlenkten, und sie

hh) Nescire, quod bene cessit, relinquere, nescire desinere. Scaurus apud Senecam.

ii) Nec multo absurdiora sunt ea, quae poëtarum vocibus fusa, ipsa suavitate nocuerunt, qui et ira inflammatos et libidine furentes induxere deos feceruntque, ut eorum bella, pugnas, proelia, vulnera videremus, odia praeterea, dissidia, discordias, ortus, interitus, querelas, lamentationes, effusas in omni intemperantia libidines, adulteria, vincula, cum humano genere concubitus mortalesque ex immortali procreatos. Cic. de N. D. lib. I. c. XVI.

sie hernach dafür bestraften. Es ist einerley, ob ich eine böse Handlung mit meinen eignen Werkzeugen oder durch die Werkzeuge eines andern vollbringe. Mein Gott muß der vollkommenste Geist seyn. Die wesentlichsten Eigenschaften seiner Vollkommenheit sind Heiligkeit, Gerechtigkeit und Güte. Wer ihm diese nimmt, ihn dagegen zu einem mächtigen Tyrannen macht; der tödtet mein Vertrauen zu ihm. Warum soll ich ein solches feindliches Wesen anbeten? warum tugendhaft seyn? So ist der Atheiste da! Religiöse Gesinnungen müssen aus grosser Ehrfurcht, Hofnung und Liebe zusammengesetzet seyn. Ein Wesen, welches ich nur fürchte, weil es mir schaden kann, schaden will, weil es diese Macht und diesen Willen unbarmherzig zur Uebung bringet, ein solches Wesen kann von mir nie Religionsleistung fodern, erwarten. Wer also Gott zum Gesezgeber kk) macht, der selbst Verbrechen veranstaltet, um nachher einen Vorwand zur Strafe zu haben, der macht aus der Religion, bey ihr ohnedem nicht geneigten Menschen einen Gegenstand des ungescheutesten Spottes. Der Gott bleibt immer, auch als Urheber der Sunde bleibt er, so lange das wahr ist, daß ein Wesen so lange noch ist, als es würket; aber er wird ein Gott des Spinoza, der nothwendig ist und nothwendig würket, ohne zu wissen, was er macht, der nicht vernünftig ist, als in wie ferne Gedanken seiner vernünftigen Geschöpfe, auch seine Modificationen sind.

Und bey allem dem Lobe, bey aller Entschuldigung seines Systems sagt Jürieu doch zulezt, er habe Lust, es mit Augustino zu halten, und doch sollte jene Lehre den Gott der Christen auf die höchste Stuffe seiner Grösse heben! Wie das widersprechend und verwegen ist. Er untersteht sich zu sagen, daß es Hypothesen giebt, die unstreitig besser sind, als eine solche, welche

kk) Pufendorf hat die Unterscheidung Gottes des Gesezgebers und des Bestimmers der menschlichen Schicksale vorzüglich bestritten. S. Jus feciale divinum p. 290.

che die Gottheit auf der höchsten denkbaren Stufe darstellet. Muß nicht unsre ganze Thätigkeit, Gottes Ehre, Gottes höchste Ehre zum lezten Zwecke nehmen? Was ist denn von einem Theologen zu halten, der das System der Supralapsarier für das beste Mittel zur Verherrlichung Gottes erkläret, und gleich nachher sagt, Augustini Hypothese ist doch vorzüglicher? Den gotteslästerlichen Gedanken kann er damit nicht entschuldigen, daß auf dem ersten Systeme grosse Schwierigkeiten haften. Einige Schwierigkeiten mehr oder weniger können kein Recht zur Erniedrigung der Gottheit geben. Und wäre noch Augustini Lehre so leicht und einfach! Aber klagt er nicht selbst über grosse Lasten, unter welche er nur darum sich bieget, weil auch die leichtern Erklärungsarten ihre Lasten haben? So ein Mann ist Jürieu!

Aus dem allen schliessen wir: Ein Manicheer unter uns sieht die äusserste Sorgfalt der Christen, Gott von allem Antheil der Sünde frey zu machen, wie sie nur allein in dieser Absicht Hypothesen theils erfinden, theils mit grosser Heftigkeit vertheidigen. Durch dieses beständige Schauspiel wird er dreist und stolz, zu behaupten: Hier ist die gefährlichste Klippe! In der Behauptung stärken ihn die aufrichtigen angstvollen Bekenntnisse so vieler alter und neuer Kirchenlehrer. Origenes klaget in ihrer aller Namen ll).

Auch die platonischen Philosophen neigten sich zu den Manicheern. Ich will das hier nur vom Maximus Tyrius beweisen mm). Er fängt seine hiehergehörige Betrachtung damit an: Wenn ich wissen will, woher das Gute

ll) Εἴπερ ἄλλός τις τόπος τῶν ἐν ἀνθρώποις ἐξετάσεως δεόμενος, δυσθήρατός ἐστι τῇ φύσει ἡμῶν, ἐν τούτοις καὶ ἡ τῶν κακῶν ταχθείη ἂν γένεσις. Origenes contra Celsum lib. IIII.

mm) Unter seinen Abhandlungen hat die 25ste diese Ueberschrift: Τοῦ θεοῦ τὰ ἀγαθὰ ποιοῦντος πόθεν τὰ κακά.

Gute der Erde gekommen ist; so darf ich darum kein Orakel fragen, es ist mir ohnedem einleuchtend genung, daß es von Gott entstanden ist, so wie ich überzeugt zu seyn glaube, das Böse kann nicht vom Himmel gekommen seyn nn). Nach der Entstehung des Bösen muß ich die Götter fragen. Darauf rechnet Max. die Plagen des menschlichen Leibes auf und schliesset aus der Summe: Der Mensch sey das unglücklichste Geschöpf. (ὀυδὲν ἀκιδνότερον) Hernach überlegt er die Seelenübel und läßt Homer im Namen der Götter antworten: "Die Menschen wollen den Göttern ihr Elend zur Last legen. Und sie haben es sich durch eigne Verbrechen zugezogen." Himmel und Erde, fährt er fort, sind zween ganz verschiedene Oerter. Im Himmel ist kein Elend. Auf der Erde Mischung des Guten und Bösen. Das Gute kömmt vom Himmel. Das Böse ist natürliche Verdorbenheit der Erde. Diese Verdorbenheit fliesset aus zwo Quellen, entweder aus der Materie selbst, oder aus der menschlichen Freyheit. Bey der ersten Verdorbenheit denke man sich die Materie der Erde, wie etwas, das ein guter Künstler bearbeitet. Alle Verschönerungen daran sind Werke der Kunst. Ist auf der Erde was nicht recht, so schreibe man das der Kunst nicht zu! Der Künstler verleugnet nicht mit Absicht, nicht wissentlich die Kunst, so wenig der gute Gesezgeber wissentlich, absichtlich Gerechtigkeit verleugnet, und der göttliche Verstand muß noch immer viel besser den rechten Punct treffen können, als alle Menschenkunst. Bey mechanischen Arbeiten kommen oft Würkungen heraus, die Hauptabsicht des Arbeiters waren, und andre, die von sich selbst, unter der Arbeit entstehende, nicht abgezweckte, nicht zufällige, sondern nothwendige Modificationen der verarbeiteten Materie sind.

nn) Ὀυ γὰρ ἐξ ὀυρανοῦ μὰ Δία ὀυκ ἐξ ὀυρανοῦ φθόνος γὰρ ἔξωθεν τοῦ χοροῦ ἵσαται. Heinsius will zu χορου θειυ hinzugesezt wissen.

sind. So z. E. wenn heisses Eisen auf dem Ambos geschmiedet wird, sprühen nicht auf allen Seiten Funken heraus? Darum schmiedet der Schmid das Eisen nicht. Das Funkensprühen ist nicht seine Absicht. Es kommt zwar von ihm, aber zufälligerweise, ohne daß er es will, oder oft auch, ohne daß er einmal diese Modification des Eisens bemerket. So ist auch Laster und Plage der Erde nie Gottes Werk. Weltschöpfung war Gottes Hauptzweck. Unter dieser Arbeit kamen jene nothwendige Uebel auf. Dem Schöpfer ist das Erhaltung, worüber wir jammern, was wir Verheerung und Verwüstung nennen. Zur Erhaltung des Ganzen müssen Theile leiden. Pest und Erdbeben, Ueberschwemmung und Lava schaden nur einigen Theilen des Ganzen und bringen andre Theile wieder neu hervor. So hat schon Heraclit gesagt: "Tod des einen ist Leben des andern! Leben des einen Tod des andern! Untergang der Erde zeuget Feuer, des Feuers Luft, der Luft Wasser, des Wassers wieder Erde." Hier frage man den Maximus T. Warum glaubst denn du, daß die physischen Plagen nicht mit zur Absicht, nicht mit zum Werke Gottes gehören? Sind sie zur Erhaltung des Ganzen so nothwendig und will Gott Erhaltung des Ganzen, muß er nicht denn auch vorher an diese Plagen gedacht, sie in seinem Plane mit berechnet haben? Wenn das auch ist, müßte Max. antworten, so sind sie nur, weil es die Materie so mit sich brachte, wider Gottes Willen mit in sein Werk gekommen. So weit vom physischen Uebel! Nun zum moralischen!

Da sagt nun Max. T.: Zum moralischen Uebel ist die menschliche Seele Mutter und Amme! Eine Erde mit Pflanzen und Thieren sollte werden. Plagen sollte sie in ihrem Schoosse fassen. Aller Jammer sollte vom Himmel entfernet werden, kam auf sie herab. Die lebendigen Geschöpfe sollten in zwo Classen getheilet seyn, in Menschen und Thiere. Die Menschen sollten besser, als alle Thiere, schlechter als Gott seyn. Dieses Schlechterseyn

terseyn sollte nicht darinn bestehen, daß sie sterblich sind, denn ihr Tod ist Anfang eines zweyten unsterblichen Lebens. Gott erfand, um sie unter sich zu erniedrigen, dieses Mittel oo). Er sezte die menschliche Seele in den menschlichen Leib, wie einen Kutscher auf den Bock, gab ihr die Zügel und damit Freyheit, wohin sie wollte, zu fahren. Sie gab dem Wagen die gehörige Richtung, hielt die ungestümen Pferde zurück, aber diese Pferde waren gar zu ungeschickt, eines hieher, das andre dorthin, einige auf die Seite der Unmässigkeit, andre auf die Seite der Verwegenheit und Wuth, andre der Schläfrigkeit und Faulheit. Der Wagen flog hin und her. Der Kutscher konnte nicht mehr halten, ließ sich dahin fahren, wohin die hitzigsten Pferde strebten, in das Gebiete der Unmässigkeit, Unkeuschheit rc. So löset Maximus T. sich den ganzen Knoten.

Ich bemerke dabey vorzüglich zweene Fehler:

1. Er nimmt doch eigentlich zwey Urwesen an, Gott und die Materie, beschreibet seinen Gott zwar sehr gut, aber doch zu ohnmächtig, die Verdorbenheit der Materie zu verbessern. Diese natürliche, ganz unverbesserliche Verdorbenheit ist Quelle jedes physischen Uebels und veranlasset das moralische. Sie giebt dem menschlichen Leibe eine Neigung, einen überwiegenden Hang zum Laster und Verbrechen, daß die Seele, wie von kollerichten, wilden Pferden, mit fortgerissen wird.

2. Gottes höchste Heiligkeit und Güte rettet M. T. nicht. Ein guter, liebender Vater hält seine Kinder von flüchtigen Pferden ab und wird sie nicht zur Armee schikken, wenn er weiß, auch nur mit grosser Wahrscheinlichkeit weiß, daß sie bey aller ihrer Geschicklichkeit umkommen werden, oder daß sie bey ihrer noch so guten vorigen Erziehung der Soldatenstand zu grossen Bösewichtern

oo) Was nun kommt, ist äusserst schwach, und reimt sich gar nicht zu jenem: Μα Δια. S. die vorige Note.

tern umschaffen wird. Diese Hypothese begränzt also die göttliche Macht und sezt die übrigen göttlichen Eigenschaften allen manicheischen Angriffen aus. Sie hat die Vortheile der christlichen Hypothese vom freyen Willen nicht, und hat doch ihre Beschwerden.

Ich überlese diesen ganzen Artikel, und je öfterer ich das alles überdenke, desto gewisser wird es mir, daß natürliche, philosophische Einsichten diesen Knoten nur immer mehr und enger zusammenziehen. Mir ist jezt noch verschiedenes eingefallen, woran ich bey der ersten Ausgabe nicht dachte, und wodurch meine Ueberzeugung neu und stärker geworden ist, daß die beste philosophische Antwort — die Entscheidungen der Offenbarung bleiben immer ausgenommen — auf die Frage: Warum hat Gott Versündigung der Menschen zugelassen, so lauten muß: Ich weiß es nicht, ich glaube, Gott muß dazu, mir unbegreifliche, seiner unendlichen Majestät würdige Ursachen gehabt haben. Mit dieser Antwort werde jeder Streiter kurz abgefertigt! Will er den Streit weiter fortsetzen, so lasse man ihn allein sprechen und er wird bald stille werden. Wagst du dich mit ihm auf den Plaz, willst du ihm beweisen, daß die unverlezlichen Rechtet der Freyheit wahrer und nothwendiger Grund der Zulassung sind, so machst du dich zu Antworten auf seine Widersprüche verbindlich und wirst ihm nicht gewachsen seyn, er wird dir besonders folgende zwo, der Vernunft so einleuchtend scheinende, Gedankenreihen entgegen stellen:

1. Gott hat seine Geschöpfe aus blosser Güte werden lassen, und als wohlthätiges Geschenk besitzen sie alle ihrem Geschlechte eigne Vollkommenheiten. Gott hat also an den Geschöpfen, deren Eigenschaften Vorzüge haben, mehr Güte bewiesen, als an Geschöpfen mit minder vorzüglichen Eigenschaften. Nach einer ganz besondern Güte schenkte Gott dem Menschen Freyheit des Willens. Ein Geschenk, mit welchem sich der Mensch über jedes

jedes andre Erdengeschöpf hebet. Nur ist es unbegreiflich, wie ein wohlthätiges Wesen vorzügliche Geschenke machen konnte, ohne damit den Wohlstand der Beschenkten vorzüglich erhöhen zu wollen. Es muß also, jenes wohlthätige schenkende Wesen die Einrichtung treffen, daß die Beschenkten Vortheile des Geschenkes haben, es muß sie abhalten, so lange seine Kräfte hinreichen, daß sie sich nicht damit verderben. Ist kein abhaltendes Mittel mehr da, als Zurücknehmen des Geschenkes, so werde das Geschenk zurückgenommen! (entweder das Versprechen oder die würkliche Schenkung) So kann sich der Wohlthäter am besten in seiner Würde des Gönners, des Freundes erhalten. So verändert er sich gegen den Beschenkten nicht. Er ist ohne Schatten der Veränderung noch eben so sehr Freund des Beschenkten, als er bey der würklichen Schenkung war. Dieselbe Güte, welche mich bewog, etwas zu verschenken, wovon ich glaubte, daß es dem neuen Besitzer nützlich seyn würde, kann und muß mich auch bewegen, es ihm wieder zu nehmen, so bald ich merke, daß er sich damit unglücklich machen wird. Weiß ich es nur zur rechten Zeit und bin ich stark genung, so kann ich nicht ruhen, bis ihn mein Geschenk schon würklich verdorben hat; ich nehme es ihm, noch ehe das Verderben eingebrochen ist. Das ist Güte nach ihren wesentlichen Begriffen und Kennzeichen. Das ist Güte beym Schöpfer, wie beym Geschöpfe. Vater, Herr und König, Sohn, Knecht, Unterthan, sind, wenn sie sich so betragen, gütig. Daher dieses Dilemma: Gott hat sich damit, daß er dem Menschen Freyheit schenkte, gütig oder nicht gütig bewiesen! Das lezte mag wohl niemand hören, also das erste, gütig hat sich Gott bewiesen, sehr gütig. Was folgt daraus? So mußte Gott dem Menschen das Geschenk wieder nehmen, es mogte kosten, was es wollte, und nicht erst warten, bis sich der Mensch durch die Sünde so tief gestürzet hatte. Konnte Gott das Geschenk dem Menschen ruhig lassen, bis zum

Verderben, so hatte sich entweder seine Güte verändert, noch ehe die Menschen den ersten guten Weg verliessen, — wer will das sagen? — oder er hatte sich bey der Mittheilung des Geschenkes nicht gütig bewiesen. Das war der erste Saz des Dilemma. Es giebt gewisse stark verpflichtende Schonungen. In Nothfällen gelten sie nichts. Da muß man sich über sie hinaussetzen. Ein Sohn, der seinen wahnsinnigen oder verzweifelnden Vater im Begriffe, sich aus dem Fenster zu stürzen, sieht, thut wohl, wenn er ihn sonst nicht halten kann, daß er ihn mit Strikken oder Ketten anbindet. Fällt eine Königinn ins Wasser, so umfasse, ergreife, der erste der beste Bediente, sie bey den Haaren (wie das würklich einmal bey der Königinn Christina soll geschehen seyn), und wenn er ihr auch die halbe Frisur abreissen sollte! Wenn einer eine wohlangezogene Dame, da er sie halten könnte, von einer Anhöhe stürzen liesse und sich hernach entschuldigen wollte: Mir war bange, daß ich ihren Puz verderben mögte! Wie schwach würden wir das finden! Bey solchen Gelegenheiten ist Zwang und Gewalt Wohlthat! Und wenn ein Mensch am Rande des Grabes umhertaumelt, so erweise ich ihm, auch wenn es sein Wille nicht ist, einen Liebesdienst, damit daß ich ihn halte, bis zur Verrenkung seiner Glieder halte. Wenn die Schmerzen und das Fieber vorüber sind, so dankt er es mir. Der Spruch pp): Wer einen wider seinen Willen beym Leben erhält, der ist wie sein Mörder anzusehen, gilt uns nichts. Die größten Toleranzprediger würden den seynsollenden Befehl: Nöthige sie hereinzukommen! buchstäblich ausgeführet wissen wollen, wenn sie das Hereinkommen der Irrenden in die Kirche, zur Messe für sichre Rettungsmittel hielten. Ich lese denselben Gedanken so ausgedrückt: "Wenn ich einen Menschen vor meiner Thüre stehen sähe, der, weil es eben stark regnet, naß wird, und ich ihm gerne

pp) Invitum qui servat, idem facit occidenti. Horat.

gerne aus der schlimmen Lage helfen wollte, so kann ich ihn entweder mit Worten hereinnöthigen, oder wenn ich stärker bin, als er, so kann ich ihn beym Arm nehmen und hereinziehen. Auf beyde Fälle hab' ich meinen Zweck erreicht: Der Mensch sollte nicht naß werden. Es ist in dieser Rücksicht einerley, ob er aus freyer Entschliessung, oder auf Bitte, oder mit Gewalt unter Dach gekommen ist. Genung, er steht nun trocken. Wenn es eben so mit der Hölle wäre, wenn man ihr eben so ausweichen könnte, so hätten die gewaltigen Bekehrer Recht. Wenn sie nur die Leute unter das Gewölbe der Kirche bringen dürften, um sie seelig zu machen, so hätten sie Recht, das mit allen gewaltsamen Mitteln bey entstehendem Widerstande zu thun rc. qq)" Was ich vorher von der gewaltsamen Rettung von Tod und Gefahr im Allgemeinen sagte, das ist vorzüglich für Väter verpflichtend. Nur ein pflichtvergessener Vater kann seinem Sohne das Messer, den Degen lassen, womit das Kind im Begriff ist sich zu verwunden. Er muß ihm das Geschenk nehmen, seiner Bitten und Thränen nicht achten. Findet er ihn in einer für sein ganzes Leben gefährlichen Gesellschaft, so muß er ihn mit Gewalt herausziehen, und wenn er ihn nicht mehr zwingen kann, den Arm der weltlichen Obrigkeit zu Hülfe rufen. Will er das nicht, seinen Sohn nicht zwingen, nicht sclavisch behandeln, so liebt er ihn entweder gar nicht, oder doch nicht recht.

Die unverlezlichen Rechte der Freyheit können also die Wege der Vorsehung bey jener Zulassung nicht aufklären. Immer schallet die Stimme: Wie, ihr denket euch Gott als Vater der Menschen und lasset ihn euch lieber einen kleinen Zwang, Verdruß der Entbehrung, als ewigen Jammer ersparen? Ist das väterliche Güte? Der freye Wille wird geschonet, die Neigung des Menschen, der sich nun auf immer um Unschuld und Seeligkeit brin-

qq) Commentaire philosoph. sur contrains les entrer, P. III. p. 57.

gen will, wird mit aller Sorgfalt freygelassen, und das ist Erhaltung der Freyheitsrechte? Ist das nicht eben so, als wenn ihr zu einem Menschen, der auf eurer Seite hinfällt und ein Bein bricht, sagen wolltet: Wir hätten Ihnen den Fall wohl ersparen können, aber uns war bange, wir mögten einige Falten Ihres Kleides in Unordnung bringen. Das Ebenmaas ist uns zu heilig, als daß wir es vorsezlich zerreissen wollten. Wir hielten es daher für besser, Sie der Gefahr des Beinbruchs auszusetzen!

Erlaubnis des Gebrauchs und Misbrauchs kann bisweilen Zeichen einer besondern Gnade seyn rr). Aber in dem Falle wird der Misbrauch nicht gestrafet, und hier ist doch immer Strafe des Misbrauchs. Diese Fälle gehören also nicht zusammen.

II. Und das alles ist nur schwach verglichen mit dem, was kommen soll. Bisher hies es nur: Wenn einer seine Lieben nicht anders von Schande, Tod oder sonst einem grossen Uebel retten kann, als mit einer kleinen Kränkung, so muß er sie das leiden lassen. Nachgeben, Gefälligkeit gegen ihren schädlichen Eigensinn ist mehr Grausamkeit, als Güte. Wenn die gewaltsam Geretteten zur Erkenntnis der Folgen kommen, so schimpfen sie selbst am meisten auf jene schädliche Güte und danken am ersten für die nüzliche Härte. Das ist für jedermann begreiflich. Adam und Eva würden jeden noch so empfindlichen Stos, der sie von der Sünde zurückgetrieben hätte, in der Folge so hoch geschäzet haben, als irgend eine der vorigen göttlichen Wohlthaten. Das ist der Kern meiner vorigen Anmerkung. Jezt geht es anders. Ich räume dem Gegner alles ein, lasse das, als Wahrheit, voraussetzen: Dem Menschen, wenn er einmal frey geschaffen war, mußte der reine, volle Gebrauch seiner Freyheit ungestört, ohne

rr) So erlaubte K. Nero dem Vater Herodis, Atticus, Gebrauch und Misbrauch eines in seinem Hause gefundenen Schatzes. Voiages de M. Spon. Tom. II. p. 164. holl. Ausgabe.

ohne allem Zwang erhalten werden. Ich will zugeben, es war das gar nicht zu machen, wie mit Paulo Apostelgesch. VIIII. 5. Freyheit war eine unersteigliche Festung, ein Vorrecht, das nicht geschmälert, nicht einmal angegriffen werden durfte. War es nicht doch möglich, den Fall der Menschen zu verhindern? Es war ja keine körperliche Bewegung zu hemmen, nur eine Würkung des Willens durfte geleitet werden. Und war es Gott nicht eben so leicht, dem Willen eine ihm gefällige Richtung zu geben, als es uns leicht ist, eine Falte zu biegen? Also rc. ss)

Sagen nicht die meisten Theologen mit einem Munde: Gott kann in der menschlichen Seele, ihrer Freyheit unbeschadet, gute Richtungen der wollenden Kraft hervorbringen? Ein Vorschmack künftiger Freuden, ein den verführerischen Eindruck schwächender, neu gewürkter Gedanke und tausend andre vorläufige, auf den Geist und innern Sinn des Menschen würkende Mittel hätten gemacht, daß die vernünftige Seele ihre Freyheit gut angewendet, immer die rechte Strasse gehalten hätte, ohne mit unwiderstehlicher Gewalt dahin gestossen zu seyn. Calvinus selbst würde das in Ansehung Adams vor dem Sündenfalle nicht leugnen, alle catholische Theologen, auch selbst die Jansenisten geben das sogar bey dem sündigen Menschen zu. Sie sagen nämlich, er könne was verdienen, wenn er gleich mit einer Gnade handelt, die entweder an und für sich selbst die Würkungen vollendet, oder doch den guten Erfolg unausbleiblich vorbereitet. Sie müssen daher auch gestehen: Eine so zur rechten Zeit dem Adam geleistete göttliche Hülfe, mit welcher Versündigung unmöglich war, hätte zugleich mit dem Gebrauche seiner Freyheit bestehen können, wäre dem Menschen gar nicht widriger Zwang gewesen, weil er doch noch immer Vermögen und Gelegenheit behalten hätte, sich verdient

 zu

ss) Dabey hätten die Axiomata: voluntas non potest cogi. volitio muß ungezwungen, frey seyn — bleiben können, was sie sind.

zu machen. — Was ist dagegen zu thun? Will man sagen: Gott ist seinen Geschöpfen nichts schuldig, keine Verpflichtung kann ihn bestimmen, seinen Menschen mit einer nothwendigen oder gewissen Gnade beystehen zu müssen? Warum sagtet ihr denn, Gott mußte die menschlich Freyheit schonen? Wenn er das mußte, war er denn nicht seinen Geschöpfen das schuldig? Auch das bey Seite, Gott soll auch allen seinen Geschöpfen nichts schuldig seyn, so ist er doch sich selbst alles schuldig, und kann nichts gegen seine wesentlichen Eigenschaften unternehmen. Er ist allein heilig, gütig, mächtig, woher so viel moralisches und physisches Elend?

Lieber Mensch! wer bist du, daß du mit Gott rechten willst? Spricht auch ein Werk zu seinem Meister: Warum machst du mich also? Röm. VIIII. 20. 21. Das ist die rechte Antwort. Dabey soll es bleiben. Und so kommen wir denn an den Eingang der Laufbahn zurück. Wir hätten auch billig gar nicht weiter gehen müssen. Was hilft es, sich eine Zeitlang weiter gewagt zu haben und sich hernach doch wieder in die alte Festung verschanzen zu müssen? Die Orthodoxen haben jeden manicheischen Angrif, als Angrif auf ein Factum anzusehen, das seinen klaren, gewissen Grund in der Bibel hat. Sie müssen ja doch zulezt gestehen, daß ihnen Grund und Ursache ganz unbegreiflich ist, warum gestehen sie das nicht gleich anfangs und lassen es damit gut seyn? Wie ruhig können sie denn nicht jeder philosophischen Einwendung mit und ohne Chicane zuhören! Sie dürfen ja nur stille seyn und glauben!

Daniel Heinsius tt) sagt, die Pythagoreer, besonders ἀκουσμάτικοι hätten, ausser dem τὸ τί ἐςι und τὸ τί δεῖ πράττειν auch besonders untersucht, τὸ τί μάλιςα, die höchsten Grade der Dinge. Damit beschäftigte sich auch

tt) In Notis ad Max. Tyrium, p. 160. Was hier noch gesagt wird, ist als ein Nachtrag zu der vorigen Untersuchung über Maximi Manicheismus anzusehen.

auch die ganze Philosophie der sieben griechischen Weisen uu). Sie fragten nicht so sehr nach dem Guten, als nach dem Besten, nicht so sehr nach dem Schweren, als nach dem Schwersten. So wurde bey ihnen auf die Frage: was ist das Wahrste? geantwortet, daß Gott gut ist und die Menschen böse sind. Daher die Frage: Wie geht es zu, daß die Menschen böse sind, wenn doch Gott so gut ist? Maximus T. untersuchte das besonders in Rücksicht auf die platonische Lehre von drey göttlichen Eigenschaften, nach welcher Gott 1. wesentlich gut, die Güte selbst, 2. unveränderlich, 3. die Wahrheit selbst ist. Der ersten Eigenschaft nach ist Gott nicht allein für sich gut, sondern ist er auch die Quelle alles Guten, weil in ihm die Idee, mithin auch die würkende Ursache alles Guten liegt. So entsteht also die Frage: Woher das Böse? Heinse schäzt die Frage sehr wichtig für die Sittenlehre, und beweiset diese Wichtigkeit mit dem Zeugnisse eines Simplicii xx). Der Simplicius sagt und beweiset, daß eine jede falsche Erklärung der Entstehung und wesentlichen Beschaffenheit des Bösen gottlose Gesinnungen erzeuge, den Grund der Sittenlehre stark erschüttere und die schlechten Vertheidiger der guten Sache in unaufhörliche Zweifel verwickle. Darauf widerlegt er die manicheische Lehre im Allgemeinen stark und gründlich, besser noch im Betracht gewisser einzelner Folgesäze. Aber wenn er seine Hypothese soll ins Licht sezen, beweisen, so fehlt es. Da macht er es, wie so viele alte, wie die meisten neuern Kirchenlehrer, und erklärt sich den Grund der Entstehung des Bösen allein aus den unverbrüchlichen Rechten der Freyheit. Das ist auch der einzige Durchgang zu einem Kreuzwege, über welchen sich ein Geistlicher

uu) Plutarchi Symposion 7 Sapientum.

xx) Simplicius in haec Enchiridii Epicteti verba: Ὥσπερ σκοπὸς οὐ τίθεται πρὸς τὸ ἀποτυχεῖν· οὕτως οὐδὲ κακοῦ φύσις ἐν κόσμου γίνεται

cher zu Paris soll erklärt haben: "Ich sehe vier Wege, die Wege der Calvinisten, Jansenisten, Thomisten, Molinisten. Ich weiß wohl, wo ich nicht, aber nicht, wohin ich soll! Den ersten Weg verbietet mir das tritendinische Concilium, den zweeten päbstliche Bescheide, den dritten die Vernunft, den vierten Paulus." Der Mann war ein Catholicke. Wer das nicht ist, der kann sich eher helfen, Ihm entscheidet Paulus besser, als Kirchenversammlungen und Päbste.

Socinus (Laelius), der erste Stifter der socinianischen Secte, gebohren zu Siena 1525. Sein Vater Marianus Socinus, selbst ein berühmter Rechtsgelehrter, wollte diesen seinen dritten Sohn, wie die zwey ältern, der Rechtsgelehrsamkeit wiedmen. Laelius fieng schon frühe an, den Grund der Gesetze in der Bibel zu suchen. Bey der Gelegenheit fand er viele Lehren der römischen Kirche mit der Offenbarung nicht übereinstimmeud. Seine Begierde, die Bibel recht zu verstehen, nahm immer zu, er lernte in der Absicht Griechisch, Hebräisch, auch Arabisch, und verließ Italien bald, um in protestantische Gegenden zu ziehen. Diesen Entschluß hatte vermuthlich Furcht erzeuget. Die Härte des Religionszwanges in seinem Vaterlande war ihm bekannt. Er fieng seine Reise 1546 an, und durchzog in vier Jahren Frankreich, Engelland, die Niederlande, Teutschland, Pohlen, und blieb in Zürich. Er machte sich den größten Gelehrten jener Zeit bekannt. Sie bezeugten ihm in ihren Briefen viel Achtung, hatten aber auch zum Theil aus den Zweifeln, die er zu äussern pflegte, Verdacht auf ihn, daß er wohl wenigstens viel Anlage hätte, Arianer oder Photinianer zu werden. Calvinus gab ihm schon 1552 einen derben Wink a). Den Wink und die Hinrichtung Servets

a) Vita Fausti Socini in capite Vol. I. Bibliothecae Fratr. Polonorum. Quod pridem testatus sum, serio iterum moneo.

vers merkte sich Socinus, ließ sich nur zu rechter Zeit und am rechten Orte heraus, und wußte sich so geschickt zu nehmen, daß er unter den abgesagtesten Feinden seiner Grundsätze sicher lebte. Das Beyspiel wird in Fausti S. Lebensbeschreibung allen zur Nachfolge vorgestellet, die mit Gewalt Märtyrer werden wollen, mehr des gehoften Ruhms wegen, als aus Eifer für die Wahrheit. Laelius fand einige seiner Lehre sehr ergebne Schüler, und das waren größtentheils Italiener, die in Teutschland und Pohlen umherreißten. Er gab auch seinen Verwandten Unterricht durch Schriften, die er in Siena hinterließ. Nach seines Vaters Tode — der starb zu Bologna 1556 — gieng er nach Pohlen und erhielte vom Könige Empfehlungsbriefe an den venetianischen Doge, und den Großherzog zu Florenz. Dadurch suchte er, und fand auch Sicherheit, sich in Venedig aufhalten und die Erbschaft seines Vaters mit den übrigen Verwandten berichtigen zu können. Seine nächste Familie war schon damals sehr zerstreut und der Ketzerey verdächtig. Sein Bruder Camillus war im Gefängnisse, die andern, unter ihnen auch Faustus sein Neffe, hatten sich mit der Flucht gerettet. Laelius gieng nach der Schweiz zurück, und starb daselbst zu Zürich im May 1562. Faustus war in Lion und reißte bey der ersten Nachricht von seines Vatersbruders Tode nach Zürich, bemächtigte sich der noch ganz zusammengebliebenen Papiere, die er in der Folge nuzte.

Zu diesen Nachrichten kommen noch einige besondere b): "Laelius Socinus, gebohren zu Siena 1525, fieng 1546 mit einer Gesellschaft von mehr als 40 Personen Unterhandlungen über Religionssachen an. Sie versammleten sich in aller Stille auf venetianischen Landgütern und bezweifelten vorzüglich Dreyeinigkeit und Genugthuung

moneo, nisi hunc quaerendi pruritum mature corrigas, metuendum esse, ne tibi gravia tormenta accersas.

b) Aus der Antitrinitarier Biblioth. p. 18.

nugthuung J. C. Ochin, Valentin Gentilis und Paul Alciatus waren Mitglieder dieser Gesellschaft. Sie wurden entdeckt; einige von ihnen litten Gefängniß, andre Todesstrafe, die übrigen zerstreuten sich." Das ist wenigstens chronologisch falsch; denn Ochin verließ schon 1542 Italien. Zanchius erzählet, Laelius habe auch ihn mit seinem Gifte beflecken wollen, er habe die irrigen Lehren nicht ausdrücklich, sondern als Zweifel, als strittige Sätze vorgetragen. Uebrigens sey er ein guter Hebräer und Grieche, auch ein Mann von gutem sittlichen Charakter gewesen c). Zu der Zeit hatte Laelius schon eine ganz photinianische Umschreibung des ersten Capituls im Evangelio Johannis bekannt gemacht. Auch schrieb Laelius einen Dialogum 1554 gegen Calvini Schrift von der Todesstrafe für Ketzer d). Calvinus und Vaticanus werden redend eingeführet. Man hat diese Schrift bisweilen dem Castalio zugeschrieben, aber Cloppenburg e) und Hoornbeek f) schreiben sie dem Laelius S. zu. Auch soll er das Werk de haereticis capitali supplicio non afficiendis, das mit dem falschen Namen Minus Celsus Senensis herauskam, geschrieben haben. Der Dialogus, Martini Bellii Dialogus Laelius de Haereticis gladio coërcendis, ist in der antrinitarischen Bibl. dem Laelius ausdrücklich zugeeignet. Hoornbeek führt einen Beweis von der grossen Achtung, die Melanchthon anfangs für diesen Laelius hatte. Uti Zanchium, quamdiu cum eo viveret mirifice fefellit Laelius, similiter bono viro Philippo Melanchthoni, quocum triennium exegit familiariter, adeo imposuit, ut Philippus pro eo, tanquam optimo viro a. 1557 intercesserit, tum ad Imperat. Maxim. II. tum ad

c) Zanchius in Praefat. Libri de tribus Elohim apud Bib. Ant. p. 19.

d) Wurde 1612 in Holland mit einigen ähnlichen Stücken wieder abgedruckt, 1613 holländisch übersezt.

e) In Praef. Compendioli Socinianismi confutati.

f) In Summa Controv. lib. VII. p. 442. ed. 1653.

ad Poloniae Regem Sigismundum, ut horum nomine Laelius legati vicem Venetiis obire eaque ratione paternam haereditatem, sibi ob consuetudinem cum Protestantibus in Germania interclusam, adire tutius posset.

Socinus (Faustus), Alexandri, eines frühe gestorbenen berühmten Rechtsgelehrten Sohn, Laelii Brudersohn gebohren zu Siena 1539 am fünften December.

Nicht der erste, aber doch der wichtigste Stifter der nach ihm genannten Secte, die, so viel sie auch verfolget wurde, sich dennoch lange, vorzüglich in Pohlen, gehalten hat. Erst von diesem Druck und der Verfolgung, dann von seiner Person! Sigismund August verstattete allen von der römischen Kirche getrennten Secten Gewissensfreyheit. Anfangs hielten sie sich alle zusammen. Als die Protestanten aber den eigentlichen Glauben der Unitarier kennen lernten, so wollten sie nichts mehr mit ihnen gemein haben, und es entstunden also zwo grosse Gemeinden. Gregorius Pauli fieng zu Cracov die Trennung an. Die Unitarier hatten verschiedene Kirchen in Pohlen und Litthauen, sowohl in grossen Städten, als auch auf adelichen Gütern. In Racov errichteten sie ihren Hauptsitz. Da hielten sie jährlich eine feyerliche geistliche Zusammenkunft, errichteten eine Druckerey und Schule. Dasige Catholicken schickten ihre Kinder in die Schule. Auch giengen einige Alte, mit unter auch Protestanten, zu ihnen über. Aus ihrer Druckerey kamen viele Bücher in auswärtige Länder. Dieser ruhige Wohlstand wurde schon 1638 sehr erschüttert. Einige racovische Schüler hatten ein hölzernes, auf der Landstrasse stehendes, Crucifix zerbrochen. Darauf wurde zu Warschau auf dem Reichstage beschlossen, es sollte die Schule niedergerissen, die Kirche zugeschlossen, die Druckerey zerstöret, die Geistlichkeit mit den Schullehrern verwiesen werden. Und das wurde zu Racov nicht allein ausgeführet. Die Obrigkeit zu Lublin zerstörte nicht lange nachher die Kirchen

chen zu Kiselin und Berese in Vollhynien unter dem Vorwande, die racovischen Priester und Schullehrer wären dahin geflüchtet. Auf dem Reichstage kam 1647 ein Urtheil wider Jonas Slichtling und sein Buch Confessio christiana. Er sollte das Land räumen, und sein Buch vom Henker verbrannt werden. Aller der Unruhen ohngeachtet, hatten doch die Unitarier in Pohlen bis 1658 hie und da Religionsübung. In dem Jahre sollten sie aus dem Lande. "Einige Unitarier hatten dem Könige von Schweden gehuldigt, da er schon beynahe ganz Pohlen eingenommen hatte. Davon wurde Vorwand hergenommen. In der Verurtheilung selbst wird der Grund aus Furcht für den Schweden nicht genannt. Der König von Schweden hatte sich besonders ausbedungen, es sollte kein Pohle, der sich während der Unruhen zu den Schweden gehalten hätte, deswegen im geringsten zur Verantwortung oder Strafe gezogen werden. Allein auf die Lehre dieser Leute wurde die Verweisung gegründet. Wollen wir, hieß es, himmlischen Seegen über das Reich herabrufen, so müssen wir die Verläugner der ewigen Gottheit des Sohnes Gottes daraus entfernen. Mit dieser frommen Sprache wurden sie befehligt wegzugehen, wurde Gehorsam gegen den Befehl bey Lebensstrafe geboten, wurden ihre Güter eingezogen, wurde jedermann verboten, ihnen die geringste Gefälligkeit oder Wohlthat zu erweisen, auch bey Lebensstrafe."

Von dem harten Schlage haben sich die Socinianer nie ganz wieder erholet. Damals giengen sie fürs erste nach Siebenbürgen, Schlesien, Preussen, überall, wo sie ankommen konnten. In der lateinischen a) Erzählung ist

a) Quum Sueci Poloniam invasissent et pleraque eius loca occupassent, ita ut et provinciae multae missis legatis regi Suecorum, ut victori, sese subiicerent et exercitus ipsi cum ducibus suis eidem se addicerent, quia ex Unitariis nonnulli etiam ad Suecorum patrocinium et protectionem

ist der merkwürdige Punct ausgelassen, daß ihnen vor der würklichen Einziehung ihrer Güter noch ein zweyjähriger Aufenthalt im Lande zur Berichtigung ihrer Geschäfte verstattet wurde. Das ist ausgelassen, wie gewöhnlich Leidende alles auszulassen pflegen, was ihr Elend, die Grausamkeit ihrer Verfolger weniger schrecklich darstellen kann. Hier ist eine von der vorigen verschiedene Erzählung derselben Begebenheit: "Im lezten schwedischen Kriege, wovon Pohlen einige Zeit der Schauplaz war, wurde bekannt, daß sich Arianer und Socinianer auf den Trümmern des Staates erheben wollten. Sie hatten nämlich ein Verständnis mit dem siebenbürgischen Fürsten Ragozki, der zu eben der Zeit Pohlen bekriegte. Der catholische Adel nuzte diese Gelegenheit auf dem Reichstage zu Warschau 1658 zur Verdrängung der Secte aus Pohlen, als einer Secte, die noch grössere Strafen Gottes über das ohnehin schon seinem Untergange nahe Reich hätte zusammenziehen können. Die lutherischen und calvinischen Mitglieder des Reichstages fürchteten von der Verurtheilung dieser Leute schlimme Folgen in der Zukunft für sich selbst, und widersezten sich mit vereinigter Kraft. Aber die Catholicken waren ihnen zu sehr überlegen, sie hatten

nem confugerant, quamvis multi eorum nullam cum Suecis inirent societatem post Suecorum discessum, omnes ii, quos Arianos vocant, publica regni constitutione 1658, non praetextu perduellionis, ne Sueci, qui per tractatus amnestiam iis, qui ipsis adhaeserant, pacti sunt, offenderentur, sed directe ob religionem, ob id, quod Jesu filii Dei praeaeternam, quam vocant, Deitatem non agnoscant, extorres acti sunt, ut scilicet Deus hisce blasphemis amotis, omnia prospera isti regno tribueret; ita ut nisi patria excederent accusati poena capitali subiicerentur: *bona quoque eorum fisco publico sunt applicata*: et vetitum, ne quisquam eos ullo modo iuvare vel extra solum patrium exsulantes, aliquo benignitatis ac benevolentiae indicio prosequi audeat alioqui eidem cum ipsis poenae obnoxius futurus. V. Praefat. Bibliothec. Fratr. Polonor.

hatten nichts mehr dabey zu verlieren, weil man ihnen ihre Freyheit nicht stören zu wollen schien, sie waren den Unitariern ohnehin nicht gut, hatten selbst schon mehr als einmal darauf angetragen, sie nicht länger in Pohlen zu dulden. So gaben sie sich also darein, und es wurde durch ein mit allen Stimmen des Reichstages bestätigtes Gesez den Arianern (Arianer und Socinianer für eine Secte gerechnet) befohlen, entweder ihren Irrthümern zu entsagen, oder innerhalb zwey Jahren alles zu verkaufen und das Land zu verlassen. Dieses auf nachfolgenden allgemeinen Land= und Reichstägen bestätigte Gesez hat nicht, wie viele Gesetze von der Art, mit der Zeit seine Kraft verlohren. Eine Kraft, mit welcher solche Gesetze die äusserste Hitze eines über gewisse Unordnungen nach und nach entstandenen Eifers versiegelte. Es wurde damals, und es wird noch darüber gehalten b)." Sollte Maimbourg die Geschichte wohl zum Vortheile des Königs und der pohlnischen Landstände verfälscht haben? Ich glaube nicht. Socinianer selbst erzählen, der Reichsschluß von 1658 habe drey Jahre zum Verkauf ihrer Güter verstattet. Hernach sey ein Jahr zurückgenommen und der Tag ihrer Entfernung auf den 10ten Julius 1660 festgesetzt c). Ihre Beschreibung, wie schlecht es ihnen von 1658 bis 60 gegangen ist, klingt traurig. In den zwey Jahren wurden sie auf alle Weise mitgenommen, mußten ihre Sachen für nichts hingeben, und sahen sich auf die künstliche Art immer elender gemacht. Seit einem Jahrhunderte lebten sie schon, beschüzt durch Landesedicte, durch königliche Versicherungen. Die Geistlichkeit konnte die Landstände bewegen, die Edicte und den König Johann Casimir sein Fürstenwort zu wiederrufen, oder doch ungül-

tig

b) Maimbourg. hist. de l'Arianisme, liv. XII. p. 375. 76. Tom. IIII. holländ. Ausgabe.

c) So erzählen das zween der Histor. Reformat. Poloniae, p. 278 seq. beygedruckte socinianische Briefe.

tig zu machen d). Noch eine hieher gehörige Stelle beweiset, daß um diese Zeit auch den übrigen Dißidenten in Pohlen und Holland nicht wohl gewesen ist e).

Faustus Socinus selbst war in seiner Jugend nicht sehr fleissig, doch hatte er etwas Schulstudien, wußte die

d) Coepit id primum odium theologicum et furor vulgi, vis deinde confecit sacerdotalis occupata auctoritate Comitiorum, rescissis, proiectis, spretis, pro omnium Dissidentium pace ac securitate, qua annis admodum centum gavisi sumus inviolati, severissimis legibus, gravissimis statutis, pactis, foederibus, promissis quae omnium ordinum sanctissimo scito et conceptissimo Regum, huius nominatim, et quidem ter repetito iureiurando saepe et nuperrime erant religiosissime et amplissime renovata, asserta atque confirmata: ut vim iuris obtinerent inviolabilis atque aeterni Hist. Ref. Polon. p. 290. Zwo Seiten nachher wird der Eid des Königs angeführet, dann heißt es weiter: Decimo post anno papali plerique fascino incantati, ordines regni ac fidei suae honoris ac conscientiae religiosissimis nexibus obligatae turpiter obliti, perculsis, qui recte sentiebant, violentis clamoribus et minaci turba, sanctissimam et saluberrimam pacis legem tot Comitiorum cautionibus, pactis, foederibus, stipulationibus, tot Regum continua serie a Sigismundo Augusto succedentium publicis sacramentis firmissime constitutum et nuper adeo tam sollicite ac solemniter constabilitum nobiscum proscribunt, nosque hoc feriunt et natali solo exterminant diro decreto.

e) Apologia pro veritate accusata advers. Edict. Ord. Holland. p. 40. a. 1654. Poloniam deinde infausto omine commemorant patriam nostram; quae dum non tantum nobis, sed etiam Evangelicis et aliis contra iurisiurandi et foederis fidem templa adimit, exercendae religionis libertatem labefactat et variis pressuris ob diversum in sacris sensum infestam sese praebet; vindicem Dei manum in se provocavit et iis sese cladibus et calamitatibus involvit, quarum necdum finem videmus ullum, quae quamdiu sartam tectam civis servavit conscientiae et religionis libertatem, altissima pace et omnium bonorum felicitate cumulata floruit, sed ubi vinculum illud solvi coepit, omnia in peius ruere et retro sublapsa referri.

die Anfangsgründe der Logik. Laelii Socini Briefe, in welchen der Saame des Irrglaubens reichlich ausgestreuet war, so daß er durch die ganze Familie bey Männern und Weibern aufkeimte, diese Briefe hatten auch auf ihn gewürket. Weil die Inquisition der Familie zusezte und Faustus selbst kein gutes Gewissen hatte, so flüchtete er, gleich den andern. In Lion erfuhr er den Tod seines Vaterbruders und reißte geschwinde dahin, nahm alle Schriften des Verstorbenen in Besiz, gieng nach Italien zurück und wußte sich dem Grosherzoge zu Florenz so zu empfehlen, daß er über den angenehmen, ehrenvollen Aufenthalt bey Hofe zwölf Jahre hindurch seine Bestimmung vergas. Er sollte nämlich, — das war die Erwartung so vieler Unitarier — das vom Laelio nur erst im Groben entworfene samosatenianische System vollenden. Nach diesen zwölf Jahren entzog er sich dem Hofe, ergab sich ganz theologischen Untersuchungen, gieng 1574 in der Stille nach Teutschland und war unempfindlich gegen alle Vorstellungen, womit ihn der Grosherzog wieder zurück wünschte. Drey Jahre blieb er in Basel, studirte da mit grossem Fleisse Theologie, und weil er nun immer mehr die Abweichungen seiner Grundsätze von den protestantischen kennen lernte, so lies er es sich auch recht stark einfallen, diese seine besondern Lehren öffentlich auszubreiten, schrieb in dieser Absicht sein Buch de Jesu Christo Servatore. Er streitet in dem Buche mit einem reformirten Geistlichen, Jacob Couet, der aus Paris gekommen war, nach Frankfurt wollte, und als er durch Basel gieng, mit ihm in einem Hause wohnte. Das Buch gab 1595 einer seiner Schüler heraus, Elias Arcissevius, ein Pohle. Da steht zuerst auf dem Titul Socini Name f), vor den ältern Schriften nicht. In Zürich disputirte Socinus zu Anfange des Jahres 1578 mit Franz Puccius. Franz David hatte mit seinen Irrlehren von der Macht und Ehre

re

f) Hoornbeek Appar. ad Controv. Socinian. p. 51.

re des Sohnes Gottes viel Unheil in den siebenbürgischen Kirchen angerichtet. Blandrata, ein Mann von grossem Ansehen in der Kirche, wie bey Hofe, hielte Socinum für einen zur Stillung dieser Unruhen geschickten Mann und berief ihn nach Siebenbürgen, ließ ihn mit Franz David in einem Hause wohnen. Aber der David wollte sich nicht zureden lassen und erzählte seine Sachen so laut, daß er sich ins Gefängnis schwazte. Bald darauf starb er und Socinus kam in Verdacht, zu dem Tode mit behülflich gewesen zu seyn. Wahrscheinlich hat der Fürst das für sich gethan, ohne Socinum zu fragen oder zu schikken. Faust. gieng 1579 nach Pohlen, wollte dort unter die Unitarier mit aufgenommen seyn. Weil er aber in einigen Punkten von ihnen abgieng und nicht an sich hielt, so wiesen sie ihn grob von sich ab. Doch blieb er ihr Freund, redete ihnen in seinen Schriften das Wort, vertheidigte sie wider ihre Gegner. Aus seiner Schrift wider Jacob Palaeologus nahmen seine Feinde Gelegenheit, den König von Pohlen wider ihn aufzubringen, und doch war in dem Buche nichts gefährliches. Vielmehr tadelt Socin alles gewaltsame Widerstreben der Unterthanen gegen ihre Fürsten, tadelt die protestantischen Theologen, daß sie es für recht hielten, sich jedem, der Gewissensfreyheit stören wolle, zu widersetzen. Vielleicht hat nie ein noch so blinder Despotensclave sich deutlicher erkläret. Man sollte viel eher glauben einen Mönch zu hören, der seine Feder gegen die Protestanten verkaufte, als einen der Religion wegen flüchtig gewordenen Italiener g). Hoornbeek in Apparat. p. 59. hat die ganze Stelle

g) Vestris belli gerendi christiano populo concessionibus factum est, ut contra ipsum magistratum Christi nomine gaudens populus arma capere non dubitaverit, vobis non modo assentientibus et approbantibus, verum etiam suadentibus atque impellentibus et libris praeterea editis id et posse et debere fieri, publice contestantibus ac contendentibus

Stelle mit einer begleitenden Widerlegung angeführet und bemerkt unter andern, daß die Generalstaaten, als sie 1598 die Socinianer vertrieben, diesen gehäßigen Tadel ihres Betragens gegen Philipp II. mit hätten zur Ursache angeben können. Coccejus hat aus eben der Schrift Socini eine andre Stelle angeführt, und scheinet doch nicht gewußt zu haben, daß Socinus den holländischen Krieg gegen Spanien ausdrücklich getadelt hat. Cocceji Worte lehren uns, daß die Socinianer 1654 eben das Betragen ungemein lobten, welches Socin. 1581 so bitter durchzog.

dentibus. Testis est hodie eorum quae dico, orbis ipse terrarum, qui haec fieri aut vidit aut certissima fama accepit, sed testes potissimum sunt duae nobilissimae provinciae Gallia et Germania inferior, quae civili sanguine iam diu madent atque redundant, eo quod persuasum sit, ex certis quibusdam caussis populo seu populi parti adversus dominum et principem suum bellum gerere licere. Itaque hac aetate nostra ab iis, qui Christianos se esse prae caeteris iactant, per speciem christ. religionis asserendae, id fieri vidimus, quod barbari atque efferati homines facere exhorrescunt, ut scil. contra proprios reges arma ferant. Et tamen (si Deo placet) eos, qui ob praedictum sive in ipsa acie sive alibi ceciderunt et obtruncati sunt, in martyrum Christi numerum referri, publice audivimus. O seculum! Hi nimirum sunt, ut dixi, vestrarum concessionum fructus. Egregii vos sc. magistratuum defensores estis, qui populos contra magistratus i. e. reges suos armatis, dum, magistratu iubente, bella iuste geri posse docetis. Rege enim tyranno facto (quod quid sit, quilibet suo modo interpretatur) non regem amplius, sed populum ipsum sive aliquos ex regni proceribus magistratum esse, vulgus hominum vobis ipsis indicantibus vel certe annuentibus, contendit, quibus auctoribus, ex vestra disciplina, tyrannum illum, ut ipsi putant, eiusque vim armis repellere, cum eo aperte bellum gerere non dubitant. Unde quot ingentia mala necessario proficiscantur, plus satis iam experientia novimus, quae misere deplorari magis, quam apte verbis explicari possunt. *Socinus in libro de Magistratu adv. Palaeologum. Part. I. p. 144. 45.*

durchzog h). Socinus, so laut ihn auch sein Buch selbst gegen jene Klage vertheidigte, hielt es doch nicht für gut, länger in Cracov zu bleiben, gieng also, nachdem er sich daselbst vier Jahre aufgehalten hatte, weg und begab sich zu einen pohlnischen Edelmann, Christoph Morstin von Paulikow, lebte so drey Jahre von vornehmen Pohlen beschüzt und heyrathete die Tochter eines angesehenen Hauses. Schon 1587 nahm sie ihm der Tod und der Verlust war ihm so unerträglich, daß er vor grosser Mattigkeit und Erschütterung eine ganze Zeit über gar nicht studiren konnte. Einige Zeit vor ihrem Ende hatte sie ihm eine Tochter geschenket, die nachher an einen pohlnischen Edelmann verheyrathet ist — Stanislaus Wiszowatius — und Familie hinterlassen hat. Zu dem Verluste seiner geliebten Gattinn gesellte sich beym Faustus noch ein andrer in seiner Art auch sehr empfindlicher Verlust. Isabelle von Medicis, Franz der Grosherzog, waren gestorben und die heilige Inquisition war also nicht mehr gehindert, alles einzuziehen, was Socinus noch in Italien aus seines Vaters Erbschaft besas und an Renten jährlich zog. Er hatte zwar auf der andern Seite den Trost, seine Grundsätze von verschiedenen reformirten Geistlichen angenommen zu sehen, aber dafür gieng es ihm auch 1598 in Cracov wieder elend. Die Schüler daselbst hatten einige schlechte Leute angenommen, die in Socini Wohnung gehen, und ihn krank und halb nackend

h) Socinus contra Palaeologum p. 261. dicit. *Ex quo intelligi potest, quam prepostere ii se gerant, qui arma adversus eos, qui dominantur, capiunt, ut, quemadmodum aiunt ipsi, dei cultum et religionem tueantur.* Ita Socinus a. C. 1581 locutus est. Neque est, puto, qui credat, eum non harum provinciarum proceres designasse. Nunc Eques laudat sc. Illustrium Ordinum pro praesumta ista libertate conscientiae gestum bellum et deum hanc praeclaram Remp. elegisse dicit, ut illius libertatis, imo licentiae, sedes esset. Coccejus in Examine Apologiae Equitis Poloni, p. 141.

aus seiner Stube schleppen mußten. Darauf zogen sie mit ihm durch die Gassen, einige wollten ihn gehangen haben. Man schlug auf ihn zu, und ohne die menschenfreundliche Rettung eines Professors in Cracov, M. Vadovita, wäre Faustus nicht lebendig davon gekommen. Sein Haus wurde geplündert, sein Geräthe weggenommen und einige Schriften. Der Verlust dieser Schriften war ihm am empfindlichsten, er hätte sie gerne mit seinem Blute wieder gekauft. Es waren auch Streitschriften gegen Atheisten darunter. Solchen Gefahren wollte sich Faustus nicht wieder aussetzen. Er gieng deswegen auf ein Landgut, 9 Meilen von Cracov, zu einem pohlnischen Edelmann, Abraham Blonski, und blieb da bis zu Ende seines Lebens. Er starb den dritten März 1604 i). Seine Secte gieng nicht mit ihm aus, sondern vergrösserte sich vielmehr ansehnlich. Doch ist sie nach der Vertreibung aus Pohlen 1658 sehr gefallen und hat sich, wenigstens äusserlich, sehr verkleinert. Heimlich mag sie wohl stärker geworden seyn, und vielleicht wird sie von Zeit zu Zeit ansehnlicher. Man fürchtet wohl gar, daß ganz Europa kann in kurzer Zeit socinianisch werden, so bald sich einige mächtige Fürsten zu der Parthey schlagen, oder auch nur die Verfügung treffen, daß der Socinianismus nicht mehr mit allen bisher gewöhnlichen schlimmen Folgen begleitet ist. Mit diesen Gedanken quälen sich viele Rechtgläubige. Sie trösten sich zum Theil, daß so etwas nicht zu besorgen ist, weil die Socinianer Krieg und obrigkeitliche Amtsführungen verbieten. Viele Fürsten handeln mit ihren Leuten, wie die Unterthanen mit ihren Pferden und Hammeln handeln. Sie heben Soldaten aus, nicht zur Vertheidigung ihrer Grenzen, nicht zum Angrif auf Feinde, sondern um für sie von kriegenden Fürsten Geld zu lösen. Sie freuen sich, daß sie ihre Unter-

i) Diese vornehmsten Lebensumstände sind aus dem Leben Socini von Samuel Przipcov genommen. Es steht zu Anfange des ersten Bandes Bibl. Fratr. Polonor.

Unterthanen beym ersten Trommelschlag werben lassen; das bringt ihnen Geld. Wären diese Leute Socinianer, so stünd' es schlecht um diesen Verdienst. Ausserdem machen es sich die meisten Fürsten zur angenehmen Pflicht, in die nahen Länder einzurücken, oder sich mit kriegenden Mächten zu vereinigen. Es liegt ihnen viel daran, für furchtbar gehalten zu werden. Was ist wohl in jeder Rücksicht unangenehmer, als ein Commando über Leute, die von Religionswegen verpflichtet sind, den Waffen zu entsagen? Man erzählt davon — vielleicht ist das nur ein lustiger Einfall — "Der König von Pohlen sey einmal von Cosacken und Tartarn heftig angegriffen, so daß er aller seiner Unterthanen zur Abhaltung der feindlichen Macht nöthig hatte. Er ließ also den Socinianern auch die Waffen antragen. Sie entschuldigten sich, daß sie ihr Gewissen abhielte, Menschenblut zu vergiessen, irgend ein vernünftiges Geschöpf zu beschädigen. So geht doch (hies es) zur Armee, ihr sollt eure Gewehre nicht laden, sollt nur den Haufen vermehren helfen. Das ist doch besser, als nichts, sieht doch fürchterlicher aus." Sie konnten sich nicht in den Ausweg recht finden. Im Grunde mag wohl Entsagung auf Krieg und obrigkeitliche Würden nicht mit in das socinianische Glaubenssystem gehören. Sie sind in dem Stücke viel nachgebender, als die Mennoniten. In Siebenbürgen verwalten sie würklich obrigkeitliche Aemter, und sie würden sich auch zum Kriege hergeben, wenn sie nur unter einem Fürsten von ihrer Religion fechten könnten. Mir haben glaubwürdige Leute versichert, daß socinianische Pohlen von Adel zu Felde gegangen sind, wenn es ihnen die Reichsgesetze zur Pflicht machten, auch wohl ohne diese Verpflichtung. Die leztere Freyheit haben sie sich wohl selbst herausgenommen.

Auch den grossen Haufen, tröstet man sich, kann die socinianische Abneigung gegen den Krieg und Verwaltung obrigkeitlicher Aemter von der Secte zurückhalten. Täglich

lich wiederholte Erfahrungen predigen eine so grosse, allgemeine Neigung zur Krieges- und Ehrsucht, daß nicht viele Socinianer aus dem grossen Hausen aufstehen können. Sehr viele, fast mögt' ich sagen, die meisten Menschen lieben den Krieg, und dazu haben sie sehr dringende Bewegungsgründe. Edelleute und die sich an sie hängen, wollen sich höher schwingen, durch Krieg zu Ehren und zu Brodte bringen. Den gemeinen Soldaten treibet Faulheit und Ausschweifung. Er hoft die meiste Zeit im Dienste müßig zu seyn, zu rauben, zu plündern, rechnet auf guten Wein und Huren im Ueberflus. So auch überall, wo Ehrenstellen leer stehen, da sind immer viele wahlfähige Candidaten bey der Hand und suchen sich mit tausend Wendungen hineinzudrängen oder zu schleichen. Sie haben sich schon lange vorher durch Cabalen und Bestechungen die Wege gebahnet. So sichtbar und allgemein herrschet das Verlangen nach Ehren und Würden. Die socinianische Lehre ist also nicht für ein ganzes Volk, nicht einmal für einen grossen Theil des Volkes. Sie schickt sich nur für einzelne Sonderlinge, und wenn es wahr ist, daß einmal ein Pabst von der Reformation gesagt hat, sie würde nicht lange bestehen, weil die Protestanten Hurerey und Ehebruch so strenge verböten, so liesse sich auf die Art auch die kurze Dauer der Socinianer deswegen vorhersagen, weil sie Krieg und Würden ausschliessen.

Diese aus Calvinisten neuarianisch gewordene Italiener hatten zur Hauptabsicht, sich einen noch grössern Anhang zu machen, als der Anhang der teutschen und genfer Reformatoren war. Sie bezweifelten für sich die Geheimnisse nicht, sie stellten sich nur so, um desto mehr Anhang zu haben. Die Vernunft dem Glauben an drey Personen in der Gottheit, an einen Gottmenschen zu unterwerfen, das ist vielen grosse Last. Wer den Christen das abnimmt, der schaft ihnen viel Erleichterung, dem werden viele zulaufen. Deswegen leugneten sie wesentliche Vereinigung, Erbsünde, Praedestination u. s. w.

Hat

"Hat schon Calvin, dachten sie, als er nur das Unbegreifliche der Transsubstantiation aufräumte, den grossen Beyfall gefunden, wie viel grösser wird der unsrige werden, wenn wir alles Unbegreifliche wegräumen, was er noch stehen ließ?" Mit einer solchen Art des Betruges hätten sich jene Leute sehr einfältig, sehr unitalienisch bewiesen. Speculative Religionsgeheimnisse sind dem gemeinen, grossen Haufen nie sehr beschwerlich. Sie machen nur dem Theologen Mühe, der sie mit Anstrengung durchdenken, auseinandersetzen, gegen Widersprüche vertheidigen will. Einzelne Gelehrte, die eben nicht von Amtswegen, sondern aus Wißbegierde diese Tiefen durchforschen wollen, können den Widerstand ihrer Vernunft auch drückend fühlen. Der übrige, noch immer größte Hause bleibt dabey sehr ruhig, glaubt würklich alles, was ihm darüber gesagt wird, oder glaubt es zu glauben, und mit dieser Ueberredung wiegt er sich in einen ungestörten Schlummer. Nur ein Träumer kann sich einbilden, daß dem Bürger und Bauer, dem Krieger, dem Edelmann eine schwere Last vom Herzen fält, wenn ihm Glaube der Dreyeinigkeit und wesentliche Vereinigung freygelassen oder abgenommen wird. Die meisten halten sich lieber an eine geheimnisvolle, unbegreifliche, über die Vernunft hinausgesezte Lehre, bewundern das am ersten, was sie nicht begreifen, machen sich davon viel erhabnere, auch wohl viel tröstlichere Vorstellungen. Alle Religionszwecke werden viel besser mit Unbegreiflichkeiten erreichet. Ehrerbietung, Bewunderung, Furcht, Vertrauen entstehen daher stärker. Wenn falsche Religionen auch Geheimnisse haben, so ist das Nachahmung der wahren. Gott hat sich zu der menschlichen Schwäche k) nach seiner unendlichen Weisheit herabgelassen, da er in seiner Offenbarung Licht und Schatten,

 oder

k) Caesar nennet das Naturfehler de bello civili, lib. II. cap. IIII. Communi fit vitio naturae, ut invisis, latitantibus atque incognitis rebus magis confidamus vehementiusque exterreamur.

oder gar Finsternis neben einander stellte. In manchen Fällen ist Unbegreiflichkeit gewiß vortheilhaft. Eine nur für Philosophen, nur für den Denker allein bestimmte Religion mußte keine Dunkelheiten, nicht einmal äusserst mühsam verständliche Lehren fassen. Aber dabey wäre denn auch auf den grossen Haufen gar nicht gerechnet. Gesezt, die Socini mit ihren Helfern hätten sich würklich die ungereimte Vorstellung gemacht: Wir werden die Völker von einer grossen Bürde befreyen, wenn wir ihnen die Geheimnisse wegräumen, sollten sie denn nicht Verdrängung der Krieges- und Ehrsucht nicht auch als schweres Joch gedacht haben? das aufgelegte nicht schwerer, als das abgenommene Joch? Das läßt sich von solchen klugen, verschlagenen Leuten, wie sie würklich waren, gar nicht anders denken. Und darauf kömmt doch hier alles an. Wenn Stifter irgend einer Secte mit allen dazu gehörigen Eigenschaften auf gelindere Wege führen, *mit dem Vorsatze* umgehen, an die Stelle der alten beschwerlichen Lehren neue bequemere zu setzen, so kann es wohl kommen, daß sie doch nicht den vortheilhaftesten Weg getroffen haben. Aber läßt es sich gut denken, daß sie allein speculative Geheimnisse wegräumen, und die ganze Last der Ausübung beybehalten, wohl gar erschweren werden? So sollen es gleichwohl die ersten Socinianer gemacht haben. Hier ist gewiß Irrthum! Sie waren strenger, als die übrigen Christen, verbanneten Ehrsurcht und Rachsucht weiter, suchten und fanden in den moralischen Theilen der Bibel weder Herabstimmung, noch figürliche Deutung. Sie wollten vielmehr die älteste Kirchenzucht wieder einführen. In den ältesten Zeiten mußte kein ächter Christ sich zu Ehren drängen, keiner am Tode seines Nächsten schuldig seyn, auch nicht einmal als Kläger am Tode der Verbrecher 1). Verbot des Krieges, der

1) Non enim cum occidere Deus vetat, latrocinari nos tantum prohibet, quod ne per leges quidem publicas licet, sed

der Würden, ist schwerere Last, als Verbot der Rache. Damit werden alle Mittel und Wege des Selbstbetruges und des Betruges andrer Leute weggeschnitten. Wenn einer auch noch so stark Verläugnung der Selbstrache rieth, so hat er doch noch Ausflüchte für sich und seine Bedürfnisse, kann sagen: Ich hasse meinen Nächsten nicht, in wie ferne er mein Nächster ist, sondern als Gottes Feind, es ist nicht meine, Gottes Sache ist es, um welcher willen ich ihn beschädige. So kommen sie durch Umwege auf die Landstrasse der Rache wieder zusammen, von welcher sie sich zu entfernen schienen. Einige sind Betrogne, andre Betrüger. Aber bey der völligen Entsagung auf allen Krieg und alle Würden fallen jene Ränke weg. Da ist Gehorsam auf alle Fälle Pflicht. Theorie und Praxis beysammen! Keine Distinction, keine Zweydeutigkeit! Also gewiß wahrer Zwang, nicht vorübergehende Casteyung, die etwan jährlich einmal dürfte wiederholet werden. Dies ist anhaltend, für immer. Aus dem allen schliessen wir: Diese ersten Socinianer waren nicht Betrüger, sondern Betrogne, die es geworden waren, weil sie zu viel subtilisirten, zu viel auf ihre natürlichen Einsichten rechneten. Sie haben einen Theil der christlichen Religion beybehalten, und den andern verworfen. Das ist Folge des ersten Grundsatzes, nach welchem sie nichts der Vernunft anstössiges leiden wollten. So neigten sie sich auf die eine Seite und entfernten sich eben dadurch von der andern. Als Betrüger, denen alles darauf ankam, viel Anhang zu haben, hätten sie

 sich

sed ea quoque ne fiant, monet, quae apud homines pro licitis habentur. Itaque neque militare *iusto* licebit, cuius militia est in ipsa iustitia, neque vero accusare quemquam crimine capitali, quia nihil distat, utrumne ferro an verbo potius occidas, quoniam occisio ipsa prohibetur. Itaque in hoc Dei praecepto nullam prorsus exceptionem fieri oportet, quin occidere hominem semper sit nefas, quem Deus sanctum animal esse voluit. Lact. Lib. VI. c. XX.

sich ganz anders nehmen müssen. Ihr Grundsaz ist irrig und verwerflich. Dabey wollen wir bleiben, und das übrige dem überlassen, der die verborgensten Falten des innern Menschen durchschauet. Der Grundsaz erniedrigt die Religion zur schlichten Philosophie, und der grosse, herrliche, mächtige Gott wollte doch, daß wir hier im Glauben und nicht im Schauen wandeln sollten.

Daß die socinianische Lehre nicht allgemeiner worden ist, oder künftig nicht allgemeiner werden wird, läßt sich auch daher erklären und vermuthen, weil die Meisten sich lieber auf fühlbare oder gar keine Beweise verlassen, als selbst dem Faden vieler methodisch geordneter Ideen und Folgen nachgehen wollen m). Sie stossen sich auf dem Wege des Nachdenkens an allem, was ihnen begegnet. Die socinianische Lehre kann also nicht für sie seyn. Der Gelehrte, jeder, der prüfen und nachdenken will, kann darüber leicht zum Zweifler werden. Die Gegner der Socinianer entdecken immer Blössen, woran sie Gelegenheit nehmen, den Leuten das ganze System zu verleiden. Ewige Materie, begränzte Ausdehnung in Gott, Einschränkungen der göttlichen Erkenntnis, der Höllenstrafen, das sind socinianische Lehren, die nur mit einiger Beredsamkeit dürfen gerüget werden, so wird schon dem Fürsten und dem Volke bange. Es mag wohl für diesen oder jenen Einzelnen bequemer seyn, Höllenstrafen nicht fürchten zu dürfen. Aber der Gedanke: Du sollst mit Menschen umgehen, die keine Höllenstrafen fürchten, ist allgemein widrig. So ist es auch nicht einmal für Einzelne vortheilhaft, daß sich eine, die Furcht vor Höllenstrafen mindernde, Lehre irgendwo ausbreitet, und wer eine solche nachgebende Lehre predigt, der hat auf mehr Widerstand als Beförderung zu rechnen. Wer das Evange-

m) Ἡ κρύψις ἡ μυστικὴ τῶν ἱερῶν σεμνοποιεῖ τὸ θεῖον μιμουμένη τὴν φύσιν αὐτοῦ ἐκφεύγουσαν ἡμῶν τὴν αἴσθησιν. Strabo lib. X. p. 322.

Evangelium der strengen Sittenlehre wegen nicht annehmen will, der würde sich — wenn er denken kann, nicht in gedankenlosen Vorurtheilen begraben liegt — mit noch grösserm Widerwillen davon entfernen, wenn ihm das Evangelium gebieten wollte, sich in den schändlichsten Lastern umherzuwälzen. Das läßt sich aus verschiedenen Gründen, auch besonders aus der Selbstliebe, aus dem persönlichen Interesse erklären. Bey einer Lehre, die Vergiftung, Ehebruch, Meyneid ꝛc. erlaubt, befördert oder wohl gar gebietet, wird der Verbrecher zwar für sein Gewissen etwas gewinnen, aber auch wieder auf andern Seiten verlieren. Hat er nicht Mutter, Schwestern, Töchter, Freundinnen? Wenn sie sich durch Liederlichkeit schänden und elend machen, wird das den Hurer, den Ehebrecher nicht empfindlich kränken? Und sind nicht immer überhaupt mehrere da, die am Verbrecher zu Giftmischern Dieben, Betrügern werden können, als an welchen er es werden kann? Denn unter 20 ähnlichen Lasterhaften vermag doch gewiß einer weniger gegen 19, als 19 gegen einen vermögen, auch wenn die 19 nicht alle gegen den zwanzigsten in Verbindung sind. Es ist daher jedem einzelnen, noch so verdorbenen Menschen viel daran gelegen, daß die dem Gewissen furchtbare Lehre geltend bleibe.

Geschichte des Socinianismi in den vereinigten Niederlanden.

Die Unitarier haben da nie ungestörte Religionsübung, nie volle Gewissensfreyheit genossen n). Sie gaben sich freylich alle Mühe, sich festzusetzen. Den ersten Versuch von der Art hat wohl ein gewisser Erasmus Johannes, Schulrector zu Anvers, gewagt. Er gab, doch ohne seinem Namen, ein Buch zu der Absicht heraus, welches

n) Apologie pour la Religion des Hollandois p. Jean Brun 1675.

welches Zanchius ein Jahr darauf widerlegte o). Den zweeten Versuch wagte Cornelius Daënus, ein Rechtsgelehrter, der eigentlich deswegen nach Utrecht reißte, um daselbst einige socinische Schriften schriftlich auszutheilen. Die Obrigkeit erfuhr es, und er sollte eingezogen werden, entkam aber durch die Flucht. Seine zurückgelassene Papiere wurden obrigkeitlich verwahret. Doch wurden sie ihm nachher bald wieder zugestellet, weil andre obrigkeitliche Personen ans Wort gekommen waren. Den dritten Versuch machten Vaidov und Osterode. Sie kamen 1598 von Pohlen nach Amsterdam mit vielen gedruckten und geschriebenen socinianischen Schriften, und fiengen an holländische Uebersetzungen zu besorgen p). Die Obrigkeit bemächtigte sich aller ihrer Schriften, schickte sie an die leidensche Academie und von da an die Generalstaaten, unterdessen verjagte sie die beyden Männer. Die Generalstaaten verliessen sich auf das Urtheil der leidenschen Theologen (sie hatten gesagt, die Schriften wären beynahe türkisch, gotteslästerlich, könnten unter Christen ohne grosse Versündigung nicht geduldet werden), und gaben Befehl, die Schriften sollten in Vaidovs und Osterode's Gegenwart verbrannt werden, und sie beyde sollten sich denn in 10 Tagen aus dem Lande packen q). Adolph Venator, ein Prediger zu Alcmaer, wurde wegen einer socinianischen Schrift 1617 auf eine Insul verwiesen r). Die Arminianer begünstigten um diese Zeit den Socinianismus sehr damit, daß sie ihm kirchliche Gemeinschaft zugestanden. Es konnten sich also viele Socinianer hie und da unbemerkt aufhalten.

o) Antitheses doctrinae Christi et Antichristi de uno vero Deo 1585.

p) Gisbert Voëtius Disp. Tom. III. p. 811.

q) Hoornbeek Appar. p. 98

r) Quod portenta Sarmatica saperet, Voëtius Polit. Eccl. Tom. II, lib. IIII. p. 533.

halten. Dem Fürsten in Siebenbürgen kam 1638 ein Brief zu Händen, in welchem ein Socinianer, Johann Statorius (nicht Sartorius, wie Hoornbek und andre geschrieben haben) einem andern Socinianer, Adam Francus in Clausenburg, schrieb, es wären jezt viele Glaubensgenossen in Holland s). Und das war auch so, auch breiteten sich ihre Schriften zusehends aus. Der Rath von Amsterdam wollte dem Unwesen steuren, und verurtheilte 1642 einige Schriften eines Socinianers, Wolke, zum Feuer. Auch thaten die holländischen Synoden ihr Bestes zur Ausrottung der Secte. Schon 1628 überreichten sie den Generalstaaten eine Schrift, in welcher sie ihre Duldung unter andern auch damit bestritten: "Die Republik Holland würde der ganzen Christenheit dadurch stinkend werden." Diese Vorstellung wurde gedruckt, auch widerlegt, besonders was den genannten Punct anbetrift, damit: "Pohlen müßte denn also ganz unerträglich stinken, weil die Socinianer daselbst freye Religionsübung genossen hätten." Voetius sagte dagegen t), sie könnten von der Freyheit keine Beweise aufbringen, die nachherige Begegnung widerlege das Vorgeben. Diese so eingereichte, bestrittene, vertheidigte Vorstellung der Synoden von 1628 hatte, wenigstens so viel ich weiß, keine sonderliche Würkung. Aber bey einer ähnlichen Veranlassung im Jahre 1653 ist mehr vorgefallen. Ich habe das alles in den Acten gelesen. Die Deputirten derselben Synoden stellten vor: "Die Socinianer drohen der ganzen christlichen Religion Umsturz, sie leugnen die Lehren von der Auferstehung der Todten, vom ewigen Leben. Und diese gefährliche Ketzer sind in unserm Lande, machen die Rechtgläubigen irre, zerrütten die Kirche. Es ist ja bekannt, wie Fürst Ragozki gegen sie in Siebenbürgen eiferte, eben so bekannt, was wider sie in Pohlen 1638

s) Magnam in his terris Socinianorum messem esse. Hoornbeek l. c.

t) Polit. Eccl. Tom. II. p. 532.

1638 und 47 beschlossen ist. Man hat sie verjagt, ihre Kirche verschlossen, ihnen Bücher und Druckeren weggenommen, als sie eben ein schändliches Buch, betitult: Tormentum throno Trinitatem deturbans, unter der Presse hatten. Die Generalstaaten haben sich schon 1598 tapfer gegen sie gehalten. Auch lies der englische Gesandte 1639 alle Provinzen von der Ankunft einiger Socinianer benachrichtigen, und erinnerte dabey, man mögte dem Uebel bey Zeiten obrigkeitlich steuren. Die Generalstaaten machten auch 1640 der Synode zu Amsterdam bekannt, sie wollten, was die Verjagung der Socinianer und die Unterdrückung ihrer Schriften anbelangte, die nöthigen Untersuchungen und Verfügungen treffen. Die Generalstaaten beschlossen den 17ten Julius 1651, so wie die Staaten von Holland den 12ten April desselben Jahres — der unverschämten Secte sollte Einhalt gethan werden — man wolle geschärfte Verordnungen gegen alle socinianische Schriften besorgen. Nach dem allen kommen wir Abgeordnete der Synoden, mit der gewissen Versicherung, daß eben diese Kezer das Land durchstreifen, sich Anhang machen, viele gefährliche Schriften ausstreuen, daß sie die gefährlichsten Feinde der Kirche sind, weil sie nicht allein listig und äusserlich fromm sind, sondern auch besonders deswegen, weil sie ihre Lehren in die Grenzen der Vernunft einschliessen. Wir bitten also, das Unheil abzuwenden, gegen die Leute selbst zu verfahren, ihre Zusammenkünfte zu stören und ihre Schriften einzuziehen. Wir hoffen, man werde doch endlich die gegen sie schon lange gesezmässigen Verordnungen ausführen." Die Staaten von Holland schickten diese Schrift an die theologische Facultät zu Leiden und verlangten ihr Urtheil. Die Facultät gab zur Antwort: "Die socinianische Secte sey die abscheulichste von der Welt, wenig oder gar nicht vom Heydenthum verschieden, es sey gewiß, daß sie sich ins Land einschleiche, man müsse zu Gott beten, daß er den Regenten heilige Entschlossenheit gebe,

sie dabey erhalte, alle diese Gotteslästerer mit ihren Schriften zu entfernen." Darauf kam das Edict dieses Innhalts: "Es sollte keiner, wer er auch wäre, irgend etwas von der socinianischen Ketzerey im Lande hegen, andern mittheilen oder zu der Absicht Versammlungen halten. Alle dagegen Handelnde sollten als Störer der öffentlichen Ruhe, als Gotteslästerer zuerst verwiesen und zum zweytenmale nach Gutbefinden gestrafet werden. Druck und Verkauf socinianischer Schriften sey hiemit bey schwerer Strafe verboten. Das Edict solle überall zu jedermanns Nachricht bekannt gemacht und angeschlagen werden — 1653 am 19ten September." Der Rath zu Utrecht beschloß 1655 ein ähnliches Edict. Die Socinianer schwiegen nicht dazu. Einer ihrer besten u) Schreiber, Jonas Slichting, gab 1654 eine Schrift heraus, die sehr schön geschrieben ist, mit aller Feinheit der Kunst, mit grosser Mässigung, mit einer sehr künstlichen Verläugnung aller wider sie erregten Klagen. Slichting ficht darinn beynahe (denn die Verschiedenheit der Strafgesetze, auch einiger andrer Umstände macht doch etwas Abweichung) mit denselben Waffen, womit Tertullian x), Calvinus z) und andre neuere Reformatoren aa) sich wehren. Das ist ein unvermeidliches Uebel! Wenn falsche Religionsgesellschaften auf Duldung antragen, sich über harte Gesetze beschweren, so bedienen sie sich derselben Gemeinörter, womit die wahre Kirche unter ähnlichen Umständen ihren Ort verbittet. Und wenn die wahre Kirche den weltlichen Arm zur Ausrottung der falschen auffodern will, so geschieht das mit denselben Gründen, um

u) Apologia pro veritate accusata ad illustriss. et Potentiss. Hollandiae et Westfrisiae Ordines conscripta ab Equite Polono.

x) In Apologetico

z) In der Vorrede zur Institut. Christ.

aa) In Schriften gegen die Sorbonne.

um welcher willen die falsche der wahren Kirche den Untergang bereiten will. Es wäre zu wünschen, daß im Grunde so sehr verschiedene Religionsgesellschaften nicht einerley Ton und Topik hätten. Aber so gut es auch wäre, so wenig wird es doch je so werden. Das Uebel ist unvermeidlich. Wir müssen uns, ausser unsern übrigen Geschäften, auch besonders darauf üben, unter hundert, im Allgemeinen gleichen oder doch sehr ähnlichen Stimmen, die einzige Stimme der Wahrheit zu erkennen.

Nun zu einer neuen Anmerkung! Wer gegen eine Parthey schriftlich aufzieht, der sollte sich doch billig von allen Factis enthalten, die er entweder nicht hinlänglich kennet, oder die für jedesmalige Klage zweydeutige Beweise sind. Bringt er Facta mit diesen Fehlern, so muß er auch auf unangenehme Widerlegungen rechnen. Das ist in diesem Falle wahr geworden. Slichting behauptet bb):

1. Die Ragozki's haben sich den Socinianern nie hart bewiesen, haben sich immer bey der versprochenen Gewissensfreyheit erhalten, und erhalten sich noch dabey.

2. Daraus, daß wir in Pohlen Verfolgung gelitten haben, ist kein Schluß zu unserm Nachtheile gültig. Haben nicht Protestanten unter demselben Vorwande zwey Jahre nachher dasselbe zu Vilna gelitten, was uns zwey Jahre vorher zu Racov wiederfuhr cc)?

3. Die Verfolgung in Racov ist nicht durch oder zugleich mit dem Abdruck eines, schon auf dem Titul die Dreyeinigkeit bestürmenden, Werkes gekommen.

Coccejus

bb) Apologia, p. 39.

cc) Sic in nobis coeptum, in Evangelicis, qui permiserant, ulterius progressum est exemplum. Exempla enim tramites quaerunt. nec ibi consistunt, ubi coepere. Occasio et praetextus utriusque iniuriae et calamitatis innocentibus inferendae fuit idem, nempe imago iuvenili quorundam temeritate violata.

Coccejus beantwortete 1656 die slichtingische Schrift. Ich habe bey ihm besonders über die 3 Puncte nachgelesen. Ich vermuthete gute Bescheide für Slichting, und habe auf 1 und 2 gar nichts gefunden, auf 3 heißt es: "Es sey zur Zeit der racovischen Unruhen das Gerücht von einem solchen socinianischen Werke, das sie unter der Presse gehabt hätten, allgemein gewesen dd)." Bey solchen fiscalischen Schriften müssen nie auf leere Gerüchte Facta gegründet werden. Bey Beschuldigungen über die Lehre kann sich einer noch eher unbestimmt ausdrücken und nachher besser vertheidigen; z. E. wenn es hies: Die Socinianer leugnen Auferstehung der Todten und ewiges Leben, und die Facultät zu Leiden sie deswegen mit den Sadduceern verglich, so war das nicht ganz richtig, und Slichting bemerkt die Unrichtigkeit ee). Coccejus weiß darauf nichts zu antworten, chicanirt also ff). Slichting hatte Confessio vindic. c. XX. in seiner Berichtigung angeführt: Coccejus sagt, die Confessio belgica sey nicht in Capitel abgetheilt, er kenne also das Buch nicht; aber wenn er nachher daraus Waffen nehmen kann, so kennt er dasselbe Buch, aus welchem Slichting citirte, eben so gut, als jener.

Nichts hat die Socinianer so sehr verhaßt gemacht, als eine gewisse Lehre, mit welcher sie den größten Anstos, den etwa philosophische Köpfe an der Theologie nehmen könnten, aufzuräumen dachten. Bey einem blos auf Vernunftgründe gestüztem Nachdenken, bey einer beständigen Erinnerung an den glänzenden Gedanken, unendliche Güte, die der vornehmste Character des moralischen göttlichen Wesens ist, kann man sich leicht an den biblischen Aeusserungen über unendliche Dauer der Höllenstrafen

dd) Examen Apol. Eq. Pol. p. 138.

ee) p. 1374.

ff) Exam. p. 220.

sen stossen, noch mehr an den Umschreibungen und genauern theologischen Erklärungen dieser Aeusserungen. Deus optimus maximus war der gewöhnlichste Name des höchsten Gottes bey den alten Völkern, nie hiessen sie ihn severissimus, implacabilissimus. Die erste gangbare Benennung ist eigentlich nur Zeichen, Ausdruck einer Eigenschaft, bedeutet höchste, gröẞte Güte. Wenn Güte von rechter Art seyn soll, so muß sie mit Grösse verbunden seyn. Und Grösse, Grosmuth, Freygebigkeit, Pracht ꝛc. sind sehr nahe Begriffe. Diese natürlichen Begriffe, nach welchen die Heyden sich den Ausdruck bildeten, bestätigt die Offenbarung. In der Bibel ist es recht darauf abgesehen, Gottes Güte seinen andern Eigenschaften gleichsam vorzuziehen. Wohlthätigkeit, Erbarmen sind Gottes liebste Geschäfte nach der Bibel. Wenn Gott zu scharfer Zucht und Strafe greifen muß, so ist ihm das ungewöhnlich, zuwider. Wer dabey stehen bleibt, sich nicht auf einige andre biblische Stellen mit Demuth verlassen will, den müssen freylich ewige Höllenstrafen für so viele, für die meisten Menschen erschüttern. Die Socinianer haben diese Strafen der Vernunft zu Gefallen, endlich, begrenzt vorgestellet. Dazu haben sie sich viele Mühe gegeben. Denn, sagten sie, wenn es so nicht ist, so leidet jene grosse Menge nur, um zu leiden. Es ist davon weder Vortheil für die Leidenden selbst, noch für die Zuschauer zu hoffen, und das findet die Vernunft keinem weisen, gerechten Richtstuhle angemessen. Die Socinianer glaubten, es würden viele durch die gewöhnliche Lehre vom Christenthum zurückgehalten. Aber sie vergaßen sich selbst, vergaßen, wie viel mehr Feindschaft und Verfolgung sie sich mit dieser, als mit allen übrigen ihnen eignen Lehren zuziehen würden. Nur wenigen ist Ewigkeit der Höllenstrafen fürchterlich, nur wenige Camphuisens fühlen diese Last so drückend gg).

Von

gg) Memini, meminerunt et alii, fuisse quendam *Didericum Camphusium*, qui in epistola typis expressa et canticis

Von Socini Lehren und Schriften hat Moreri weitläuftig gehandelt. Hartnaccius hat die socinianische Lehre in 229 Sätze gezwungen hh).

Die Socinianer müssen sich immer sagen lassen: Ihr wollet nicht annehmen, was sich mit euren philosophischen Einsichten nicht reimet, wollet unbegreifliche Geheimnisse der Religion nicht gelten lassen. Damit öfnet ihr ja allen Zweiflern, Deisten und Atheisten die Thore. Auch thut ihr das besonders, könnte man sagen, durch eure Schrifterklärung, wo von Consubstantialität des Logus die Rede ist. Aus euren Erklärungen entsteht der Schluß: "Die Apostel haben aus übertriebenem Eifer für die Ehre Jesu, seine Vollkommenheiten mit den übertriebensten Worten und Bildern, wie sie nur immer Glut der Andacht übertreiben kann, beschrieben." So haben die Anbeter der heiligen Jungfrau sich auch genommen. Sollen jene Aeusserungen der Evangelisten und Apostel nur Ergiessungen eines brennenden Eifers, nicht Würkungen des heiligen Geistes seyn, so gilt die Bibel nicht mehr, als Legenden, als Lobreden auf Heiligen gelten. Mit der Bibel verliert sich Offenbarung. So wird alles Philosophie.

Die socinianischen Schriften selbst haben oft weniger Schaden angerichtet, als seynsollende Widerlegungen derselben. Was man vom Grafen Tilli sagte: er ist durch sein eignes gutes Betragen und durch das schlechte Betragen seiner Feinde gros geworden; was Caesar vom Pompejus sagte: er heisset darum der Grosse, weil er so glücklich gewesen ist, mit Völkern zu kriegen, die das Handwerk

ticis ipsius adiuncta, profiteretur, se pronum fuisse ad relinquendam omnem religionem, donec inciderit in illos libros, qui docerent, perpetuos ignes nihil esse et aeternos cruciatus. Cocceius Exam. Apol. p. 303. Dirk Raphael Camphuisen, geb. 1586. gest. 1627. war zu seiner Zeit ein sehr berühmter holländischer geistlicher und moralischer Dichter.

hh) In Continuat. Syntagm. Hist. Eccles. Micrael.

nicht verstunden; was man von gewissen Fürsten sagt: sie sind durch ihre Tugenden und durch die Fehler andrer Fürsten gros: das alles gilt auch gewissermaßen von den Socinianern. So tadelte Drusius ii) einen Collegen Sibrand Lubbert wegen einer seichten Widerlegung der socinischen Schrift de Christo Serv., so tadelte Arnold Poelenburg kk) Gomari, Maresii Arbeiten von der Art. Durch solche Widerlegungen wurden mehr Socinianer, als durch die socinianischen Schriften selbst. Nicht ein jeder ist zur Behauptung und Vertheidigung der Wahrheit geschickt. Viele schöpfen nicht aus den rechten Quellen, viele lassen sich von unüberlegtem Eifer hinreissen. Damit werden die Irrenden muthig zum Angrif und siegen. Die festesten Wahrheiten müssen bey schwacher Vertheidigung weichen. Das bemerkte schon Augustinus, besonders, wenn er den Orthodoxen überlegen zu seyn glaubte. Die weisesten Schriftsteller wollen lieber, wenn eine recht starke Schrift wider sie aufkömmt, schweigen, als darauf Angriffe wagen. Sie halten sich in diesem Stücke an eine sehr weise Staatsmaxime, nach welcher Obrigkeiten bey gewissen sehr eingewurzelten Misbräuchen gar keine Aenderung treffen wollen, um nicht ohnmächtig zu erscheinen, nicht ihr Ansehen unvorsichtig aufs Spiel zu setzen. Hier unterscheide man so: Es ist unstreitig besser, eine gefährliche Schrift lieber gar nicht, als schlecht zu beantworten: besser ist es für Leute, die ohne Vorurtheile Widerlegungen und Einwendungen vergleichen und auf den Grund der Streitfrage gehen können. Aber den frommen schwachen Brüdern, denen ihre einmal gefaßte Ueberzeugung, unveränderlich auf immer gilt, ist es anstössiger, wenn gar nicht, als wenn schlecht geantwortet wird.

ii) Epist. ad Fratres Belg. CCLIII. ed. Amstel. 1684.

kk) Epist. ad C. H. (Der C. H. war Christian Hartsoeker, arminianischer Prediger in Rotterdam, des Philosophen Vater.) Crenii Animadv. P. XI. p. 120. 22.

wird. Die schwache Seite der Antwort entgeht ihrer Bemerkung. Sie finden immer etwas Ueberlegenheit und Sieg, weil nicht leicht eine Widerlegung so elend seyn kann, daß sie nicht einigemale den Gegner ertappen sollte. Wenn auch diese Bemerkungen nicht zur Hauptsache gehören, die Streitfrage nicht ins Reine bringen, so gefallen sie doch, und der eingenommene Leser hält nicht das eine ganze Buch mit dem andern ganzen Buche zusammen, beruhigt sich also leicht bey der zum Theil angetroffenen Ueberlegenheit.

Vorstius lies 1611 ein Buch mit Zusätzen abdrukken, dessen erster Verfasser F. Socinus war ll). Der Verleger sagt: "Die baselschen Theologen haben, nach einer strengen Untersuchung, an dem ganzen Buche nur drey Stellen getadelt. Diesen drey Stellen ist die Berichtigung beygedruckt." Damit, daß sich Vorstius so viele Mühe gab, das Buch wieder auflegen zu lassen, hat er sich gewiß des Socinianismi verdächtiger gemacht, als er schon war. In dem Buche sind starke Beweise für die Wahrheit der christlichen Religion. Aber Socinus scheinet doch hie und da mit durch.

Synergisten. So hiessen einige teutsche Theologen des XVI. Seculi. Ihnen war Luthers Lehre über das liberum arbitrium zu hart und sie erregten deswegen das fünfte lutherische Schisma a). Melanchthon hatte den Grund dazu gelegt. Victorin Strigel und einige andre grosse Verehrer Melanchthons hatten in seinen Schriften hie und da Aeusserungen gefunden, mit welchen dem menschlichen Willen viel eingeräumet war. Diese Aeusserungen

ll) De auctoritate Sc. f. (8.) Socinus gab es zuerst unter dem Namen eines Dominicus Lopez Soc. J. heraus 1588. ex officina Lazari Ferrerii. Sevilla war als Druckort angegeben. Dasselbe Buch wurde zu Basel 1592 französisch ohne Namen abgedruckt.

a) Micraelius Syntagm. Hist. Eccles. p. 865.

rungen nuzten sie — vorzüglich Strigel, Major, Eber, Crell und Pincin — daraus zu schliessen, bey dem Bekehrungsgeschäfte des Sünders würke die natürliche Kraft der Freyheit mit der Gnade. Den genannten Personen und allen, die so etwas lehrten, widersezte sich die Parthey des Flacius.

Vom Melanchthon ist es so gut, als gewiß, daß er sich nicht in die harten Lehren Luthers und Calvini von der Gnade zu finden wußte. Balduin b) hat das sehr gut mit dem Auszuge eines Briefes bewiesen, den Melanchthon 1543 den 11ten May an Calvin geschrieben hat. Calvin hatte Melanchthon sein Buch de servitute humani arbitrii zugeschrieben. Melanchthon bedankte sich unter andern so dafür: Malim de illam tuam excellentem eloquentiam in aliis materiis magis propriis Ecclesiae consumere, quam in quaestione περὶ τῆς ἀνάγκης. Habebam amicum Tubingae doctum hominem, Franciscum Stadianum, qui dicere solebat, se utrumque probare, evenire omnia, ut divina providentia decrevit et tamen esse contingentiam: sed se haec conciliare non posse. Ego cum hypothesin hanc teneam, deum non esse causam peccati nec velle peccatum; postea contingentiam, in hac nostra infirmitate iudicii nostri, admitto, ut sciant rudes Davidem sua voluntate ultro ruere. Et eundem sentio, cum haberet spiritum sanctum, potuisse eum retinere et in ea lucta aliquam esse voluntatis actionem. Haec etsi subtilius disputari possunt, tamen ad regendas mentes, hoc modo proposita accommodata videntur. Accusamus ipsi nostram voluntatem, cum labimur, non quaerimus in dei consilio causam. E contra cum nos erigimus, scimus deum et velle opitulari et adesse luctantibus. Μόνον θέλησον, inquit Basilius, καὶ θεὸς παρὰ πάντα. Excitatur ergo cura in nobis et laudatur dei immensa bonitas, qui et promisit auxilium et praestat,

b) Balduin in Respons. altera ad Joh. Calvinum. p. 139.

praestat, sed petentibus. Ausser diesen nicht undeutlichen Winken erwähnet Balduin auch eines melanchthonschen Briefes an Castalio. Castalio und Calvin dachten über den Punct der Prädestination so sehr verschieden. Und Melanchthon schrieb von Worms 1557 einen so freundlichen Brief, daß es sehr das Ansehen hat, als ob Melanchthon mit Castalio über die Prädestination einig war. Das giebt Balduin dem Calvin so zu verstehen: Porro, cum ex eo, ut scis, conventu amicissime scripsisset ad Castalionem et eius sententiam nescio quam de praedestinatione et libero arbitrio suam esse significaret: scire potuisti et quam damnaret tuam in eo viro vexando intemperiem et quam ne tum quidem probaret omnia tua paradoxa c). Balduin sagt, er kenne Castalio's Lehre nicht, davon giebt er gleich darauf diese Gründe an: Equidem arcanam illam περὶ ἀνάγκης quaestionem non excutio, neque Castalionem — unquam vidi vel audivi ac ne per literas unquam sum allocutus — neque quod de ea quaestione scripsit, (nam et id supprimi pro tuo imperio iussisti) unquam legi: neque quod de fatali necessitate disputas satis intelligo et in meis ad Minucium annotationibus nuper non dissimulavi, non liquere — — — Me unum, qui talia non tracto, nec fortasse intelligo, in Gallia exagitas d).

Theodor Beza e) beantwortete diesen Theil der balduinschen Schrift so, daß er 1. leugnete, Melanchthon habe je so einen Brief an Castalio geschrieben, weil es aus Melanchthons Schriften, auch aus seinem Briefe an Calvin abzusehen wäre, daß er sich vom Calvinus in der Sache nicht, nur im Ausdruck unterschieden habe. De Philippi vero literis, quicquid garris, falsissimum est. Nun der Beweis! In rebus ipsis, quam inter illum et nos convenerit, unde tamen melius, quam ex ipsius testimoni

c) Balduin. l. c. S. 138.
d) S. 141.
e) Beza Respons. ad Balduinum. Tom. II. Op. p. 230.

monio probabitur? Sic igitur scribit in iis literis, quarum tu ipse partem citasti: "Quum autem et honorifico me testimonio ornaris et de tota re non solum pie sed etiam eloquenter dissserueris, de utraque re, videlicet de mea gratitudine et de ipsa disputatione coram nos, ut soliti sumus, quoties una fuimus, prolixe colloqui posse optarim. Etsi enim, tantum vel ingenii vel doctrinae mihi non arrogo, quantum tribuis et nos in primis in Ecclesia agnoscere nostram imbecillitatem decet, tamen benevolentia erga me tua vehementer delector tibique gratiam habeo, quod in scripto luculento (loquitur autem de Calvini libris, de libero arbitrio adversus Pighium scriptis) tanquam in illustri positam loco extare significationem amoris erga me tui voluisti." An haec verba sunt, Balduine, hominis a Calvino dissentientis? Auch beschuldigt Beza den Balduin einer Verfälschung, er habe nämlich in dem oben angeführtem Briefe Melanchthons an Calvinum, bey der Stelle: Haec non scribo, ut tibi tradam quasi dictata homini et eruditissimo et peritissimo exercitiorum pietatis: et quidem scio haec cum tuis congruere, sed haec sunt παχύτερα et ad usum accommodata, da habe Balduin die Worte scio — congruere weggelassen.

Der erste Grund, den Beza berühret, ist schwach. Beza widerspricht sich selbst bey einer andern Gelegenheit, da er eben nicht genung an Balduin dachte und also nicht vorsichtig genung war, nichts zu Balduins Vortheile zu sagen. Basileae vero Castalio non obscure Pelagianismum tuebatur. Quin etiam his de rebus ita scribere coeperat Philippus, ut quamvis antea Calvini adversus Pighium libro diserte subscripsisset, tamen Genevenses quasi stoicum fatum invehentes notare quibusdam videretur f). Damit giebt Beza deutlich zu erkennen, daß weder

f) Beza in vita Calvini ad a. 1552. Op. Tom. III. p. 376.

weder die melanchthonschen Schriften überhaupt, noch auch der zum Theil (vom Melanchthon an Calvin) vom Balduin angeführte Brief die Behauptung widerlegen können, daß Melanchthon würklich einen solchen gefälligen Brief an Castalio geschrieben hat.

Der zweete Grund, aus dem Lobe Melanchthons hergenommen, beweiset gar nicht, daß er darum Calvini Meynung muß angenommen haben. Melanchthon hatte so viel Billigkeit, Mäßigung uud Ehrlichkeit, daß er auch denen, die gar nicht seiner Meynung waren, Gerechtigkeit wiederfahren lies. Wenn er auch gelindere Vorstellungen vom Bekehrungs- und Gnadengeschäfte glaubte, so verkannte doch M. darum nicht die scharfsinnige, fromme, beredte calvinische Vertheidigung der härtern Vorstellungsart. Darum konnte M. ihn loben, ihm zu einem solchen Werke Glück wünschen.

Der dritte Grund ist der stärkste und hat doch seine Schwächen. Beza beschwert sich mit Recht, daß Bald. die Worte weggelassen hat. Bald. fürchtete sich damit hervorzukommen, hofte durch diesen Unterschleif seine Sache zu verstärken, zu gewinnen. Er hat also Betrug gespielt und Beza strafet ihn mit Recht dafür. Aber, Balduin hat bey dieser Gelegenheit eben so wenig Einsicht als Ehrlichkeit bewiesen. Wäre das nicht seine dumme Stunde gewesen, so hätte ja Bald. leicht absehen können, wie wenig die ausgelassene Stelle seiner Sache nachtheilig werden konnte. Wer einmal äussert, daß er thätige Mitwürkung des Willens, sogar eine vorhergehende Würkung glaubt und wünscht, daß keine Bücher zur Behauptung des Gegentheils mögen geschrieben werden, der ist gewiß nicht mit Calvin einer Meynung. Und so hat sich M. in der angeführten Stelle geäussert. Wenn er, nachdem er seine ganz von der andern verschiedene Meynung gesagt hat, hinzusetzet, er wolle dem Calvin damit nichts vorschreiben, er glaube, sie dächten im Grunde gleich, seine Vorstellung sey nur gröber, ungekünstelter, populärer, so ist

das nur Höflichkeit, so will er nur damit allen Verdacht von sich ablehnen, als ob er Lust habe, Calvinus Lehr- oder Zuchtmeister zu seyn. Man erinnert — wie jedermann weiß — mit einer anständigen Feinheit die Leute, an das, was sie zu thun haben, wenn man ihnen sagt: Ich bin überzeugt, daß Sie an dies oder jenes denken, daß Sie nicht daran dürfen erinnert werden. Nimmer würde Beza damit Gleichförmigkeit der melanchthonschen und genfer Lehre haben beweisen wollen, wenn ihn nicht die Hitze des Streites irre gemacht hätte. Er behauptete das 1563, wußte, was er hernach als Calvins Biograph geschrieben hatte, wußte, was mit den Synergisten vorgefallen war g). Und doch? —

Wie nahm sich denn Balduin überhaupt gegen Beza? Den Vorwurf des Unterschleifs übergieng er ganz: Das war auch der beste Weg, seine Schande zu verbergen. Auf das übrige gab er stolz und kurz zur Antwort: Nihilquicquam impudentius dici aut fingi potest, quam quod iam contendis hac tota in re Philippum idem, quod vos et vos idem, quod Philippus sentire. Nam etsi nonnisi postremis eius libris et sententiis standum esse dicas, tamen quod postremo ad articulos bavaricos scripsit, an cum doctrina in hoc genere vestra plane consentit h)?

Ein stolzer Zänker ist für seine Meynungen so eingenommen, daß er jede Bestreitung derselben für Bestreitung des gemeinen Menschenverstandes und für Gewissenssache hält. Mit der Zeit vertieft und verliert er sich in seinen Vorurtheilen immer weiter, je mehr man sich Mühe giebt, ihn herauszuziehen. Ein zurückhaltender, bescheidener,

g) Audiveras, paulo ante quam haec scriberes, in Saxonia inter Illyricum et Victorinum magnam fuisse quaestionem περὶ αὐτεξουσίου ἢ συνεργείας. Tu Illyricum, qui tecum sentit ferre non potes: Victorinum, qui Melanchthonem sequitur, non oppugnas, Bald. p. 141. l. c.

h) Respons. ad Calv. et Bezam pro Franc. Balduino, Fol. 145. verso.

scheidener, demüthiger, kaltblütiger Mann, wie Melanchthon war, beträgt sich anders. Wenn er auch eine Meynung als falsch und gefährlich verwirft, so verläugnet er darum nicht alle Billigkeit gegen die Freunde der verworfenen Meynung. Gerne gesteht er ihnen ihre guten Eigenschaften zu, lobt sie deswegen und leugnet nicht, daß sie mit sehr scheinbaren Gründen bey ihrer Meynung bleiben. Er will nicht alle Freundschaft mit ihnen aufgeben, nicht alle Liebe verleugnen, so lange nämlich ihr Widerstreben nur noch einige gute Erklärungsarten verstattet. Daraus also, daß Melanchthon an Calvin Briefe schrieb, daß er ihn in gedruckten Büchern lobte, folgt gar nicht, daß sie über Freyheit und Nothwendigkeit einerley Meynung müssen geheget haben. Daraus folgt nur so viel: Melanchthon war billig genung, die Lehre, wie er sie sich dachte, von derselben Lehre, wie sie Calvinus sich dachte, zu unterscheiden. Mel. glaubte, die calvinische Vorstellung mache Gott zum Urheber der Sünde und bedachte sich dabey: Calv. dächte sich gewiß die Lehre nicht mit dieser Folge. In der Verbindung würde sie Calv. gehasset haben. Mel. wußte, wie Calv. das ansah, wie er dazu durch einige biblische Stellen gekommen war, wie er mit seinem biblischen System die Rechte der Vorsehung, und die Würde der Oeconomie des N. T. zu retten glaubte! Mel. sah wohl ein, die Lehre vom freyen oder mitwürkenden Willen stellte sich dem Calv. unter einer scheuslichen Gestalt dar; als Bestreitung der Vorsehung, der Bibel, besonders der Briefe Pauli, der ganzen Ehre, die Gott von seinen Gnadenwürkungen auf die Menschen hat. Und so billigte Mel. zwar Calv. Lehre nicht, aber wohl die guten, frommen Gesinnungen dabey. Mel. und Calv. waren in dem Grundsatze sehr einig: Unter zwo oder mehrern Meynungen ist allemal diejenige vorzuziehen, welche sich am besten zur Bibel schikket und Gott am meisten verherrlichet. In der Anwendung dieses Grundsatzes giengen sie so von einander ab, daß

daß Calv. Nothwendigkeit und Melanchthon Freyheit lehrte. Calv. glaubte: die unumschränkte Oberherrschaft Gottes, die Rechte der eines unendlichen Wesens würdigen Vorsehung foderten unbedingten Rathschluß. Mel. glaubte: Güte, Weisheit und Gerechtigkeit des höchsten Wesens machten wenigstens einige Zufälligkeit unsrer Handlungen unentbehrlich. Sie giengen also von einem Grundsatze zu einem Ziele, und kamen auf verschiedene Wege. Jeder wollte die größte Summe der Verherrlichung Gottes herausbringen. Mußten sie darum aufhören, sich als Brüder, als gemeinschaftliche Arbeiter in den Weinbergen Gottes zu lieben? Eben diese Verschiedenheit der Wege, (mögte man hier sagen) verpflichtete sie, sich einander zu verfluchen. Calv. wollte die Macht Gottes recht groß machen und vernichtete darüber seine Weisheit, Gerechtigkeit und Güte, leitete Sünde, leitete die Hölle von ihm her. So mußte Mel. denken! Calv. hingegen mußte glauben: Melanchthon wollte Gottes Weisheit, Gerechtigkeit und Güte recht verherrlichen, und bestritt darüber seine Macht. Man lasse sich das gehörig erklären! Hätte Calv. geradezu gesagt: "Ich kann nicht alle göttlichen Eigenschaften retten, und ich muß also, zur Erhaltung einiger, andre hingeben. In dieser Verlegenheit will ich lieber die moralischen fahren lassen, als die physischen, lieber einen mächtigen, als einen gütigen Herrscher anbeten." Hätte das Calv. gelehret; so müßte alles wider ihn aufstehen. Aber macht er nicht bey aller Gelegenheit die Anmerkung: Ich lehre zwar eine ganz unumschränkte Herrschaft Gottes, aber ich will die moralischen Eigenschaften des Unendlichen damit auf keine Weise heruntersetzen? Melanchthon hätte sich also persönlicher Chicanen schuldig gemacht, wenn er dem Calv. hätte Folgerungen aufbürden wollen, die höchstens nur der Lehre zugehörten. Der Lehrer leugnet sie ausdrücklich i). Auffahrenden, heftigen

i) Ubique in scriptis suis clamitat (Calvinus) quoties de peccato agitur, non miscendum esse Dei nomen, quia in

heftigen Leuten ist die Unterscheidung der Person und Lehre zu weitläuftig, zu fein und zu klug. Mel., ein friedlicher, äusserst billiger und bescheidener Mann, hielt seinen Kopf immer so rein und helle, daß er die schwachen und starken Seiten der Meynungen, die er annahm und verwarf, genau unterscheiden konnte. Und so war er sehr geschickt, dem Calvino Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. O! daß doch viele diesem seinem Muster getreu wären! Wenn ihr es einem Praedestinatianer noch so stark beweiset, wie unauflöslich sein System an den Saz gebunden ist, daß Gott die Sünde gewollt und gewürket hat, und er sich für seine Person mit der gleich folgenden Antwort hilft, so müsset ihr damit zufrieden seyn." 'Ich sehe selbst, kann er sagen, ich sehe selbst so gut, wie ihr, das Band, welches meinen Grundsaz und diese Folgerung verknüpfet. Meine Vernunft, die mir das zeiget, giebt mir nicht Licht genung, einen Irrthum in der Erscheinung wahrzunehmen. Doch bin ich fest überzeugt, Gott wird in

in dei naturam non nisi perfecta rectitudo et aequitas competit. Quam putida igitur calumnia est, hominem de ecclesia dei bene meritum, crimine hoc involvere, quasi deum faciat autorem peccati? Docet quidem ubique, nihil fieri nisi volente Deo. Interea quae scelerate fiunt ab hominibus, deum arcano iudicio ita moderari asserit, ne quid affine habeat hominum vitio. Summa doctrinae eius est, Deum mirabiliter et modis nobis incognitis in quemcunque vult finem omnia dirigere, ut aeterna eius voluntas prima sit rerum omnium causa. Cur autem velit Deus, quod nobis videtur minime consentaneum, fatetur esse incomprehensibile. Ideoque nimis curiose et audacter investigandum esse negat, quoniam iudicia Dei sint abyssus multa et mysteria, quae modulum nostrum superant, reverenter adorare potius conveniat, quam excutere. Interea principium illud retinet, quamvis nos ratio consilii lateat, semper tribuendam esse deo iustitiae laudem: quia eius voluntas summa sit aequitatis regula. Calvinus in brevi Resp. ad diluendas nebulonis cuiusdam calumnias. Tract. theol. p. 730. et Opuscul. ed. Genev. 1611. p. 2037.

in den unermeßlichen Schätzen seiner Weisheit schon ein Mittel finden, dieses Band zu zerreissen, ein sichres untrügliches Mittel, dergleichen ich keines kenne, oder auch nur kennen kann. Ein Christ muß sich der Ergebung in den mächtigen Willen des Himmels befleissigen. Nicht glauben, was du siehst, muß eben so oft seine Losung seyn, als glauben, was du nicht siehst! Dahin führet auch die eben angeführte Stelle. Mel. und die übrigen Vertheidiger der Freyheit können sich auch nicht ganz beruhigen, sie müssen sich auch zulezt — und da wird es ihnen noch viel lästiger — wenn sie anders ehrlich mit der Sprache herausgehen, zu einer ähnlichen Auflösung des Knotens verstehen. Wie wollen sie sich Vorsehung, Vorherwissen Gottes mit Freyheit zu sündigen zusammendenken? Sie werden also in denselben Winkel getrieben, wo sie die Praedestinatianer schon vor sich hingetrieben hatten, müssen sich, wie jene, damit heraushelfen, daß die göttliche Natur für unsre kleine, schwache Vernunft zu unerforschlich ist."

Um aller dieser Gründe willen ist es desto ärgerlicher, daß Melanchthons Gedanken über die Freyheit so giftige Trennungen haben anrichten können. Eine der beyden daher entstandenen Secten legte der andern Gottlosigkeit und schreckliche Gotteslästerung zur Last. Alles mit der äussersten Heftigkeit! Und das waren gerade solche Fragen, über welche man sich am ersten in der Güte hätte vertragen sollen. Ja, wenn eine Parthey bündigen Beweis zu führen, die Frage rein, entscheidend und überzeugend aufzulösen, alle Schwierigkeiten wegzuräumen im Stande gewesen wäre, so liesse sich Intoleranz der einen Parthey noch entschuldigen. Aber daß Leute, die am Ende doch alle beichten müssen: "Hier sind für den menschlichen Verstand undurchdringliche, in den unermeßlichen Tiefen der unendlichen Gottheit verborgene Geheimnisse!" daß solche Leute prahlen, sich einander der Streitfrage wegen, die doch eigentlich nicht die Lehre selbst,

sondern

sondern nur ihre verschiedenen Erklärungsarten betrift, mit Bannflüchen, Verweisungen, Lebensstrafen drängen. Das ist unnatürlich! Melanchthon dachte menschlicher. Er hielte nicht jeden Verleugner der Freyheit alles Lobes, guter, frommer Gesinnungen unfähig, entschuldigte lieber mit der Dunkelheit der Sache, mit guten Absichten. Vielleicht ist einer der Gründe, um welcher willen Mel. sich überall so friedlich und ehrlich bewies, dieser, daß er sich oft daran erinnerte: "Jede göttliche Verfügung ist die beste unter vielen andern, die auch alle des höchstvollkommnen Gottes würdig wären." Der Gedanke führt zu dieser Folge: Also kann einer in der Erklärung theologischer Lehrsätze geirret haben, ohne deswegen nur eine der göttlichen Eigenschaften zu schmälern. Wenn er irgend etwas lehrte, das nicht dem würklich gewählten göttlichen Verfahren entspricht, aber doch auch der Gottheit würdig, also möglich wäre, so hat er zwar geirret, aber nicht auf eine den göttlichen Eigenschaften nachtheilige Weise. Er hat nichts vergeben. Ein Beyspiel muß das deutlicher machen. Salomo unterhielte k) mit dem Könige zu Tyrus einen, nur diesen beyden Fürsten leserlichen, Briefwechsel. In einem dieser mit Zeichen, nicht mit gewöhnlichen Buchstaben, geschriebenem Briefe besprachen sie sich über Staatsangelegenheiten. Gesezt nun A und B wollten den Brief entziffern und fiengen das mit verschiedenen Schlüsseln an. Einer hielte das Zeichen z. E. für ein o, was der andre sich als ein e dachte, und A träfe den rechten Sinn des Briefes, so kann B natürlicherweise den rechten Sinn nicht getroffen haben, und doch hat er vielleicht etwas herausgebracht, das vernünftig zusammenhänget und dem weisen Salomo eben so viel Ehre macht, als der rechte von A entzifferte Sinn. Da könnte man nun dem B vorwerfen: Du schreibst da dem Salomo Aeusserungen zu, die gar nicht auf den gewöhnlichen Ton der Weisheit gestimmet sind, und er konnte das so beant-

k) Josephs jüdische Alterth. B. 8. K. II.

beantworten: Das grosse Genie Salomons hat in dieser Staatssache Tiefen entdeckt, von welchen kein gewöhnliches Auge Witterung hat. Was uns also hier auffällt, das ist seine grosse Weisheit. Ohngefähr derselbe Vorwurf könnte dem A gemacht werden, und er müßte sagen: Das grosse Genie Salomons erleichtert die Erklärung dieser Zeichensprache. Freylich konnte nur Salomo selbst entscheiden, ob A oder B gelehrter und glücklicher entziffert hatte. Aber wenn er nun sahe, daß die ihm vom B zugeschriebene Gedankenreihe seiner würdig wäre, ob sie gleich noch Lücken hätte, die aber auch durch ihm sehr rühmliche Hypothesen ausgefüllet werden konnten, hatte denn nicht Salomo in diesem Falle Ursache, mit A und B zufrieden zu seyn, sich gegen sie zu erklären? Einer läßt mich das denken, was ich würklich gedacht habe, der andre, was ich eben so rühmlich könnte gedacht haben!

So geht es den Sternkundigen, wenn sie Erscheinungen am Himmel nach widrigen Systemen erklären. Die Erscheinungen selbst sind mit Zeichen geschriebene Briefe. Gott legt sie den Astronomen zur Entzifferung vor. Einer sezt dabey zum Grunde, daß die Erde stille steht, ein andrer, daß sie sich beweget. Einige glauben eine zitternde Bewegung der Erde um ihre Axe, andre Bewegung in Spirallinien u. s. w. Es lassen sich die Erscheinungen nach dem tychonischen, ptolemeischen und copernicanischen System erklären. Und doch ist vielleicht nicht eines der drey Systeme so wahr in der Natur, als es in den Schulen, in manchem einzelnen Kopfe für wahr gehalten wird. Weil aber alle Vertheidiger dieser drey Systeme mit einem Munde an dem Gebaude des Baumeisters unbegränzte Macht und Weisheit erkennen, so ist ihnen gar nicht für Versündigung bange, wenn sie sich auch irren sollten. Sie denken so: läßt Gott jene grossen Erscheinungen anders werden, als wir glauben, so könnt' er sie doch so werden lassen, aller seiner Vollkommenheiten unbeschadet. Ein Allwissender, Unendlicher

kennet

kennet unzählige, alle gleich schöne, seiner Wahl würdige Plane. Denket euch einen Copernicianer, der sich über das ptolemeische System recht hergemacht hat, über die Verwirrung so vieler Zirkel und Nebenzirkel, daß es nicht abzusehen ist, wozu die unbegreiflich schnelle Bewegung der Himmelskörper gut ist! rc. Wenn dieser Copernicianer, nachdem er alles das gesagt und nach seiner Art bewiesen hat, ein verständiger billiger Mann ist, so wird er doch gestehen müssen: Jene Fehler des bestrittenen Systems können auf der andern Seite mit Vortheilen wieder ersezt werden, dergleichen bey dem allereinfachsten Mechanismo der Bewegung unsrer Erde nicht denkbar sind. Der unendliche Verstand kennet die Ersetzungen, weiß sie zu finden und zu würken. Für uns Menschen ist ja nicht alles geschaffen. Vielleicht nützet diese ganz unbeschreiblich schnelle himmlische Bewegung, uns ganz unbekannten, Welttheilen. Ist also das ptolemeische System falsch, so bleibt es doch möglich, also des Unendlichen würdig, denn was des unendlichen Schöpfers unwürdig ist, das ist unmöglich. Ein Astronom, der in seinem Gewissen überzeugt ist, irgend ein System nur deswegen angenommen zu haben, weil er es nach reifer Ueberlegung und Vergleichung mit den übrigen der göttlichen Wahl am würdigsten schäzte — sollte der, gesezt sein System wäre zulezt falsch, sich fürchten dürfen vor Gott zu erscheinen? Kann er nicht mit den Bekennern aller übrigen Systeme die Anrede von Gott erwarten, wie wir sie im ähnlichen Falle dem Salomo zuschrieben: Einer von euch hat mich die Himmel bewegen lassen, wie ich sie würklich bewege, die andern, wie ich — wenigstens so gut ihr das wußtet — sie meiner göttlichen Majestät unbeschadet hätte bewegen können." Ist das nicht alles so wahr, und doch wenn von theologischen Sachen die Rede wird, leugnen das alles die Meisten. Melanchthon war wohl nicht einer von ihnen, was Freyheit und Nothwendigkeit betrift. Er gestund, daß auch unrichtige Vorstel-

lungen davon, möglich, wahrscheinlich, der göttlichen Vollkommenheit würdig seyn könnten.

Ich entscheide nichts, aber ein hieher gehöriges Factum muß ich als Geschichtschreiber erzählen und mit Anmerkungen begleiten: "Mir erscheinet ein Gedanke, der alle Schreckbilder, wofür sich die Theologen, wenn von Irrthümern die Rede war, so lange fürchteten, der ihre panischen Schrecken selbst verscheuchen kann. Der menschliche Verstand findet darum bey Religionsstreitigkeiten oft die Gründe für und wider gleich stark, weil das meiste Falsche daran so gut möglich ist, als das wahre. Sagen wir nicht alle, Offenbarung ist Würkung eines freyen göttlichen Rathschlusses? Gott war nicht wesentlich gezwungen, Menschen oder andre Geschöpfe ausser sich werden zu lassen. Er konnte daher, wenn es sein Wille war, nichts oder eine von der gegenwärtigen ganz verschiedene Welt schaffen. Und wenn er Menschen schaffen wollte, so hätte Gott sie auf ganz andern Wegen, als die gewählten sind, zu seinen Absichten hinführen können. So sehr auch diese Wege den gewählten entgegen gewesen wären, doch hätten sie alle der Wahl des höchstvollkommnen Wesens würdig seyn können, denn die unendliche Weisheit kennet unzählige Mittel und Wege der Offenbarung, und sie sind ihrer alle gleich würdig. Wenn das wahr ist, wie kann es uns denn befrembden, von Theologen Freyheit und Nothwendigkeit mit gleich starken Gründen vertheidigt und bestritten zu finden. Haben wir nicht einzelne Gedanken und Grundsätze, die es begreiflich machen und beweisen: Gott konnte den Menschen frey schaffen, und Gott hat den Menschen nicht mit wählender Freyheit schaffen können, u. s. w l)" Saurin m) frägt, (weil nur das hieher gehöret) "woher weiß es der Mann, daß wir einzelne Gedanken und ganze Grundsätze haben zur Erläuterung, zum Beweise der Sätze. Gott konnte den Menschen frey schaffen,

l) Commentaire philosophique sur les paroles: Contrains les entrer! Tom. II. Supplem. ch. 24 p. 308-310.

m) Reflexions sur les droits de la Conscience, p. 323. suiv.

schaffen, konnte den Menschen nicht mit wählender Freyheit schaffen?" Saurin durfte sich, um mit der Frage wegzubleiben, nur an die schon seit wenigstens 150 Jahren in ganz Europa für und wider die Freyheit geschriebenen, öffentlich bekannten Bücher erinnern. In diesen Büchern gewinnt jede Parthey eigne Siege. In jeder arminianischen, reformirten, molinistischen und jansenistischen Schrift finden sich solche Ideen, solche Grundsätze häufig. Daran ist also der menschliche Verstand nicht arm. S. sagt: "Es giebt würkliche Widersprüche, die dem göttlichen Wesen entgegenstehen, also unmöglich sind. Gott konnte keine Körper ohne Ausdehnung, ohne die drey Dimensionen, keine Geister ohne Denkkraft schaffen." Wozu das? B n) hatte gar nicht behauptet, es gebe gar keine absolute Unmöglichkeiten, wozu denn die Bemerkung des Innhalts, daß die wesentlichen Eigenschaften bleiben müssen, wenn dasselbe Wesen bleiben soll? Wer bezweifelt das? "Wenn Gott, fährt S. fort, den Menschen nicht mit wählender Freyheit geschaffen hat, woher weiß denn B, daß er ihn auch damit hat schaffen können? ob nicht vielleicht diese Freyheit so sehr Widerspruch ist, als viereckigter Zirkel, unabhängiges Geschöpf?" Ich verstehe das nicht genung, um es widerlegen zu können. Melanchthon würde sich vielleicht auf die Instanz mit dieser Antwort eingeschränket haben. "Ich mag mich in solche Sachen nicht gerne zu sehr vertiefen. Nach meiner Vorstellung, die ich in solchen Fällen gerne tief herabstimme, hat Gott alles frey geschaffen, so, daß er es auch gar nicht oder anders hätte schaffen können. Wie kann ein reformirter Geistlicher das bezweifeln? Er bezweifelt' es aber, indem er zu leugnen scheinet, daß Gott den Menschen mit wählender Freyheit habe schaffen können. Wie kann er diese wählende Freyheit so widersprechend, als einen viereckigten Zirkel, als ein unabhängiges Geschöpf finden? Sagt er nicht bald hernach, Gott müsse jedem geschaffnen, vernünftigen Wesen Gesetze geben?

n) So nennen wir den Verfasser des Commentaire.

geben? Die göttlichen Gesetze für den ersten Menschen waren mit Verheissungen und Drohungen versiegelt. Das sezt möglichen Gehorsam und Ungehorsam voraus. Die strengsten Theologen, ein Augustin und Calvin, lehren ausdrücklich, der Mensch habe seinen freyen Willen nur durch Misbrauch verlohren. Mehr brauchen wir nicht, um uns zu überzeugen, daß Gott den Menschen mit wählender Freyheit schaffen konnte, daß es möglich war. Ist es nicht bey Adam würklich gewesen, so zergehen alle christliche Religionssysteme! Gott hätte bey dem allen den Menschen auch mit Bestimmung zum Guten schaffen, ihn dieser Bestimmung so getreu erhalten können, daß er gar nicht hätte wanken können. Deswegen ist Freyheit und Nothwendigkeit möglich. Ohngefähr das hätte Mel. antworten können. Auch hätte sich S. nicht hinter schwankende Ausdrücke verstecken müssen, aus welchen die Beraubung des freyen Willens, als Widerspruch erscheinet. Denn soll daraus — Gott hat Adam ohne wählende Freyheit geschaffen — folgen; also sey diese Freyheit widersprechend, so wird bald ein andrer sagen: Gott hat ihn mit Freyheit geschaffen, also muß jede, dieser entgegengesezte, Bestimmung so widersprechend seyn, als ein viereckigter Zirkel. Was S. bey der b. Behauptung, es gebe gar oft eben so starke Beweise für Unwahrheit, als für Wahrheit, sagt, das ist ganz unerheblich. Damit bestreitet er Dinge, die B gar nicht behauptete. Das einzige wichtige dabey ist die Anmerkung, daß uns moralische Demonstrationen zur Wahl einer Religion bestimmen müssen. Aber das kann auch in dem Streite über Freyheit und Nichtfreyheit wenig entscheiden. Jede Parthey rühmet sich solcher Demonstrationen und das Kennzeichen ist also zweydeutig.

"Wie wird es denn gehalten, wenn die Offenbarung etwas zweifelhaft läßt? Jeder erklärt es nach seinem System. Das eine System mag gerade den rechten Punct getroffen haben, darum können die andern Systeme solche Resultate bringen, die Gottes auch sehr würdig sind. Gott

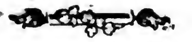
Gott hätte ja alles anders machen können, als er es gemacht hat, hundertmal anders und seine Vollkommenheit wäre noch immer gleich gros geblieben. Sonst wäre Gott nicht frey und wir würden in Gefahr kommen, von ihm stoisch oder spinozisch zu denken. An allen unrichtigen Systemen ist also nichts Strafbares, so lange sie nicht ein Theolog auf einen Gedanken bauet, den er selbst der göttlichen Offenbarung widersprechend und der Majestät Gottes nachtheilig schätzet. Ein solcher Theologe ist nicht leicht in der Welt o)."

Diese Stelle vergleichet Saurin mit einer andern, wo B. sagte: "er wolle sich der Vergleichung mit einem Fürsten enthalten, der in seinem weiten Reiche über mancherley Völker zu gebieten hätte, die sich durch Gesetze, Gebräuche, Gewohnheiten und Sprachen unterschieden," und schliesset, auf diese Art könne man alle christliche und heydnische Religionen rechtfertigen. S. hätte doch bedenken sollen, daß B. fragte: "Wie wird es gehalten, wenn die Offenbarung etwas zweifelhaft läßt? was ist von darüber entstandenen Verschiedenheiten zu urtheilen?" S. führt die Stelle noch einmal an, wo es heisset: "Gott konnte das, was er gemacht hat, hundertmal anders machen und allemal auf eine seiner Vollkommenheit würdige Weise." Da unterscheidet S. wesentliche und nicht wesentliche Theile der Religion, und sezt hinzu: "B. macht die Unterscheidung nicht so, spricht allgemein, Gott hätte alles rc. Damit sezt er ja unter die andern möglichen Arten auch die heydnischen Dichter und die chinesischen Bonzengrillen, und entschuldigt alle je erträumte, je angenommene Religionen. Er will das mit der göttlichen Freyheit beweisen. Wäre sein Schluß (Sonst müßten wir uns unsern Gott stoisch oder spinozisch denken) recht, so hätte Gott ja die fürchterlichste wählende Freyheit, könnte sich falsch erklären, falsch

o) Comment. ph. p. 310. rc.

ben sich schwören, könnte Haß gegen ihn uns gebieten und Selbstliebe verbieten, könnte Verrätheren, Meyneid und alle mögliche Verbrechen befehlen, könnte Tugend in Laster, Laster in Tugend verwandeln." Zur Widerlegung der Weitläuftigkeiten ist die Erinnerung hinlänglich, daß B. nur solche verschiedene Wege möglich anerkannte, welche der höchsten Vollkommenheit anständig sind. Mit dieser Einschränkung ist es deutlich genung, daß B. Gottes höchste Freyheit nicht darein setzet, daß Gott gut und böse, thöricht und weise verfahren kann, sondern darein, daß er unter unzähligen unendlich guten und schönen, möglichen Fällen einen nach seinem Wohlgefallen wählen kann. Folgt daraus, daß Gott die heydnischen Religionen kann gestiftet haben, wie sie von den alten Dichtern besungen sind? Waren das seiner unendlichen Vollkommenheit würdige Verfügungen?

Verzeichniß



Verzeichniß der Subscribenten.

A.

Addresscomtoir, kayserliches privil. in Hamburg . . 2

Hr. Biener, Gerichtsverwalter 1
— Bluhm in Lüneburg 1
— Bohn, Buchhändl. in Hamburg . . 6

— Capsius, Probst und Hauptpast. zu Ploen . . . 1
— Corsberg, Past. in Wyburg . . . 6
— Fried. Otto, Reichsgraf von Dernath, Ritter, königl. dänischer Cammerherr und Landrath, Herr von Haßelberg und Orvelgünen 1

— Dietrich, Buchhändler in Göttingen . . . 3
— Dithmer, Bürgermeister . . . 1
— Dörfer, J. M. Pastor in Ploen . . 1
— Dusch, Joh. Died. Conr. Diaconus in Möln . 1

— Ecks, Regierungssecretair in Stade . . 1
— Esmarch, J. H. Cammerath und Zollverwalter zu Burg auf Femern 1
— Ettler, F. C. C. auf Femern . . 1

— Falckenhagen, Past. zu Lensahn . . 1

— Grautoff, Cand. Theol. in Lübeck . . 1
— Groß, Buchhändler in Nordhausen . . . 1
— Gundelach, Prediger auf Petersdorf zu Femern . 1

— Hadeler zu Hizacker . . . 1
— Hasse, Probst aus Seegeberg . . 1

— Kahle, J. W. Zollschreiber . . . 1
— Kaufmann, Regierungssecretair in Ratzeburg . 1
— Koch in Lübeck 1
— Krück, Lic. jur. in Lübeck . . 1
— Kronholm aus Bacherach . . . 1
— Kühl, M. Archidiaconus zu St Michael in Wismar 1

— Leich, A. E. Rathmann in Ratzeburg . . 1
— Lindelof, J. F. Pastor zu Landkirchen auf Femern 1
— Lueder, Superintendent in Dannenberg . . 11

Hr.

Hr.	Mackeprang auf Femern	2
—	Maider, G. F. auf Femern	1
—	Mau A. J. F. Pastor in alten Krempe	1
—	Möllrath, Joh. Fr. Archidiaconus zu St Jacobi in Lübeck	1
—	Muscat, J. Fr. in Lübeck	1
—	Nessien, Rector in Wyburg	13
—	Neumeyer, Pastor zu Schlutop	1
—	Riemann, Cand. Theol. zu Ratzeburg	1
—	Schaefer, Joh. Chr. Cand. Theol.	1
—	Scharf, Amtmann zu Dannenberg	1
—	Schlosser, Pastor in Bergedorf	1
—	Schneppenkrell, Cand. Theol.	1
—	Stricker, Past. in Ratkau	1
—	Suhl, Cand. Theol. in Lübeck	1
—	Thomsen, Med. Ord. auf Femern	1
—	Trefurt zu Dannenberg	1
—	Vogt zu Hitzacker	1
—	Volckmar, Pastor zu Corau	1
—	Waysenhausbuchhandlung in Braunschweig	2
—	Wehrs in Stockelsdorf	3
—	Weitsch, Rector	1
—	Wendt, Pastor in Schoenberg	1
—	Wettering, Paul. Albrecht, Pensionair zu Broda	1
—	Wilder, C. A. zu Landkirchen auf Femern	1
—	Zimmermann, Joh. Chr. Probst zu Ulzen im Lauenburgischen	15
—	Zimmermann, Pastor zu Hitzacker	1



